

# JÜRGEN SCHRAMKE

## Gliederung

	Seite
1. Biographische Informationen über Jürgen Schramke (zusammen- gestellt von Carsten Stahmer).....	2
2. Jürgen Schramke und die Weimarer Kolloquien (Carsten Stahmer) .....	14
3. Herder – Eine Skizze seiner Geschichtsphilosophie (Jürgen Schramke, 2. Weimarer Kolloquium 2000) .....	16
4. Goethe als Naturforscher – Philosophie im Gedicht (Jürgen Schramke, 3. Weimarer Kolloquium 2001) .....	32
5. Wieland – Der Anspruch der Vernunft und das Reich der Phantasie (Jürgen Schramke, 4. Weimarer Kolloquium 2002) .....	81
6. Kulturpatriotismus im klassischen Weimar (Jürgen Schramke, 9. Weimarer Kolloquium 2008) .....	90
7. Das Unheil aus der Vorgeschichte – Über komplexe Handlungsmuster in Fontanes Erzählwerk (Jürgen Schramke, unveröffentlicht) .....	103

# 1. Biographische Informationen über Jürgen Schramke

*zusammengestellt von Carsten Stahmer, Dezember 2019*

*Grundlage des folgenden Textes ist der Lebenslauf von Jürgen Schramke, den er zu Beginn seines Habilitationsverfahrens (1990) verfasste. Eingefügt habe ich Abschnitte aus seinem „Bericht über die Gegenstände, Ziele und Ergebnisse meiner bisherigen Forschungstätigkeit“ und seiner „Übersicht über Lehrveranstaltungen“ (bis 1989) eingefügt, die er zum gleichen Anlass erstellte. Auf der Grundlage von Jürgen Schramkes Unterlagen in seinem Nachlass und den Vorlesungsverzeichnissen der Universität Göttingen habe ich seine Unterrichtsaktivitäten an der Universität seit 1995 ergänzt. Außerdem habe ich ein erweitertes Verzeichnis von Jürgen Schramkes veröffentlichten und unveröffentlichten Büchern, Aufsätzen und Vortragsmanuskripten hinzugefügt.*

Jürgen Schramke

November 1990

## Lebenslauf

Ich wurde am 12. August 1942 in Sorau (Niederlausitz) geboren, als Sohn von Dr.jur. Gerhard Schramke und Käthe Schramke, geb.Steitz. 1946 Übersiedlung nach Heide (Holstein), Ende 1950 Umzug nach Rendsburg (Holstein). Ich wurde im Frühjahr 1949 eingeschult und legte im Febr. 1962 an der Herderschule Rendsburg (neusprachlicher Zweig des Gymnasiums) die Reifeprüfung ab.

Anschließend studierte ich an den Universitäten Tübingen, Kiel und Göttingen die Fächer Germanistik, Romanistik (Schwerpunkt Französisch, zweite Sprache Italienisch) und Philosophie; außerdem belegte ich einige Semester lang Geschichte und erwarb das Graecum. 1966 – 67 absolvierte ich als DAAD-Stipendiat ein Studienjahr in Aix-en-Provence. Nach Göttingen zurückgekehrt, war ich Doktorand bei Prof. Killy und fungierte zeitweise als Tutor. 1971 reichte ich meine Dissertation ein, 1972 wurde das Promotionsverfahren abgeschlossen. Die schriftliche Arbeit wurde mit dem Prädikat "opus eximium", die mündliche Prüfung (in Germanistik, Romanistik, Philosophie) als "magna cum laude" bewertet. Meine Dissertation "Zur Theorie des modernen Romans" wurde beim Verlag C. H. Beck (München 1974) veröffentlicht und erschien später auch in italienischer Übersetzung (1980).

Meine Dissertation "Zur Theorie des modernen Romans" stellt die Frage nach der übergreifenden Problematik und den strukturellen Gemeinsamkeiten jener Romanform, die in der ersten Hälfte des 20. Jhs. (besonders in der Zwischenkriegszeit) in Deutschland und Westeuropa als eine neue Etappe der Gattungsgeschichte auftritt. Es geht um den Versuch einer Synthese all derjenigen romantheoretischen Konzeptionen, welche von wichtigen Romanciers selbst in bewusster Abgrenzung gegen die traditionelle Erzählweise, d.h. vor allem gegen den realistischen Roman des 19. Jhs. entwickelt wurden. (Die repräsentativen Autoren sind für den deutschen Sprachraum Broch, Döblin, Musil, Th. Mann u.a.; hinzu kommen Proust und Gide, Joyce und V. Woolf.) Berücksichtigt werden theoretische Reflexionen bzw. Selbstinterpretationen in Aufsätzen, Briefen, Tagebüchern etc.; aber auch essayistische Exkurse im Rahmen der Fiktion: insofern häufig die Schwierigkeiten des Erzählens selbst zum Romanthema avancieren. Um die romantheoretischen Aussagen der verschiedenen Autoren mit einem kohärenten Begriffsinstrumentarium zu erfassen, werden einige Grundbegriffe aus Lukács' „Theorie des Romans“ (1920) herangezogen. - Aus gattungsgeschichtlicher bzw. geschichtsphilosophischer Sicht erfolgt die Gegenüberstellung von Epos und Roman, von traditionellem und modernem Roman sowie der jeweils entsprechenden "Weltzustände". Charakteristisch für den modernen Roman ist eine zunehmende Entfremdung zwischen „Innerlichkeit und Außenwelt!“, mit der Tendenz zum Realitätsverlust und zur Aufblähung des seelischen Bereichs. Die Kategorien Romanhandlung und Entwicklung scheinen obsolet zu werden. Die Romanfiguren verkörpern problematische Individuen, welche keine produktiven Auseinandersetzungen mit ihrer Umwelt, keine vorwärts treibenden Konflikte mehr bestehen. Dem entspricht die Behandlung der zeitlichen Dimensionen, die Aufspaltung in eine mechanisch vergehende äußerliche und eine subjektiv erlebte innere Zeit (die sich weitgehend aus der Erinnerung speist). Die vielbeschworene Krise des Romans wird aus einer „abbildungsfeindlich“ gewordenen Welt hergeleitet und im Roman selbst thematisch gemacht. Alle Darstellungsprobleme und romantischen Lösungen erscheinen als Funktion eines bestimmten Verhältnisses zur Wirklichkeit, als Resultat der Suche nach einer darstellbaren Welt; nicht aber als Griff in ein beliebig verfügbares Arsenal von Formelementen, Redeweisen und Darbietungsmitteln (wie es die zeitlos verallgemeinernden Erzähltheorien typologischer oder morphologischer Art voraussetzen).

Vom Herbst 1972 bis zum Frühjahr 1975 war ich wissenschaftlicher Angestellter am Romanischen Seminar der Universität Göttingen (mit befristetem Vertrag, zur Vertretung eines beurlaubten Kollegen). Meine Lehrveranstaltungen umfassten:

### *Proseminare*

- Montesquieu, Les Lettres Persanes
- Probleme des Romans bei Balzac und Robbe-Grillet
- Baudelaire, Les Fleurs du Mal
- Beaumarchais, Le Mariage de Figaro

### *Seminare* (für künftige Realschullehrer/innen)

- Diderot, Jacques le Fataliste et son Maître
- Probleme der marxistischen Literaturtheorie

Regelmäßige *Übersetzungsübungen* (frz.-dt.) für Kandidaten zur Realschullehrerprüfung.

Ab Jan. 1976 bis zum Herbst 1981 war ich – vom Deutschen Akademischen Austauschdienst beauftragt – als Lektor am Germanistischen Institut der Université de Provence (Aix-Marseille I) tätig. Im Laufe dieser Jahre habe ich folgende Lehrveranstaltungen abgehalten:

### *Literatur*

Ganzjährige Vorlesungen (mit Seminarübungen) im Rahmen der zentralen Programme der „concours“, d.h. für Kandidaten zum Staatsexamen (CAPES bzw. Agrégation):

- Adalbert Stifter, Studien
- Wilhelm Heinse, Ardinghello und die glückseligen Inseln

### *Landeskunde* („civilisation“)

- Regelmäßige Vorlesungen zur Geschichte Deutschlands bzw. der Bundesrepublik seit 1945; mit Seminarübungen (in mehreren Gruppen) anhand zeitgeschichtlicher Texte.

- Regelmäßige Übungen (in Gruppen) zum Hörverstehen sowie zur aktuellen Landeskunde anhand von Fernsehaufzeichnungen (für Studienanfänger).
- Seminar zur dt. Gegenwartssprache und Gesellschaft anhand ausgewählter Presseartikel (für das 3. Studienjahr).

### *Übersetzungen*

Zahlreiche Übersetzungsübungen (frz.-dt.) auf verschiedenen Niveaustufen (1., 3. und 5. Studienjahr).

1982 – 83 lebte ich überwiegend in Paris (mit einem Forschungsstipendium), seit 1984 wieder in Göttingen (als „Privatgelehrter“). Von Jan. 1986 bis Dez. 1987 war ich als wiss. Mitarbeiter an der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek an einem Projekt zur maschinenlesbaren Erfassung der handschriftlichen Altbestandskataloge beteiligt.

Aus meinen umfangreichen Forschungen zur Literatur des 18. Jahrhunderts sind zwei Arbeiten hervorgegangen: eine Buchveröffentlichung über „Wilhelm Heinse und die Französische Revolution“ (bei Niemeyer, Tübingen 1986) und die vorliegende Habilitationsschrift zum Begriff „Enthusiasmus“ im Zeitalter der Aufklärung.

Meine Beschäftigung mit Wilhelm Heinse stützt sich vor allem auf das reichhaltige Material seiner nachgelassenen privaten Aufzeichnungen (1774-1803), das erst seit 1925 gedruckt vorliegt (in 3 Bänden, aber unvollständig) und bisher wenig ausgewertet wurde. Nur durch den Rückgriff auf dieses Textmaterial lässt sich das noch immer spekulative und verzerrte Heinse-Bild korrigieren. Die seit dem Beginn des 20. Jhs. gängige Auffassung von Heinse als einem „Vorläufer“ Nietzsches mit dem Etikett „ästhetischer Immoralismus“ verstellt den Zugang zu seiner (literatur)geschichtlichen Eigenart. Der Aufsatz „Wilhelm Heinse als Spätaufklärer“ (1979) war ein erster Versuch, diesen Schriftsteller konkret in seiner Epoche zu situieren. Die philosophischen Anschauungen H.s wurden stark geprägt von den französischen Sensualisten/Materialisten, aber auch modifiziert vom zeitgenössischen deutschen Pantheismus. (Es wäre ein Forschungsdesiderat, den Einfluss von Helvétius auf Heinse sowie dessen Stellungnahmen zum Spinoza-Streit näher zu untersuchen.)

In dem Buch „Wilhelm Heine und die Französische Revolution“(1986) werden alle einschlägigen Texte kommentiert, und zwar im Hinblick auf die spezifische Gedankenwelt des Verfassers, die normativen Ideen der Aufklärung sowie die Ergebnisse, Tendenzen und Widersprüche des Umwälzungsprozesses selbst. Dabei wird auch der biographische Hintergrund berücksichtigt, insbesondere die Spannung zwischen der Position des Autors am Mainzer Hof und seiner libertinen Geisteshaltung. Das erweiterte Thema dieser Arbeit bilden H.s Anschauungen über moralische, gesellschaftliche und politische Probleme. Aus der Gesamtheit seiner Notizhefte ergibt sich, dass er zeitlebens entschieden antiklerikal und antiabsolutistisch eingestellt war und blieb, die alten Republiken verherrlichte und immer wieder auf die Frage des Eigentums (zumal das Prinzip der Vererbung) als Quelle der Ungleichheit zurückkam. Seine Äußerungen zu den Ereignissen in Frankreich seit 1789 knüpfen bruchlos an diese Leitmotive an. Zwar wirkt der Ton verhalten, ohne emotionale Anteilnahme, aber die prinzipielle Zustimmung kommt deutlich zum Ausdruck; auch extreme Bestrebungen und Maßnahmen werden gebilligt, soweit sie H.s eigenen Ansichten entsprechen. Seine Reaktionen sind (anders als die vieler Zeitgenossen) weder von Überschwang noch von Enttäuschung gekennzeichnet.

Meine Habilitationsschrift „Das Prinzip Enthusiasmus – Wandlungen des Begriffs im Zeitalter der Aufklärung und der Französischen Revolution“ stellt eine zugleich begriffsgeschichtliche und ideengeschichtliche Studie dar. Die Arbeit ist komparatistisch angelegt: wesentliche Etappen der deutschen und der französischen Begriffsentwicklung werden nachgezeichnet (auch die intensiv rezipierten Beiträge von Shaftesbury und Hume sind einbezogen). Ich habe mich bemüht, meine Untersuchungen auf eine breite Textgrundlage zu stellen; von anspruchsvollen philosophischen Abhandlungen (Kant ) über zahlreiche "populärphilosophische" Aufsätze und Bücher bis hin zu flüchtigen Artikeln und Broschüren der Tagesschriftstellerei wurden sehr verschiedene Textsorten berücksichtigt. - Drei Schwerpunkte der Darstellung seien genannt: die Neubewertung des Enthusiasmus in der französischen Hochaufklärung (Diderot und andere Enzyklopädisten, Rousseau etc.); die deutsche Debatte in den 1770er Jahren über "Enthusiasmus und Schwärmerei" (Wieland, Lessing, Herder, Hamann, Anhänger Lavaters und Berliner Aufklärer, u.v.a.); die inflationäre und oft stereotype Verwendung dieses Stichworts im Diskurs der zeitgenössischen deutschen Publizistik über die Französische Revolution.

Ich gehe von der These aus, dass der Begriff „Enthusiasmus“ im Laufe des 18. Jhs. immer größeres Gewicht erlangt, zum „Vernunft“-Begriff in Beziehung tritt und eine Komplementärfunktion übernimmt. Beide Kategorien, Vernunft und Enthusiasmus, stellen (im Sprachgebrauch der Epoche) bestimmte „Seelenkräfte“ dar und werden zugleich (bei emphatischer Verwendung) mit naturrechtlichen Ideen und Postulaten befrachtet. – Dem ist freilich ein tiefgreifender Bedeutungswandel und eine starke Aufwertung von „Enthusiasmus“ vorhergegangen. Im 17. Jh. und bis weit ins 18. Jh. hinein erscheint er als theologischer Begriff mit eindeutig negativen Vorzeichen, weitgehend synonym mit „Fanatismus“ (und auch mit dem deutschen Wort „Schwärmerei“). Für die orthodoxe Polemik sind alle Ketzer oder Nonkonformisten, besonders jene Sektierer, die sich auf innere Erleuchtungen berufen, gefährliche „Enthusiasten“. Auch bei Voltaire bleibt „enthousiasme“ bloß eine Variante von „fanatisme“, allerdings im Kontext einer aufgeklärten Religionskritik, die sich gerade gegen die etablierte Kirche richtet. Allmählich streift der Begriff seine theologische Fixierung ab und entwickelt sich zu einer psychologischen bzw. anthropologischen Kategorie: Enthusiasmus im weitesten Sinne gilt nun als eine disponible seelische Energie, die auf ganz verschiedene Gegenstände und Tätigkeiten abzielen kann, die sich gleichermaßen von religiösen wie von moralischen, künstlerischen, philosophischen, politischen etc. Motiven leiten läßt. Im Unterschied zu den gewöhnlichen Leidenschaften bezeichnet der Enthusiasmus alle geläuterten, edleren, uneigennütigen Triebkräfte (das von der Etymologie vorgegebene „göttliche“ Moment wird als Streben nach dem Wahren, Schönen und Guten gedeutet.) - Schematisch sind drei Anwendungsbereiche zu unterscheiden: Die alte theologische Bedeutung wird niemals ganz verdrängt, kann aber auch einen religionskritischen (rationalistischen) oder einen erneuerten religiösen (pantheistischen) Sinn annehmen. Die poetologische Bedeutung (seit Plato geläufig als „göttlicher Wahnsinn der Dichter“) erlangt im 18. Jh. neues Prestige und verbindet sich mit dem „Genie“-Begriff, wobei aber die Vorstellung einer passiven Inspiration durch das Konzept einer selbsttätigen, schöpferischen Einbildungskraft ersetzt wird. Schließlich kristallisiert sich ein relativ selbständiger, mit den spezifischen Aspirationen der Aufklärung verknüpfter Sinnbereich heraus, den ich als „moralisch-politische“ Dimension jenes Leitbegriffs definieren möchte. Die Formel „Enthusiasmus der Wahrheit, Tugend und Freiheit“ (Rousseau) bringt diese Orientierung wohl am besten zum Ausdruck. Nicht selten wird die neue Funktion im diskursiven Kontext als bewußte Umfunktionierung eingeführt, nämlich als Nutzbarmachung der durch religiösen Wahn irreführenden Energien

für diesseitige moralische Zwecke. Wenn die „Vernunft“ ihren Anspruch in der Wirklichkeit durchsetzen soll, braucht sie gewissermaßen ein ausführendes Organ, ist also auf den "Enthusiasmus" angewiesen, auf die von ihm freigesetzte Glaubenskraft, Willenskraft und Tatkraft. Der so erweiterte und umgepolte Enthusiasmus-Begriff geht eine feste Verbindung mit den programmatischen Ideen und Schlagwörtern der Aufklärung ein, ja kann geradezu mit ihnen verschmelzen (wie etwa im "Freiheitsenthusiasmus").

*Jürgen Schramkes Habilitationsverfahren war 1995 abgeschlossen. Von 1996 bis 2009 unterrichtete er als Privatdozent am Seminar für Deutsche Philologie (Abteilung Deutsche Literatur) der Universität Göttingen. Zu seinen Tätigkeiten an der Universität gehörten neben der Betreuung der Studenten bei Examina vor allem die Abhaltung von Vorlesungen, Pro- und Hauptseminaren:*

*Abkürzungen: SS = Sommersemester WS = Wintersemester*

- |              |  |
|--------------|--|
| SS 1996      | Gottfried Keller, Das Sinngedicht (Hauptseminar)   |
| WS 1996/97   | Erziehung, Bildung, Humanität – Programmatische Schriften von Lessing, Herder, Wieland, Kant, Schiller u.a. (Vorlesung)    |
| SS 1997      | Heine, Zeitgedichte (Hauptseminar, lt. Vorlesungsverzeichnis)  |
| WS 1997/98   | Heinse, Ardinghello (Hauptseminar, lt. Vorlesungsverzeichnis)  |
| SS 1998      | Gryphius, Sonette (Hauptseminar, lt. Vorlesungsverzeichnis)  |
| WS 1998/99   | Romane des 18. Jahrhunderts (I) (Vorlesung)  |
| SS 1999      | keine Lehrtätigkeit im Vorlesungsverzeichnis angegeben   |
| WS 1999/2000 | Autobiographien: Anton Reiser, Jung-Stilling, Ulrich Bräker, Jean-Jacques Rousseau und Johann Wolfgang Goethe (Proseminar) |
| SS 2000      | Tragikomödien (Hauptseminar)   |
| WS 2000/01   | Heinrich Heine: Balladen/Romanzen (Hauptseminar)   |
| SS 2001      | keine Lehrtätigkeit im Vorlesungsverzeichnis angegeben   |
| WS 2001/02   | Aufklärung und Humanität – Grundpositionen, Leitbegriffe, Werkbeispiele (Vorlesung)  |
| SS 2002      | Goethe, Philosophische Gedichte (Oberseminar)  |

WS 2002/03	Novellistik des 19. Jahrhunderts (Hauptseminar)
	Ernste Komödien (Hauptseminar)
SS 2003	keine Lehrtätigkeit im Vorlesungsverzeichnis angegeben
WS 2003/04	Der späte Lessing (Hauptseminar)
SS 2004	Gottfried Keller, Das Sinngedicht (Hauptseminar)
WS 2004/05	Heinrich Heine, Versdichtungen 1844 (Hauptseminar)
SS 2005	keine Lehrtätigkeit im Vorlesungsverzeichnis angegeben
WS 2005/06	Aus Fontanes Romanwerk (Hauptseminar)
SS 2006	Balladen von Goethe und einigen seiner Zeitgenossen (Hauptseminar)
WS 2006/07	Andreas Gryphius (Hauptseminar)
SS 2007	keine Lehrtätigkeit im Vorlesungsverzeichnis angegeben
WS 2007/08	Lessing und die Gattung Komödie (Hauptseminar)
SS 2008	keine Lehrtätigkeit im Vorlesungsverzeichnis angegeben
WS 2008/09	Gedichte von Goethe (Vertiefungs-/Haupt-Seminar)
SS 2009	keine Lehrtätigkeit im Vorlesungsverzeichnis angegeben

*Jürgen Schramke beendete seine Lehrtätigkeit 2009. In der Folgezeit setzte er seine literarischen Forschungen fort. Er schrieb einen umfangreichen Aufsatz über Fontanes Romane „Das Unheil aus der Vorgeschichte - Über komplexe Handlungsmuster in Fontanes Erzählwerk“, der bisher nicht veröffentlicht wurde. Die Arbeit an der Übersetzung von Balzacs Roman „Le Cabinet des Antiques“ (von Jürgen Schramke gewählter Deutscher Titel: „Der Salon der Mumien“) blieb unvollendet. Jürgen Schramke starb am 5. August 2016.*

*Meine Tochter Annette le Fort, Professorin an der Muthesius Kunsthochschule, engagierte sich mit Erfolg, dass Jürgen Schramkes Habilitationsschrift „Das Prinzip Enthusiasmus“ mit einem Vorwort von Prof. Ruth Florak (Universität Göttingen) 2018 veröffentlicht wurde (siehe Literaturverzeichnis).*

**Anhang: Veröffentlichte und unveröffentlichte Bücher, Aufsätze,  
Rezensionen und Vorträge von Jürgen Schramke**

**Zur Theorie des modernen Romans, München Beck 1974, 196 S. , zugleich:  
Göttingen, Univ., Philos.-Fak., Diss. 1972**

César Birotteau: das Schicksal und die Ökonomie, in: Lendemains 1, April 1975  
S. 82 – 99.

Zur Begriffsbildung der Politischen Ökonomie, in: Konkrete Reflexion –  
Festschrift für Hermann Wein zum 60. Geburtstag, herausgegeben von Jan. M.  
Broekmann und Jan Knopf, Verlag Martinus Nijhoff: Den Haag 1975, S. 34 –  
41.

Parteiläufer der Bourgeoisie und in der Kunst ein großer Realist – Zum 125.  
Todesstag Honoré de Balzacs, in: Deutsche Volkszeitung, Nr.33 / 14. August  
1975, S.14.

Natur, Fortschritt und vernünftiges Leben – Zum 200. Todestag von Jean-  
Jacques Rousseau, in: Deutsche Volkszeitung, Nr. 26 / 29. Juni 1978, S. 8.

Wilhelm Heine als Spätaufklärer, Cahiers d'Études Germaniques / Université  
Lumière (Lyon II); Université de Nice-Sophia Antipolis ; Université Paul-  
Valéry (Montpellier III) ; Université de Provence (Aix-Marseille I), Aix-en-  
Provence, 3 (1979), S. 65 – 83

Teoria del romanzo contemporaneo, traduzione di Cincia Romani, dt. Zur  
Theorie des modernen Romans, Napoli: Ligouri 1980, 239 S.

Zur Verwendung von deutschen Fernsehaufzeichnungen: Auswahlkriterien und  
typische Carstellungsformen, in: Deutscher Akademischer Austauschdienst,  
Materialien zur Hörverständnis- und Ausdrucksschulung, Arbeitsgruppe  
„Hörverständnis- und Ausdrucksschulung (HVA)“ der DAAD-Lektoren in  
Frankreich, Bonn 1982, S. 301 – 312.

**Wilhelm Heine und die Französische Revolution, Untersuchungen zur  
deutschen Literaturgeschichte Bd. 40, Tübingen: Niemeyer 1986, 147 S.,  
Reprint 2015 als ebook.**

Heine, Johann Jakob Wilhelm, Biographisches Lexikon zur Geschichte der  
demokratischen und liberalen Bewegungen in Mitteleuropa / Helmut Reinalter  
..., Frankfurt am Main u.a., 1 (1992), S. 49 – 50

Gelenkte Gattenwahl und Endogamie – Über einen Motivkomplex in den späten Erzählungen Adalbert Stifters, Habilitationskolloquium, 11. Mai 1995 (bisher nicht veröffentlicht)

**Das Prinzip Enthusiasmus. Wandlungen des Begriffs im Zeitalter der Ausklärung und der Französischen Revolution. Habilitationsschrift, Göttingen 1995, veröffentlicht 2018 im Göttinger Universitätsverlag.**

Wagner, Nancy Birch, Goethe as cultural icon, intertextual encounters with Stifter and Fontane : New York [u : a.], 1994. / [rezensiert von:] Jürgen Schramke , in: Germanistik, 37. Jg. 1996, H. 3/4, S. 940.

*[unter dem Pseudonym: Mark René Jegusch]* An der Wiege des revolutionären Subjekts – Erläuterungen zu einem Gedicht Heinrich Heines [„Karl I.“], Marxistische Blätter, 6-97, S. 15 – 18.

Heinse, Johann Jakob Wilhelm, Metzler Autoren Lexikon, Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage, hrsg. von Bernd Lutz, Verlag J. B. Metzler, Stuttgart und Weimar 1997, S. 339 – 340.

Auf dem Weg zur Klassik. Vortrag 10. November 1999. Unveröffentlichtes Manuskript, 49 S.

Herder – Eine Skizze seiner Geschichtsphilosophie, in: S. Hartard, C. Stahmer (Hrsg.): Magische Dreiecke. Berichte für eine nachhaltige Gesellschaft. Bd. 2: Bewertung von Nachhaltigkeitsstrategien [2. Weimarer Kolloquium der Vereinigung für ökologische Ökonomie 2000]. - Marburg : Metropolis-Verl., 2001, S. 121 – 138.

Goethe als Naturforscher : Philosophie im Gedicht, in : S. Hartard, C. Stahmer (Hrsg.): Magische Dreiecke. Berichte für eine nachhaltige Gesellschaft. Bd. 3: Sozio-ökonomische Berichtssysteme [3. Weimarer Kolloquium der Vereinigung für ökologische Ökonomie 2001]. - Marburg : Metropolis-Verl., 2002, S. 162 – 216.

Gerhard von Kügelgen: Johann Gottfried Herder, 1809, in: Dichterbilder: von Walther von der Vogelweise bis Elfriede Jelinek, hrsg. von Friederike Schmidt-Möbus und Frank Möbus, Reclam Verlag: Stuttgart 2003, S. 38 – 39.

Marie von Wartenberg: Theodor Storm, 1884, in: Dichterbilder: von Walther von der Vogelweise bis Elfriede Jelinek, hrsg. von Friederike Schmidt-Möbus und Frank Möbus, Reclam Verlag: Stuttgart 2003, S. 80.

Wieland – Der Anspruch der Vernunft und das Reich der Phantasie, in: S. Hartard, C. Stahmer (Hrsg.), Analyse von Lebenszyklen, Ergebnisse des 4. und 5. Weimarer Kolloquiums 2002 und 2003, Band 5 der Schriftenreihe Sozio-ökonomisches Berichtssystem für eine nachhaltige Gesellschaft, Statistisches Bundesamt, Wiesbaden 2004, S. 85 – 90.

Heinse, Wilhelm, Die Aufzeichnungen, Frankfurter Nachlass, Bd. 1 und 2: München [u.a.], Hanser, 2003 / [rezensiert von:] Jürgen Schramke, Germanistik, Bd. 45 (2004), 3/4, S. 802 – 803.

Schipper-Hönicke, Gerold: Im klaren Rausch der Sinne. Wahrnehmung und Lebensphilosophie in den Schriften und Aufzeichnungen Wilhelm Heinses. – Würzburg: Königshausen & Neumann, 2003 / [rezensiert von] Jürgen Schranke, Germanistik, Bd. 46 (2005), Heft 1-2, S. 310.

Heinse, Wilhelm, Die Aufzeichnungen, Frankfurter Nachlass, Bd. 3, 4 und 5. 2005: München [u.a.], Hanser, 2003 / [rezensiert von:] Jürgen Schramke, Germanistik, Bd. 47 (2006), Heft 3-4, S. 802 – 803.

Mieder, Wolfgang; Nolte, Andreas: „Ich habe den Kopf so voll“. Wilhelm Heinse als sprichwortreicher Literat im 18. Jahrhundert. – Bern (u.a.): Lang, 2006 / [rezensiert von] Jürgen Schramke, Germanistik, Bd. 48 (2007), Heft 3-4, S. 820.

Kulturpatriotismus im klassischen Weimar, 9. Weimarer Kolloquium „Interdependenzen zwischen kulturellem Wandel und nachhaltiger Entwicklung,“ Oktober 2008, veröffentlicht in: Gerhard Banse, Oliver Parodi, Axel Schaffer (Hrsg.), Interdependenzen zwischen kulturellem Wandel und nachhaltiger Entwicklung, Forschungszentrum der Helmholtz-Gemeinschaft. Wissenschaftliche Berichte FZKA 7497, September 2009, S. 127 – 136.

Heinse, Wilhelm, Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraums/ hrsg. von Wilhelm Kühlmann, Band 5 (2009), Seite 220 – 222.

Füllmann, Rolf: Einführung in die Novelle. – Darmstadt: Wiss. Buchges., 2010 / [rezensiert von] Jürgen Schramke, Germanistik, Bd. 52 (2011). Heft 3-4.

Das Unheil aus der Vorgeschichte. Über komplexe Handlungsmuster in Fontanes Erzählwerk. Unveröffentlichter Aufsatz, 51 S.

Michel Tournier: Der Ideenspiegel. Unveröffentlichter Aufsatz. Handschrift, 49 S.

Honoré de Balzac, Der Salon der Mumien [frz. Le Cabinet des Antiques, 1839], unveröffentlichte Übersetzung von Jürgen Schramke [ohne Einleitung und Text der bereits eingefügten Anmerkungsnummern], 85 S.

## 2. Jürgen Schramke und die Weimarer Kolloquien

*Carsten Stahmer*

Ich war sehr glücklich, dass sich mein alter Freund *Jürgen Schramke* an der Gestaltung der Weimarer Kolloquien beteiligte. Ich hatte ihn im Juni 1962 kennen gelernt, als ich im ersten Semester in Tübingen studierte und Mitfahrer suchte, die gegen Beteiligung an den Fahrtkosten ebenfalls in Richtung Norddeutschland fahren wollten. Wir stellten dabei fest, dass wir beide im gleichen Proseminar für mittelalterliche Geschichte waren und verbrachten dann schnell manche Stunde der langweiligen Vorlesungen mit unserem Taschenschachspiel hinter dem Rücken unserer Vorderleute. Während Jürgen später neben Germanistik Romanistik studierte, wechselte ich zur Volkswirtschaftslehre. Aber unsere Freundschaft hatte Bestand.



*Jürgen Schramke in Oßmanstedt, dem langjährigen Wohnort Wielands*

Die Weimarer Kolloquien boten eine Gelegenheit, mit Jürgen auch über die freundschaftlichen Beziehungen hinaus zusammenzuarbeiten. Bei den Kolloquien hatten wir es uns angewöhnt, am zweiten Tag nachmittags einen kleinen Ausflug zu einer der vielen kulturellen Stätten in Weimar und Umgebung zu machen. Jürgen übernahm es nun, uns entsprechend einzustimmen. Im Laufe der Jahre sprach er in vier Vorträgen jeweils über einen der vier Großen der Weimarer Klassik (Goethe, Schiller, Herder und Wieland). Sie waren immer wieder ein Highlight der Veranstaltungen. Seine Beiträge schmuggelten wir auch in die Tagungsbände hinein, die an sich für Fachbeiträge vorgesehen waren. Der Verleger des Metropolis Verlags stöhnte dann immer auf, wenn er Jürgens wunderschöne, aber doch etwas fachfremde Aufsätze sah.



*Olga Pöttsch und Jürgen Schramke bei einem Ausflug zu den Dornburger Schlössern, einem der Lieblingsstätten von Goethe*

Im Folgenden werden vier Vorträge vorgestellt, die Jürgen Schramke im Rahmen der Weimarer Kolloquien gehalten hat und die anschließend veröffentlicht wurden.

### 3. Herder – Eine Skizze seiner Geschichtsphilosophie

Veröffentlicht in: in: S. Hartard, C. Stahmer (Hg.): Magische Dreiecke. Berichte für eine nachhaltige Gesellschaft. Bd. 2: Bewertung von Nachhaltigkeitsstrategien [2. Weimarer Kolloquium der Vereinigung für ökologische Ökonomie 2000]. - Marburg : Metropolis-Verl., 2001, S. 121 – 138.

#### I. Etwas über Werk und Wirkung

Unter den vier Klassikern von Weimar ist Johann Gottfried Herder (1744-1803) zweifellos der am schwersten zugängliche. Über den bloßen Namen hinaus ist er kaum noch bekannt; selbst die Titel seiner Hauptwerke haften nicht mehr im Gedächtnis der ‚Gebildeten‘. Herder war vor allem Kultur- und Geschichtsphilosoph, Literaturtheoretiker, Sammler und Übersetzer von Volksliedern, im Hauptberuf Theologe. Als ein sehr vielseitiger Denker der Aufklärung (gelegentlich auch Dichter) lässt er sich nur mit Mühe in Schubladen einordnen. Heutige Leser werden eher abgeschreckt durch den unsystematischen, oft fragmentarischen Charakter seiner Schriften, durch seine affektbetonte, sprunghafte und bilderreiche Schreibweise. Für das Herdersche Gesamtwerk ist keines der akademischen Fächer so recht zuständig. Den Philosophen erscheint es meist zu poetisch, den Literaturwissenschaftlern meist zu philosophisch. Im germanistischen Lehrbetrieb wurden vorzugsweise die Schriften zur Sprache und Literatur berücksichtigt. Allerdings hat die Herderforschung in den letzten Jahrzehnten quantitativ wie qualitativ ganz erhebliche Fortschritte gemacht.

In gewissem Sinne ist die spezifische Leistung Herders gerade durch seinen wirkungsgeschichtlichen Erfolg verdunkelt worden.<sup>1</sup> Denn viele Geister haben seine Leitideen aufgenommen, aber zugleich ihrer eigenen Gedankenwelt anverwandelt. Der Ideenreichtum dieses ‚Vorläufers‘ und Anregers findet sich namentlich bei Goethe und Hegel *aufgehoben* (d.h. nach der dreifachen Wortbedeutung: aufbewahrt, emporgehoben, – abgeschafft). Herders Postulat einer natur- und volksnahen Dichtung hat den jungen *Goethe* entscheidend geprägt. Die Einsicht, dass die Poesie ursprünglich nicht an Fürstenhöfen und in Gelehrtenzirkeln beheimatet war, sondern als Mitgift der ganzen Menschheit, ja als ein anthropologisches Vermögen zu betrachten sei, wurde grundlegend für

---

<sup>1</sup> Goethe schreibt im Jahr 1828 anlässlich einer französischen Übersetzung von Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“: „Ein vor fünfzig Jahren in Deutschland entsprungenes Werk, welches unglaublich auf die Bildung der Nation eingewirkt hat und nun, da es seine Schuldigkeit getan, so gut wie vergessen ist (...)“ (Goethe, Bd. 18/2, S. 129).

die klassische deutsche Literaturepoche.<sup>2</sup> Die Poesie ist demnach eine Naturanlage, die sich einerseits im Volk als Sprachkollektiv (Volkslieder, Volksballaden) verkörpert, andererseits in einzelnen, spontan auftretenden Genies zur Vollendung kommt. Herder als Verfechter einer nicht mehr ständischen oder zunftmäßigen Naturpoesie ist durch die Goethesche Erlebnisdichtung praktisch überholt worden. Sein Konzept einer universal zusammenhängenden, allerdings nicht schematisch konstruierbaren Menschheitsgeschichte wurde von *Hegels* System der dialektisch sich höherentwickelnden Weltgeschichte überboten und schließlich verdrängt (Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte, 1822-31. Teil I: Die Vernunft in der Geschichte). Hegel war sicherlich der Haupterbe des Herderschen Geschichtsdenkens, obwohl er die Erbmasse mit dem Übergang von der Aufklärung zum Idealismus stark umgemodelt hat. Paradoxerweise ist später auch der hegelfeindliche, restaurative, fortschrittsverneinende Historismus Rankescher Prägung auf bestimmte Prämissen Herders zurückgeführt worden. Davon wird im Schlussteil dieses Aufsatzes noch die Rede sein.

## II. Die Programmschrift

Seiner ersten Schrift zum Thema gab Herder den merkwürdigen Titel *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* (1774). Was mit dem „auch“ in Spitzenstellung gemeint ist, erläutert der Untertitel: „Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts“. Aber was hat es mit der „Bildung“ auf sich? Will Herder mit einer hundertseitigen Abhandlung die gesamte Menschheit gebildeter machen? Diese vordergründige Lesart wäre wohl nicht ohne leichte Ironie zu verstehen. Vielmehr wird angedeutet, dass Bildung im weiten Sinne, d.h. Formung und Entwicklung der Menschheit das Thema ist. Die Menschheitsgeschichte selbst soll als ein universaler Bildungsprozess zur Geltung kommen; der Geschichtsverlauf soll als zusammenhängende „Kette der Tradition und Bildung“ erkennbar werden. – Diese Schrift ist gleichermaßen Pamphlet, Manifest und Programm: *Pamphlet* gegen die vorherrschende Strömung des Aufklärungsdiskurses; *Manifest* der sog. Sturm-und-Drang-Bewegung; *Programm* einer neuen Geschichtsphilosophie, die sich an den Begriffen Bildung und Humanität zu orientieren gedenkt. – Der dreißigjährige Herder polemisiert gegen die Selbstzufriedenheit einer gewissen Aufklärung,

---

<sup>2</sup> In seiner Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“ (10. Buch) berichtet Goethe über den Umgang mit Herder in Straßburg (1770/71), der ihn auf die ‚Volkspoesie‘ hinwies; daher seine Erkenntnis, „dass die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbeil einiger feinen gebildeten Männer.“ (Goethe, Bd. 16, S. 440).

gegen die „Schmeichler ihres Jahrhunderts“,<sup>3</sup> die sich gegenseitig auf die Schulter klopfen (nach dem Motto: „... und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.“)<sup>4</sup> Seine Angriffsziele sind namentlich Voltaire und die „Enzyklopädie“, das große Kollektivunternehmen der französischen Aufklärung unter Leitung Diderots. Aber genauer betrachtet wird nicht das Prinzip der Aufklärung in Frage gestellt, sondern das angestrebte Bündnis zwischen Aufklärung und Absolutismus. Den Absolutismus trifft der Vorwurf, dass er zur Mechanisierung, Uniformierung und Zentralisierung aller gesellschaftlichen Verhältnisse, damit zur Domestizierung der Menschen, zum Absterben ihrer Vitalität und Spontaneität führe. Das Missverhältnis zwischen Theorie und Praxis, Denken und Handeln (konkreter: die Kluft zwischen den menschenfreundlichen Diskursen und der menschenverachtenden politisch-sozialen Realität) wird immer wieder angeprangert.<sup>5</sup> Herder wandelt unverkennbar in den Spuren Rousseaus, des feindlichen Bruders der französischen Aufklärer. Wie jener verwirft er das alte, noch halb feudale ständische Regime, die despotische Staatsmaschine und das kulturell über-tünchte Luxusleben der Privilegierten als naturwidrig und moralisch korrumpierend. Manche Überspitzungen in seiner Polemik hat Herder später zurückgenommen. Alles in allem erweist sich diese kritische Abrechnung als eine erbitterte Selbstkritik der Aufklärung.<sup>6</sup>

Jean-Jacques *Rousseau* hatte in seiner berühmten Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit<sup>7</sup> einerseits die Bedingung der Möglichkeit des Fortschritts genetisch erklärt und andererseits den daraus hervorgehenden Zivilisationsprozess in moralisch-politischer Hinsicht verworfen. Von den Zeitgenossen wurde dies als anstoßerregendes ‚Paradox‘ empfunden. Ausgangspunkt ist der erstmals von Rousseau verwendete Begriff der *Perfektibilität* (Vervollkommnungsfähigkeit) als anthropologische Eigenschaft, die sowohl dem Individuum wie der Gattung innewohnt. Vermöge seiner Lernfähigkeit hat

---

<sup>3</sup> Herder, Bd. 5, S. 555.

<sup>4</sup> Goethe: Faust (Vers 573).

<sup>5</sup> Hier einige Stilproben. – „Das allgemeine Kleid von Philosophie und Menschenliebe kann Unterdrückungen verbergen (...) Lobredner dieser Hüllen sein, als ob sie Taten wären, mag ich nicht.“ (Bd. 5, S. 577 f.) – Dagegen werden die Schönredner nicht müde, „über das Licht unseres Jahrhunderts, das ist über seinen Leichtsinns und Ausgelassenheit, über seine Wärme in Ideen und Kälte in Handlungen, über seine scheinbare Stärke und Freiheit und über seine wirkliche Todesschwäche und Ermattung unter Unglauben, Despotismus und Üppigkeit zu lobjauchzen.“ (S. 524) – „Grundsätze der Freiheit, Ehre, Tugend so weit verbreitet, dass sie jeder aufs hellste anerkennt (...) und jeder von ihnen zugleich mit den ärgsten Ketten der Feigheit, Schande, Üppigkeit, Kriecherei und elender Planlosigkeit gebunden.“ (S. 538) – Im Preußen des aufgeklärten Autokraten Friedrich herrscht „mit Freiheit zu denken immer Sklaverei zu handeln, Despotismus der Seelen unter Blumenketten“. (S. 582) – Anrede an den selbstzufriedenen Normalaufklärer: „... deine allgemeine Völkerliebe voll toleranter Unterjochung, Aussaugung und Aufklärung nach hohem Geschmack deiner Zeit ...“ (S. 486).

<sup>6</sup> Vgl. Brummack 1989, 279, Fischer 1991, 77.

<sup>7</sup> Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes (1754).

jeder Mensch ein Entwicklungspotential, und das gilt analog auch für die Menschheit insgesamt. Allerdings gab es in der Ur- und Frühgeschichte mehrere Schwellen, weshalb die Entwicklungsrichtung sowie das Tempo des historischen Verlaufs nicht von vornherein determiniert waren. Spätestens mit der Entstehung von Privateigentum, sozialer Ausbeutung und politischer Unterdrückung bedeuten alle Fortschritte der materiellen Zivilisation und der geistigen Kultur ebenso viele Rückschritte im moralischen Niveau der Menschheit. Gerade die zunehmende Vergesellschaftung bedingt ein unnatürliches Konkurrenzverhalten, fördert Laster wie Ehrgeiz, Neid, Missgunst, Egoismus, Herrschsucht. Die Resultate der bisherigen Menschheitsgeschichte sind jedoch nicht mehr umkehrbar; und eine künftige Korrektur ist (zumindest in dieser Schrift) nicht absehbar.

Die wichtigsten Repräsentanten der deutschen Aufklärung haben sich mit der fortschrittskritischen Haltung Rousseaus intensiv auseinandergesetzt. Neben Herder sind hier vor allem Wieland, Lessing und Kant zu nennen.<sup>8</sup> Für sie trifft das modische Gerede vom angeblich naiven Fortschrittsglauben der Aufklärung durchaus ins Leere. Bei den genannten Denkern erscheint die Perfektibilität zwar (ihrem eigentlichen Begriff entsprechend) wieder positiv gewendet und für bessere Zukunftsperspektiven offen; doch bleibt sie, ganz im Sinne Rousseaus, eine Kategorie von rein moralischer Relevanz. Fortschritte in der Naturbeherrschung, Produktivkraftentwicklung und Wissenschaft sind nur insoweit von Belang, wie sie zur Moralisierung der Menschheit beitragen können. Lessing und Wieland, Kant und Herder suchen in der Universalgeschichte nach Tendenzen, die das Postulat bzw. die Hoffnung einer voranschreitenden Humanisierung zu stützen vermögen. Die *Perfektibilität*, d.h. die Chance der Vervollkommnung, findet aber ihr logisches Gegenstück in der *Korruptibilität*, d.h. im Risiko der Entartung.<sup>9</sup> Die Geschichtsphilosophie der Aufklärung und des Neuhumanismus ist daher nicht nur Diagnose der Vergangenheit und Zukunftsprognose, sondern ebenso ein Appell zur ständigen Selbsterziehung und zum praktischen moralischen Handeln.

### III. Das Hauptwerk

Herders Programmschrift von 1774 hatte mit ihren sprunghaften Einfällen und abrupten Gedankengängen die Grundkonzeption mehr angedeutet als ausgeführt.

---

<sup>8</sup> Wieland: Beiträge zur geheimen Geschichte der Menschheit (1770/1777) – Lessing: Die Erziehung des Menschengeschlechts (1777-80) – Kant: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht (1784), Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte (1786) und weitere Aufsätze; Der Streit der Fakultäten (1798). II: „Ob das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschreiten zum Besseren sei“.

<sup>9</sup> Dieses komplementäre Begriffspaar wörtlich bei Herder (Bd. 13, S.345).

Zehn Jahre später unternahm es der in Weimar ansässig gewordene Vordenker, das gleiche Thema breiter und ruhiger, verständlicher und zusammenhängender darzustellen. Der Titel lautet: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (20 Bücher in vier Bänden, 1784/85/87/91). Es wurde nach der Absicht des Autors wie in der Einschätzung der Mit- und Nachwelt sein Hauptwerk (mit annähernd tausend Druckseiten auch das umfangreichste). Herder hat viel empirisches Material nach dem damaligen Wissensstand verarbeitet, besonders aus der Geographie und Ethnographie (Reiseberichte). Das Titelwort „Ideen“, zumal in der Pluralform, lässt keinen wirklich systematischen Aufbau erwarten, doch wird durch Orientierung am naturgegebenen räumlichen und zeitlichen Kontinuum eine plausible Gliederung erreicht. Bemerkenswert und ambitiös ist der Versuch, die Menschheitsgeschichte auf einem breiten Sockel der Naturgeschichte zu fundieren. Herder beginnt mit der Kosmologie (die Erde als „Stern unter Sternen“ bzw. Planet) und Geologie, mit der Pflanzen- und Tierwelt und befasst sich ausführlich mit der Anthropogenese. Vorahnungen der Darwinschen Evolutionslehre sind unverkennbar.<sup>10</sup> Fast zur gleichen Zeit, 1784, entdeckte Goethe, dass der für alle Wirbeltiere kennzeichnende Zwischenkieferknochen auch beim Menschen nachweisbar ist – womit eine imaginäre Scheidewand zwischen Tier und Mensch gefallen war.<sup>11</sup> Der ganze erste Band ist der Naturgeschichte bzw. daraus abgeleiteten spekulativen Schlussfolgerungen gewidmet. Auf unserer Erde „herrscht eine Reihe aufsteigender Formen und Kräfte“,<sup>12</sup> der Zusammenhang dieser Kräfte und Formen ist „Fortschreitung“.<sup>13</sup> Die Gradation der Lebensformen wird naturgeschichtlich so weit dynamisiert, dass ein bruchloser Übergang zum Fortschrittspotential der Menschengeschichte stattfinden kann. Goethe nahm an der Entstehung dieses ersten Bandes intensiv Anteil, verhielt sich aber zu den folgenden Bänden distanzierter: denn so sehr er bereit war, die Natur zu erforschen und die Naturgeschichte als einen sinnvoll zusammenhängenden Prozess aufzufassen, so skeptisch war und blieb er im Hinblick auf die Sinnhaftigkeit oder Höherentwicklung der Menschengeschichte.

Herder betrachtet die Menschheit über alle Kontinente, Epochen und Kulturstufen hinweg als wesensgleich. „In so verschiedenen Formen das

---

<sup>10</sup> Vgl. Gulyga 1978, S. 39-41.

<sup>11</sup> Der damals verfasste Aufsatz über dieses Problem der vergleichenden Osteologie wurde erst in den „Morphologischen Heften“ (1820) mit ergänzenden Texten einer größeren Öffentlichkeit bekanntgemacht (Goethe, Bd. 12, S. 156-190).

<sup>12</sup> Herder, Bd. 13, S. 167.

<sup>13</sup> Herder, Bd. 13, S. 177.

Menschengeschlecht auf der Erde erscheint, so ist's doch überall eine und dieselbe Menschengattung.“ (Überschrift zu Buch 7, Kap. 1). Aus dieser konsequent egalitären Haltung ergibt sich: ein universalistischer, also nicht eurozentrischer Ansatz; die Leugnung der Existenz von Menschenrassen<sup>14</sup> (im Widerspruch zu Kant), womit auch einem verdeckten Rassismus die Grundlage entzogen wird; eine Apologie der ‚Wilden‘, d.h. der in ursprünglicheren Gesellschaftsformen lebenden Völkerschaften, unter Zurückweisung des Hochmuts der Zivilisierten; wiederholte Polemik gegen den Kolonialismus des christlichen Abendlandes, erst recht gegen den Sklavenhandel;<sup>15</sup> innerhalb Europas eine Aufwertung der slawischen Völker im Verhältnis zu den Germanen.<sup>16</sup> – Da Herder die Staatsgewalt im wesentlichen als Unterjochungsmaschine versteht, die sich letzten Endes von Krieg und Eroberung herleitet, kann er einer „Geschichte der Regierungen“ allerdings kaum positive Seiten abgewinnen. Das sog. Absolutismus-Kapitel (Buch 9, Kap. 4), das aus Zensurgründen mehrfach umgearbeitet wurde, gibt davon auch in der Druckfassung noch beredtes Zeugnis.<sup>17</sup> Auf der staatspolitischen und militärischen Ebene hat die Geschichte wenig Ersprießliches vorzuweisen. Dadurch ergibt sich aber eine Dichotomie: nur auf der Ebene der Gesellschaftsgeschichte lässt sich eine Tendenz zur Höherentwicklung, zu fortschreitender Kultur, Bildung und Humanität aufzeigen.<sup>18</sup>

Trotz seines Umfangs ist Herders Hauptwerk *Fragment* geblieben. Die Darstellung bricht im Europa des 16. Jahrhunderts ab; ein geplanter 5. Band kam nicht mehr zustande. Vermutlich hat die Annäherung an die neuere Geschichte und das eigene Zeitalter die Mechanismen der Selbstzensur verstärkt. Außerdem hatte sich durch den Eintritt der Französischen Revolution (die Herder entschieden begrüßte) die welthistorische Perspektive radikal gewandelt. Der Autor gab nun ersatzweise *Briefe zu Beförderung der Humanität* (10 Sammlungen mit insgesamt 124 Briefen, 1793-1799) an die Öffentlichkeit.

---

<sup>14</sup> Vgl. Herder, Bd. 13, S. 257 f.

<sup>15</sup> Vgl. Herder, Bd. 13, S. 262-264 – Im alten Europa wurde die Bekehrung der heidnischen Völker mit Feuer und Schwert erzwungen, und diese bewährte Methode kam dann auch in der ‚Neuen Welt‘ zur Anwendung: „So hat sich das christliche Europa gegründet: so wurden Königreiche gestiftet und vom Papst geweiht, ja späterhin das Kreuz Christi als Mordzeichen in alle Weltteile getragen. Amerika raucht noch vom Blut seiner Erschlagenen, und die in Europa zu Knechten gemachten Völker verwünschen noch ihre Bekehrer.“ (Herder, Bd. 14, S. 410 f.). Solche gar nicht erbaulichen Proben seiner Beredsamkeit ließ der oberste Geistliche des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach drucken!

<sup>16</sup> Buch 16, Kap. 4.

<sup>17</sup> Heftige Tiraden gegen Despotismus enthält auch schon Buch 8, Kap. 4 und 5.

<sup>18</sup> „Die Philosophie der Geschichte also, die die Kette der Tradition verfolgt, ist eigentlich die wahre Menschengeschichte, ohne welche alle äußere Weltbegebenheiten nur Wolken sind oder erschreckende Missgestalten werden.“ (Bd. 13, S. 352), „Auf Regenten und Staaten hat die Natur nicht gerechnet, sondern auf das Wohlsein der Menschen in ihren Reichen.“ (Bd. 14, S. 248).

Dieses Werk ist wieder ganz unsystematisch angelegt, mit sehr heterogener Themenstellung, in manchem einer (Haus-)Zeitschrift angenähert. Der Titelbegriff fungiert als Leitmotiv, und in einigen Abschnitten wird die geschichtsphilosophische Problematik wiederaufgenommen, z.T. sogar präziser und übersichtlicher formuliert. Wichtig sind vor allem folgende Texte: „Lehrsätze über den Charakter der Menschheit“ (Nr. 25); „Über das Wort und den Begriff der Humanität“ (Nr. 27/28/32); „Sieben Gesinnungen der großen Friedensfrau“ (Nr. 119). Der letzte Paragraph jener „Lehrsätze“ fasst zusammen: „Die Perfektibilität ist also keine Täuschung; sie ist Mittel und Endzweck zu Ausbildung alles dessen, was der Charakter unsres Geschlechts, Humanität, verlangt und gewähret.“<sup>19</sup>

#### IV. Einige Leitgedanken

Ich will jetzt versuchen, die Grundzüge der Herderschen Gedankenwelt mit Hilfe einiger Leitbegriffe und Fragestellungen zu umreißen.

Herder beruft sich wiederholt auf Gott, auf den Plan Gottes, auf die Vorsehung. Zugleich leugnet er die Möglichkeit übernatürlicher Einwirkungen: die Vorsehung sei eben kein „Gespenst“ oder „Poltergeist“.<sup>20</sup> Es handelt sich vielmehr um den gesetzmäßigen „Gang Gottes in der Natur“.<sup>21</sup> Herders Begriff der *Natur* läuft auf eine Art Pantheismus hinaus, d.h. Gott und die Natur bzw. die Welt sind im Wesen identisch. Es ist kein transzendenter, personaler Schöpfergott, der die Welt als sein Werkstück geschaffen hat und sich gegenüberstellt, sondern ein immanentes, unpersönliches göttliches Prinzip waltet in der ewigen, unerschaffenen Natur. Im ‚Pantheismusstreit‘ der 1780er Jahre hat Herder die Philosophie Spinozas verteidigt und seine eigenen neospinozistischen Anschauungen veröffentlicht,<sup>22</sup> während Goethe erst in „Dichtung und Wahrheit“ ein Bekenntnis zu Spinoza ablegte. Es heißt dort (Buch 16): „Die Natur wirkt nach ewigen, notwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, dass die Gottheit selbst daran nichts ändern könnte.“<sup>23</sup> Die Originalität Herders besteht nun darin, dass er die pantheistische Betrachtungsweise von der Natur auf die Geschichte ausdehnt. Die pantheistische Identitätsformel ‚deus sive natura‘ verlängert sich gewissermaßen zu der Reihe ‚deus sive natura sive

---

<sup>19</sup> Herder, Bd. 17, S. 122.

<sup>20</sup> Herder, Bd. 14, S. 244.

<sup>21</sup> Herder, Bd. 5, S. 532.

<sup>22</sup> Gott, Einige Gespräche (1787) – Es bleibt umstritten, ob Herders Weltanschauung genügend Kohärenz aufweist. Schwankungen je nach dem lebensweltlichen Kontext sind zu beobachten. Inkonsistenzen eines unsystematischen Denkens kommen hinzu. Bei manchen zweideutigen Formulierungen fragt sich, ob der Autor sie zur Tarnung seiner Heterodoxie eingesetzt hat oder ungewollt in Widersprüche gerät.

<sup>23</sup> Goethe, Bd. 16, S. 715.

historia‘.<sup>24</sup> Die Menschheitsgeschichte erweist sich als Fortsetzung der Naturgeschichte auf einer höheren, komplexeren Ebene. In Herders eigenen Worten („Ideen ...“, Buch 15, Kap. 5):

Der Gott, den ich in der Geschichte suche, muss derselbe sein, der in der Natur ist; denn der Mensch ist nur ein kleiner Teil des Ganzen und seine Geschichte ist wie die Geschichte des Wurms mit dem Gewebe, das er bewohnt, innig verwebet. Auch in ihr müssen also Naturgesetze gelten, die im Wesen der Sache liegen und deren sich die Gottheit so wenig überheben mag, dass sie ja eben in ihnen, die sie selbst gegründet, sich in ihrer hohen Macht mit einer unwandelbaren, weisen und gütigen Schönheit offenbaret.<sup>25</sup>

Herder betrachtet die Geschichte, wie auch die Natur, als ein Kräftepotential, das vermöge seiner Wechselwirkungen einen universellen Zusammenhang bildet. Die konkreten Zusammenhänge werden freilich mehr intuitiv erfasst als rational analysiert. Des weiteren setzt er ein Prinzip der Höherentwicklung voraus, dergestalt dass die natürlichen Gattungseigenschaften des Menschen im Laufe der Gesellschaftsgeschichte als fortschreitende Errungenschaften der Menschheit zur Geltung kommen. Es gibt aber keinen exakten Fahrplan der Weltgeschichte. Vom Plan Gottes kann nur metaphorisch die Rede sein, weil das in den Naturprozess eingebundene göttliche Prinzip keine Absichten im menschlichen Sinne hegt. Die Wirkungsweise der ‚Gott-Natur‘ beruht nicht auf Intentionalität, sondern auf Kausalität in Form von Gesetzmäßigkeiten und objektiven Tendenzen. Entsprechend markieren die Fortschritte in der Menschheitsgeschichte zwar eine gewisse Richtung, sind aber nicht auf ein definitives Endziel oder gar einen Schlusspunkt ausgerichtet. Insofern braucht man Herders Konzept der Entwicklung und Bildung nicht unbedingt als einen teleologischen Entwurf aufzufassen.

In der Programmschrift von 1774 erscheinen die Begriffe *Entwicklung* und *Fortschritt* durchaus janusköpfig: das Moment der *Diskontinuität* kommt in den Blick; es wird davor gewarnt, nur den Gewinn zu registrieren und die Verluste zu übersehen. Herder versucht zunächst, die Geschichte der Völker in Analogie zur Entwicklung des menschlichen Individuums zu deuten.<sup>26</sup> Die Abfolge der

---

<sup>24</sup> Vgl. Irrlitz 1979.

<sup>25</sup> Herder, Bd. 14, S. 244.

<sup>26</sup> Im Ersten Abschnitt (von: Auch eine Philosophie der Geschichte) werden Völker des Orients der Kindheit, Ägypter und Phönizier dem Knabenalter, Griechen dem Jünglingsalter und Römer dem Mannesalter zugeordnet. Eine solche „Analogie von menschlichen Lebensaltern hergenommen“ (Bd. 5, S. 488) ist kaum originell und hat nur begrenzte Aussagekraft. Bedeutsam ist aber eine daran geknüpfte Maxime Herders: Jedes Lebensalter hat

verschiedenen Lebensalter konstituiert einen notwendigen, zugleich organischen und soziokulturellen Stufengang der Formung, Entwicklung und Bildung. Diese Abfolge ist unvermeidlich auch ein Fortschreiten, aber deshalb muss das Abstraktum Fortschritt keineswegs als höchster Wert verabsolutiert werden. Denn jedes Individuum ist in jeder Phase seiner Entwicklung für sich schon relativ vollendet. Die Kindheit z.B. hat als solche einen Eigenwert; das Kind darf nicht lediglich als ein unfertiges Wesen betrachtet werden. Der notwendige Übergang in die Jugend und dann in den Status des Erwachsenen bringt zwar einen Gewinn mit sich (an Selbständigkeit, Handlungskompetenz, Wissen), aber gewiss auch einen Verlust (an Unbefangenheit, Spontaneität, Lernfähigkeit). Die verschiedenen Stufen und Phasen einer Entwicklung lassen sich nicht nur im Hinblick auf deren Zielpunkt oder Endzustand rechtfertigen. – Insofern die Entwicklung der Individuen ganz wesentlich auf *Erziehung* beruht, ist der einzelne Mensch von vornherein in einen gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenhang („eine Kette der Geselligkeit und bildenden Tradition“) eingebunden und damit auch zur Teilhabe an der Gattungsgeschichte der Menschheit bestimmt.<sup>27</sup>

Was vom menschlichen Individuum gilt, soll analog von jeder historischen *Individualität* gelten, d.h. von Völkern, Nationen, Zeitaltern, usw.<sup>28</sup> Alle sind primär auf sich selbst bezogen, haben ihre interne Entwicklung und ihren unverlierbaren Eigenwert, aber alle stehen auch in einem mehr oder weniger vermittelten universalgeschichtlichen Entwicklungszusammenhang.<sup>29</sup> Herder legt großen Wert darauf, das *Verhältnis von Zweck und Mittel* sachgerecht einzuschätzen. Für ihn ist jedes Einzelwesen in gewisser Hinsicht Zweck und

---

„den Mittelpunkt seiner Glückseligkeit in sich selbst!“ (S. 512) bzw. „jede Nation hat ihren Mittelpunkt der Glückseligkeit in sich“ (S. 509).

<sup>27</sup> „Hier also liegt das Prinzipium zur Geschichte der Menschheit, ohne welches es keine solche Geschichte gäbe. Empfinge der Mensch alles aus sich und entwickelte es abgetrennt von äußeren Gegenständen, so wäre zwar eine Geschichte *des* Menschen, aber nicht *der* Menschen, nicht ihres ganzen Geschlechts möglich. Da nun aber unser spezifischer Charakter eben darin liegt, dass wir, beinah ohne Instinkt geboren, nur durch eine lebenslange Übung zur Menschheit gebildet werden, und sowohl die Perfektibilität als die Korruptibilität unseres Geschlechts hierauf beruht, so wird eben damit auch die Geschichte der Menschheit notwendig ein Ganzes, d.i. eine Kette der Geselligkeit und bildenden Tradition vom ersten bis zum letzten Gliede.“ (Herder, Bd. 13, S. 345).

<sup>28</sup> Herders Begriff des Individuellen mit seinen Abstufungen wird durch folgenden Passus aus der Schrift von 1774 veranschaulicht: „in gewissem Betracht ist also jede menschliche Vollkommenheit *national, säkular* und, am genauesten betrachtet, *individuell*. Man bildet nichts aus, als wozu Zeit, Klima, Bedürfnis, Welt, Schicksal Anlass gibt“ (Bd. 5, S. 505). – Den Zusammenhang zwischen Individualität und Totalität bei Herder verdeutlicht die Leibniz'sche Monadenlehre. Jede *Monade* bildet eine substantielle, einfache und einmalige, selbstgenügsame und selbsttätige seelische Einheit. Zugleich stellt jede Monade aus ihrer strikt individuellen Perspektive einen konzentrierten Ausdruck und lebendigen Spiegel des Universums dar.

<sup>29</sup> Cassirer 1932 formuliert die von Herder gemeinte Synthese der Individualitäten zur Ganzheit so (S. 309): „Jeder menschliche Zustand hat seinen eigenen Wert; jede historische Einzelphase hat ihr immanentes Recht und ihre immanente Notwendigkeit. Sie sind nicht voneinander abgesondert; sie sind nur im Ganzen und durch das Ganze; aber jede von ihnen ist auch dem Ganzen gleich unentbehrlich. In solcher durchgängigen Heterogenität konstituiert sich erst die wahre Einheit, die nur als Einheit eines Prozesses, nicht als Gleichheit eines Bestandes gedacht werden kann.“

Mittel zugleich. Konkreter gesagt: etwa das Leben eines bestimmten Volkes in einer bestimmten Epoche ist für dieses der pure *Selbstzweck*; aber seine hinterlassenen Errungenschaften können später als kulturelles Erbe zur Bildung anderer Völker und Epochen dienen, zu ihrer Höherentwicklung beitragen. Indem ein Volk oder Zeitalter nur seine eigene Vervollkommnung im Sinn hat, bringt es doch (unbewusst und ungewollt) auf längere Sicht die Menschheit insgesamt voran. Jede Individualität (sei es Person, Gruppe, Volk, Nation, Epoche) ist einmalig und daher nicht an idealtypischen Modellen zu messen, sondern in ihrer ‚charakteristischen‘<sup>30</sup> Eigenart zu würdigen. Aus den Wechselwirkungen der räumlich und/oder zeitlich begrenzten historischen Gebilde resultiert schließlich doch die allgemeine Menschheitsgeschichte. Herder wendet sich gegen die einsinnige Mittel-Zweck-Relation zwischen aufeinanderfolgenden Zeitaltern und Kulturkreisen, wie sie in den linearen Fortschrittstheorien der Aufklärung stillschweigend vorausgesetzt wurde. Vielmehr wird durch die Abfolge der Generationen, durch Weitergabe der Erbmasse bzw. Aneignung der tradierten Kenntnisse und Fähigkeiten eine elementare geschichtliche Verkettung hergestellt, in welcher jedes Kettenglied für sich Selbstzweck und für die Nachwelt Bildungsmittel ist.

Es gibt trotz aller ausgeprägten Partikularität eine tendenziell einheitliche Weltgeschichte, weil die Menschheit schon von der Natur als Gattungseinheit geschaffen wurde. Der Begriff *Humanität* ist nun besonders geeignet, die Ausgangslage mit der Zielvorstellung zu verknüpfen und umgekehrt eine Rückbindung des ‚idealischen‘ Anspruchs an die Wirklichkeit zu leisten. Denn der Mensch ist ja faktisch immer schon Mensch, als Individuum wie als Gattung, aber er soll im normativen Sinne immer erst menschlich werden, d.h. schrittweise *menschlicher* werden. Die Leitidee ist also (ausgehend von dem Doppelsinn des Wortes *Humanität*): die Menschheit soll zur Menschlichkeit voranschreiten. Damit eröffnet sich eine Zukunftsperspektive, die Herder ebenso vorsichtig wie eindringlich umschreibt: „Es ist keine Schwärmerei zu hoffen, dass, wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden – glücklich nicht nur durch ihre eigene, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft ihres ganzen Brüdergeschlechtes.“<sup>31</sup>

---

<sup>30</sup> Ein Lieblingswort der Kulturtheorie und Ästhetik des ‚Sturm und Drang‘.

<sup>31</sup> Herder, Bd. 14, S. 249.

## V. Wege und Irrwege der Rezeption

Abschließend möchte ich einige Überlegungen zur oftmals problematischen Rezeption des Herderschen Werks vortragen.

Man pflegt heutzutage jede Geschichtskonzeption, die den Gedanken eines Fortschreitens, einer Höherentwicklung oder einer Zielrichtung einschließt, mit dem Schlagwort *Teleologie* zu etikettieren und dem Utopieverdacht anheimzugeben. Auch Herder wird davon nicht ausgenommen. Hier wäre zunächst eine Begriffsklärung vonnöten. Im präzisen Sinne ist ‚Teleologie‘ ein naturphilosophischer, besser: physiko-theologischer Begriff und meint die (nach heutigem Wissensstand unhaltbare) Lehre von den ‚Zweckursachen‘.<sup>32</sup> Dieser ideengeschichtliche Hintergrund wird jedoch meist vernachlässigt. Man begnügt sich mit dem Etymon ‚telos‘ in der Bedeutung ‚Ziel/Ende‘. Bei geschichtlichen Abläufen ist es aber ein großer Unterschied, ob ein Ziel bzw. eine Zielrichtung angegeben oder ein fixer Endpunkt bzw. statischer Endzustand vorausgesagt wird. Nur für den Fahrplan der Heilsgeschichte mit ihren drei Hauptetappen Sündenfall – Kreuzestod – Erlösung ist das Ziel identisch mit dem Ende. Säkulare Geschichtstheorien folgen einer anderen Logik: sie können zwar ein wünschenswertes Fernziel aufrichten und dieses auch als erreichbar hinstellen, aber nicht damit zugleich das Ende der Geschichte ankündigen. Denn der endgültige Stillstand ist mit profanen Begriffen von Geschichte unvereinbar. Definitive Gewissheit über das Ende der Weltgeschichte verspricht also nur die *Eschatologie*.<sup>33</sup> Dagegen bleibt der geschichtsphilosophische Sinn von ‚Teleologie‘ ziemlich unbestimmt; man suggeriert so etwas wie innerweltlich-utopische Zielvorgaben nach dem Modell des wiedergewonnenen Paradieses auf Erden. Eine derartige Zielprojektion dürfte jedoch bei Herder kaum nachzuweisen sein. Er orientiert sich vielmehr an dem aristotelischen Begriff *Entelechie*, welcher (quasi als immanente Teleologie) eine im Innern der

---

<sup>32</sup> Als ‚Zweckursache‘ (auch Endursache, *causa finalis*) wurde eine zweite Form von Kausalität hypostasiert, die gewissermaßen von vorne zieht, statt von hinten zu schieben. Sie gehört vornehmlich zur physiko-theologischen Denkweise des (frühen) 18. Jhs., welche im Zirkelschluss einerseits die wunderbar anmutende Zweckmäßigkeit in der Natur, besonders der organischen Natur mit ihren Entwicklungsprozessen, durch Gottes Absichten erklären und umgekehrt die Existenz eines solchen zwecksetzenden Schöpfergottes durch eben jene ‚Wunder der Natur‘ beweisen wollte. Die reale Abfolge von Ursache und Wirkung wird also ersetzt bzw. ergänzt durch die materielle Wirksamkeit eines spirituellen Endzwecks. – Bei Kant (*Kritik der Urteilskraft*, 1790) spielt das teleologische Prinzip noch eine Rolle, allerdings nur als ‚regulative Idee‘, im Sinne einer subjektiven Anschauungsweise, letztlich im Modus des „als ob“. Goethe fühlte sich durch Kants Analyse der teleologischen Urteilskraft in seiner „Abneigung gegen die Endursachen“ bestätigt (Bd. 12, S. 96). Auch Herder verabschiedet sich explizit von dieser Lehre: „Die Philosophie der Endzwecke hat der Naturgeschichte keinen Vorteil gebracht;“ für die „tausendzweckige“ Menschengeschichte wäre sie erst recht unbrauchbar (Bd. 14, S. 202).

<sup>33</sup> Die Lehre von den letzten Dingen (Weltende, Jüngstes Gericht, ewiges Leben bzw. ewige Verdammnis) bildet den krönenden Abschluss der Heilsgeschichte nach dem rechtgläubigen christlichen Dogma. Für Herder sind diese orthodoxen Lehrbegriffe nicht mehr diskutabel; er ignoriert sie einfach. Kant hat sich in dem Aufsatz „Das Ende aller Dinge“ (1794) mit solchen Vorstellungen auseinandergesetzt, z.T. recht ironisch.

jeweiligen Struktur wirksame zielstrebige Kraft voraussetzt. Wie ein Organismus, der sich seinem Bauplan (nach heutiger Einsicht: seinem genetischen Code) gemäß entwickelt, also jene Gestalt vollständig herausbildet, die virtuell schon in ihm angelegt war; wie ein menschliches Individuum, das biologisch und moralisch zum Erwachsenwerden bestimmt ist, soll die Menschheit vermittels ihrer Universalgeschichte zur wirklichen Humanität heranreifen.

Herdes Geschichtsdenken als utopisch hinzustellen, wäre also eine ziemlich grobe Vereinfachung. Sein Bemühen um eine synthetische Betrachtungsweise, die alle historischen Gebilde zunächst in ihrer Eigenart und ihrem Eigenwert anerkennt, dann aber nach dem Kulturerbe, nach ihrem Beitrag zur weiteren Ausbildung der Humanität fragt, verbietet jegliche schematische Einsortierung. Dies lässt sich durch ein zugespitztes typologisches Kontrastverfahren noch deutlicher machen. Ich beziehe mich auf einen kurzen Aufsatz von Heinrich *Heine*, 1833 entstanden und postum herausgegeben unter dem Titel „Verschiedenartige Geschichtsauffassung“.<sup>34</sup> Heine umreißt „zwei ganz entgegengesetzte Ansichten“: der „fatalistischen Ansicht“, die getreu dem Wahlspruch ‚es gibt nichts Neues unter der Sonne‘ das Leben der Völker als „trostlosen Kreislauf“ wahrnimmt, wird eine fortschrittsgläubige, zukunftsfreudige, ja geradezu chiliastische (das „goldene Zeitalter“ erwartende) Haltung gegenübergestellt. Für Heine selbst sind beide Positionen, jener „elegische Indifferentismus“ und diese „Schwärmerei der Zukunftbeglückter“, nicht akzeptabel. Doch ihre jeweiligen Repräsentanten befinden sich nicht auf dem gleichen moralischen Niveau: während die einen als bezahlte Wasserträger der Herrschenden abgefertigt werden, erscheinen die anderen als hochherzige Idealisten. Den von der preußischen Regierung großzügig mit Reise- und Forschungsstipendien ausgestatteten Leopold *Ranke* denunziert der politische Emigrant (ohne seinen Namen direkt zu nennen) mit mehrfach variierten boshaften Wortspielen als einen „rankenden Knecht“. Überhaupt bringt dieser Text keine Namen, sondern verweist auf (Denk-),Schulen‘. Da ist zunächst von einer „historischen Schule“ die Rede, womit neben Ranke offenbar die sog. ‚historische Rechtsschule‘ (Savigny) gemeint ist, welche der ab 1814/15 etablierten Restauration ihre ideologische Ausrüstung lieferte. Den Gegenpol bildet eine „philosophische Schule“, die ohne Zweifel für Hegel und seine Adepten steht; vermutlich sollen auch die Saint-Simonisten in Frankreich miteinbezogen sein. Der letzteren beigeordnet bzw. zeitlich vorgelagert erscheint außerdem noch eine „Humanitätsschule“, für die sich in erster Linie

---

<sup>34</sup> Heine, Bd. 3, S. 21-23.

der Name Herder aufdrängt (auch an Lessing dürfte der Autor gedacht haben). Zur Idee der Humanität gehört nach Heines Worten die Ansicht, dass „alle irdischen Dinge einer schönen *Vervollkommenheit* entgegenreifen“; mit dieser eigenwilligen Lehnübersetzung für ‚Perfektibilität‘ sind unverkennbar die diversen Fortschrittskonzepte der Aufklärung angesprochen, begrifflich zusammengefaßt und typologisch dem Pol der auf Zukunft fixierten Geschichtstheorien zugeordnet. – Von beiden Ansichten grenzt Heine nun seine eigene Position ab und beruft sich auf die „Interessen der Gegenwart“; er besteht darauf, „dass die Gegenwart ihren Wert behalte und dass sie nicht bloß als Mittel gelte und die Zukunft ihr Zweck sei.“ Überhaupt seien „Zweck und Mittel nur konventionelle Begriffe“; denn das „Leben ist weder Zweck noch Mittel“, sondern wie alles in der Welt, ja wie die Welt schlechthin, um seiner selbst willen da. An dieser Stelle müssen wir konstatieren, dass Heine die Nähe der Herderschen Betrachtungsweise zu seiner eigenen Positionsbestimmung offensichtlich verkannt hat.<sup>35</sup> Zumindest wird von Herder (wie wir bereits gesehen haben) jede einsinnig festgelegte Mittel-Zweck-Relation abgelehnt: „Aber kein Ding im ganzen Reiche Gottes (...) ist allein Mittel, alles Mittel und Zweck zugleich“.<sup>36</sup> Er wendet sich ausdrücklich gegen den instrumentellen Verstand und das in ihm angelegte Missverständnis: aus der Entwicklungsfähigkeit des Menschen folgt nicht etwa, dass alle Individuen nur um der Gattung willen existieren oder dass die lange Reihe aller bisherigen Geschlechter nur um der letzten Generation willen gelebt hätte. Die Bestimmung der Menschheit verwirklicht sich in den und durch die einzelnen Menschen. Daher gilt: „Humanität und Glückseligkeit auf dieser Stelle, in diesem Grad, als dies und kein anderes Glied der Kette von Bildung, die durchs ganze Geschlecht reichet.“<sup>37</sup>

In Heines Typologie wird also Herder implizit dem Typus 2 (Hegel) subsumiert, obwohl er besser zum Typus 3 (Heine selbst) passen würde. Aber jedenfalls steht er dem Typus 1 (Ranke) relativ noch ferner als dem Hegel-Typus. Das hindert Friedrich Meinecke, den Quellensucher des Historismus, allerdings nicht daran, Herder gerade als Vorläufer Rankes zu vereinnahmen. So merkwürdig es klingen mag: von Meinecke wird Herder zum Statthalter des „frühen Historismus“ ernannt und zum immerhin schon recht ansehnlichen

---

<sup>35</sup> Man kann mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, dass Heine die hier präsentierten Werke Herders nicht aus eigener Anschauung gekannt hat; sie wurden damals nicht mehr gelesen (vgl. Goethes Bemerkung von 1828, oben Anm. 1). In der wichtigsten einschlägigen Schrift „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ (1835) wird Herder nicht behandelt; in anderen Texten aus diesem thematischen Umkreis finden sich nur wenige beiläufige (aber immer respektvolle) Erwähnungen.

<sup>36</sup> Herder, Bd. 5, S. 527.

<sup>37</sup> Herder, Bd. 13, S. 350.

Wegbereiter der Gipfelgestalt Ranke befördert. Seine ganz richtige Feststellung, dass der „Entwicklungsgedanke“ bei Herder „immer mit dem Individualitätsgedanken verschmolzen“ sei, bekommt ein schiefes Ansehen durch die Einschränkung, dass besagter Entwicklungsgedanke nicht „zum Fortschrittsgedanken überspannt“ werden dürfe.<sup>38</sup> Somit wäre die Idee der Entwicklung bloß nach dem Kreislaufmodell (wie im Lebenszyklus von Organismen) zulässig; und daraus folgt, dass der Entwicklungsbegriff dem der Individualität eindeutig untergeordnet wäre. Im Grunde behält nur der ‚Individualitätsgedanke‘ seine ungeschmälerte Geltung, weil nur dieser mit der historistischen Anschauungsweise übereinstimmt. Der *Historismus* des 19. (und 20.) Jahrhunderts lässt sich, unbeschadet seiner verschiedenen Ausprägungen,<sup>39</sup> im Kernbestand durch folgende Stichworte charakterisieren: Vereinzelung und raumzeitliche Segmentierung aller historischen Gebilde; ästhetisch-kontemplative Einfühlung in die Vergangenheit und unparteiliche Darstellung, ‚wie es wirklich gewesen ist‘; daher eine instabile Kombination von Objektivismus und Relativismus; letztlich erscheint die Weltgeschichte nicht als zusammenhängender Entwicklungsprozeß, sondern wie ein Kaleidoskop. Man kann sich von dieser Warte zwar mit Recht auf Herder berufen, insoweit er den Eigenwert aller individuellen Lebensformen zu respektieren verlangt. Aber es ist nicht legitim, Herders Geschichtsphilosophie mit der Axt aufzuspalten, das für den eigenen Bedarf brauchbare Material zu verwerten und den unerwünschten Restbestand als mangelnde Konsequenz in der Theoriebildung abzubuchen oder einfach zu ignorieren. Das widerspricht übrigens auch dem Prinzip des nachvollziehenden ‚Verstehens‘, das gerade vom Historismus und der eng verwandten ‚Geistesgeschichte‘ immer hochgehalten wurde. Die Halbierung des ursprünglichen Herderschen Entwurfs im Namen des Historismus wird noch vielfach als gesicherte Erkenntnis akzeptiert und bedingt entsprechend verzerrte Beurteilungen.<sup>40</sup> Demgegenüber bleibt festzuhalten: Herder bemüht sich um eine tragfähige *Synthese* zwischen der historischen Fortschrittstheorie und der Konzeption verschiedener Kulturwelten, die jeweils eine unverwechselbare Eigenart und selbständige Bedeutung besitzen, aber zugleich Momente und Stufen einer übergreifenden Aufwärtsentwicklung darstellen.<sup>41</sup>

---

<sup>38</sup> Meinecke 1936, S. 406 – Gegen diese Deutung Herders vom Standpunkt des Historismus wendet sich z.B. Fischer 1991, S. 78-81.

<sup>39</sup> Vgl. Faber 1979.

<sup>40</sup> So z.B. Riedel 1985 in der Einleitung zu Kant, S. 20.

<sup>41</sup> Vgl. Schirmunski 1963, S. 96.

## Literaturverzeichnis

- Adler, E. (1968): *Herder und die deutsche Aufklärung*, Wien
- Bollacher, M. (Hrsg.) (1994): *Herder, Geschichte und Kultur*, Würzburg
- Brummack, J. (1989): *Herders Polemik gegen die ‚Aufklärung‘*, in: Jochen Schmidt (Hrsg.): *Aufklärung und Gegenklärung in der europäischen Literatur, Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart*, Darmstadt, S. 277-293
- Cassirer, E. (1932 Erstdruck): *Die Philosophie der Aufklärung*, Tübingen 1973
- Faber, K.G. (1979): *Ausprägungen des Historismus*, in: *Historische Zeitschrift*, 228, 1-22
- Fischer, B. (1991): *Das Ende der Kunst und die Krise der Aufklärung, Zur Entwicklung der spätaufklärerischen Geschichtsphilosophie Johann Gottfried Herders*, in: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (Frankfurt a.M.)*, S. 68-89
- Goethe, J.W.: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens (Münchner Ausgabe)*, 21 in 33 Bänden, München 1985-1998
- Gulyga, A. (1978): *Johann Gottfried Herder, Eine Einführung in seine Philosophie*, Leipzig/Frankfurt a.M.
- Hegel, G.W.F.: *Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte, Band I: Die Vernunft in der Geschichte*, Hrsg. Johannes Hoffmeister, Hamburg 1970
- Heine, H.: *Sämtliche Schriften*, Hrsg. Klaus Briegleb, 7 Bde, München 1968-1976
- Herder, J.G.: *Sämtliche Werke*, Hrsg. Bernhard Suphan, 33 Bände, Berlin 1877-1913
- *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit (in Bd. 5)*
  - *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (Bd. 13 u. 14)*
  - *Briefe zu Beförderung der Humanität (Bd. 17 u. 18)*
- Herz, A. (1996): *Dunkler Spiegel – helles Dasein; Natur, Geschichte, Kunst im Werk Johann Gottfried Herders*, Heidelberg
- Irrlitz, G. (1979): *Deus sive natura – sive historia, Aspekte des Herderschen Pantheismus*, in: *Jahrbuch für Geschichte*, 19, S. 45-59

*Kant, I.: Schriften zur Geschichtsphilosophie, Hrsg. Manfred Riedel, Stuttgart 1985*

*Meinecke, F. (1936 Erstdruck): Die Entstehung des Historismus, Hrsg. Carl Hinrichs, München 1965*

*Nisbet, H.B. (1993): Goethes und Herders Geschichtsdenken, in: Goethe-Jahrbuch, 110, S. 115-133*

*Nisbet, H.B. (1998): Naturgeschichte und Humangeschichte bei Goethe, Herder und Kant, in: Peter Matussek (Hrsg.): Goethe und die Verzeitlichung der Natur, München, S. 15-43*

*Schirmunski, V.M. (1963): Johann Gottfried Herder, Hauptlinien seines Schaffens, Berlin*

## 4. Goethe als Naturforscher – Philosophie im Gedicht

Veröffentlicht in: S. Hartard, C. Stahmer (Hg.): Magische Dreiecke. Berichte für eine nachhaltige Gesellschaft. Bd. 3: Sozio-ökonomische Berichtssysteme [3. Weimarer Kolloquium der Vereinigung für ökologische Ökonomie 2001]. - Marburg : Metropolis-Verl., 2002, S. 162 – 216.

### I. Dichter-Philosophen

Die Rede vom Land der ‚Dichter und Denker‘ lässt uns unwillkürlich an den kulturchauvinistischen Bildungsphilister wilhelminischer Prägung denken. Und dennoch hatte diese Begriffsverbindung ursprünglich ihren guten Sinn. In der klassischen deutschen Literaturepoche von Lessing bis Heine ist das Zusammenspiel von dichterischer Produktion und philosophischer Bemühung durchaus die Regel. Die Aufklärung ist ohne ihren philosophischen Anspruch und ohne ‚popularphilosophische‘ Mission gar nicht denkbar. Das Bild der Klassik von Weimar wäre verzerrt und verkümmert, wollte man nur ihre belletristischen Leistungen würdigen und ihre philosophische Fundierung als entbehrlich beiseite lassen oder zur Domäne der Spezialisten erklären. Die Frühromantik machte eine innige Verschmelzung von ‚Poesie und Philosophie‘ zum Programm. Darüber hinaus fällt in die ‚Goethezeit‘ zugleich die Epoche der klassischen (‚idealistischen‘) deutschen Philosophie von Kant bis Hegel; wobei die jungen Denker Schelling und Hegel in enger Gemeinschaft mit ihrem Dichterfreund Hölderlin den ‚Idealismus‘ weiterentwickelt haben. Die bald zum Klischee verkommene Vorstellung von Deutschland als dem unpolitischen Reich der Dichter und Denker hat durch das Buch der Madame de Stael ‚De l’Allemagne‘ (1814) zunächst in Frankreich große Verbreitung gefunden und dann auch im übrigen Europa durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch eine langanhaltende Wirkung gezeitigt.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt die vier Weimarer Klassiker etwas näher. *Wieland* kann wohl kaum als ein sehr tiefeschürfender Denker gelten, doch ist seine ganze schriftstellerische Existenz von einer permanenten Auseinandersetzung mit der philosophischen Tradition und mit weltanschaulichen Fragestellungen geprägt. Für seine zahlreichen Verserzählungen sowie die Feenmärchen gilt dies allerdings weniger; hier wird vorrangig das freie Spiel der Phantasie entfaltet und angeregt. Wieland war zeitweise sogar Philosophieprofessor im Hauptberuf (Erfurt, 1769-72). Als Gründer, Herausgeber und Beiträger der damals erfolgreichsten Kulturzeitschrift ‚Teutscher

Merkur“ (seit 1773) hat er unermüdlich daran gearbeitet, das Licht der Aufklärung und den Anspruch der Vernunft zu befördern, und zwar mit Hilfe ‚popularphilosophischer‘ Diskurse, die auch dem nichtgelehrten Lesepublikum verständlich bleiben sollten. – *Herders* umfangreiches Werk ist zum größten Teil der Theorie und Geschichte von Sprache, Literatur und Kultur gewidmet und gipfelt in einer globalen Geschichtsphilosophie; seine lyrische Poesie und seine Nachdichtungen treten demgegenüber deutlich zurück. Herder ist also nur beiläufig ein Dichter, in der Hauptsache aber ein produktiver, eher unsystematischer Denker, der die Literatur seiner Epoche vielfältig angeregt, ja mit entscheidenden Impulsen orientiert hat. – Der auffälligste Zug in *Schillers* Werkbiographie besteht wohl darin, dass seine dramatische Produktion rund ein Jahrzehnt lang (ca. 1786-1796) völlig zum Erliegen kam. Während dieser Zeit studierte er intensiv die Geschichte und die Kantische Philosophie. Als synthetische Frucht seiner Studien erschienen die großen, theoretisch überaus anspruchsvollen, geschichtsphilosophisch fundierten Aufsätze zur Ästhetik. Schillers Aufsätze sollten das Wesen der ‚Weimarer Klassik‘ im engeren Sinne (Goethe/Schiller, ca. 1795-1805) programmatisch begründen und ihre kulturpolitische Führungsrolle rechtfertigen.

Und wie steht es mit *Goethes* Verhältnis zur Philosophie, seinem Interesse an philosophischen Fragestellungen, seiner Kompetenz, seinen Leistungen als theoretischer oder spekulativer Denker? Auf den ersten Blick scheint hier eine Fehlanzeige zu vermelden. Es gibt von Goethe keine einzige Prosaschrift von nennenswertem Umfang, keinen abgeschlossenen Aufsatz, der exklusiv einem rein philosophischen Thema gewidmet wäre. Goethe hat tatsächlich dem fachphilosophischen Diskurs gegenüber zeitlebens große Zurückhaltung gewahrt. Noch im Alter lässt er sein Interesse an metaphysischen oder erkenntnistheoretischen Fragen nur mit gewolltem ‚understatement‘ sichtbar werden. So äußert er 1820: „Für Philosophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ“;<sup>42</sup> dieser Satz gehört allerdings zu einem Textabschnitt mit der Zwischenüberschrift „Einwirkungen der neueren Philosophie“ (gemeint ist die Kantische samt ihren Folgen). Goethe unterhält also doch gewisse Beziehungen zur ‚eigentlichen‘ Philosophie; seine betonte Distanz ist daher cum grano salis zu nehmen.<sup>43</sup>

---

<sup>42</sup> MA, Bd. 12, S. 94.

<sup>43</sup> J.Ch.A. Heinroth (Lehrbuch der Anthropologie, 1822) meint, dass Goethe zu Unrecht „von den meisten nur für einen Dichter, nicht auch für einen Denker gehalten wird.“ (MA, Bd. 12, S. 1021).

## II. Pantheismus

Die anfangs spontane, dann zunehmend reflektierte Weltanschauung Goethes lässt sich vorläufig mit dem Schlagwort ‚Pantheismus‘ umschreiben.<sup>44</sup> Der Pantheismus ist nun aber ein schwer greifbarer, zwischen Religion und Philosophie changierender Weltanschauungstypus. In der griechisch-römischen Antike hat vor allem die Schule der Stoiker pantheistische Glaubenssätze vertreten. Die Lehre von der ‚Weltseele‘ setzt voraus, dass das göttliche Prinzip innerhalb unserer Welt anzusiedeln ist; Gott und die Welt stehen einander nicht starr gegenüber, sondern durchdringen sich wechselseitig. Aus der Antike übernommen ist auch eine Formel, die der späte Lessing mehrfach als Lösungswort verwendet hat: ‚hen kai pan‘, d.h. ‚Eins und Alles‘.<sup>45</sup> Gott ist ‚Eins‘, aber er dehnt sich aus und umfasst schließlich ‚Alles‘; daher ist das Weltall seinerseits die Erscheinungsform des göttlichen Prinzips. Indem der Pantheismus von der Allgöttlichkeit des Universums ausgeht, vermeidet er jenen Dualismus, der die niedere, profane Materie (bzw. den menschlichen Leib) streng von dem erhabenen göttlichen Geist (bzw. der menschlichen Seele) absondert. Eine solche Doktrin hatte für die Antike nichts Schockierendes. Sie ist aber eine unerhörte Ketzerei für das christliche Dogma, überhaupt für jede monotheistische Religion mit einem Schöpfergott. Denn Gott als der alleinige Schöpfer und die Welt als seine Schöpfung müssen hier vollständig getrennt bleiben. Gott allein besitzt notwendige Existenz und absolute Vollkommenheit; die Welt wäre für ihn im Grunde entbehrlich. Die Erschaffung der Welt wird als ein freiwilliger Akt der Gnade Gottes hingestellt. Für den Pantheismus dagegen ist die kategorische Trennung zwischen einem Schöpfer und seiner Schöpfung sinnlos. Dieser Dualismus wird ersetzt durch die Vorstellung einer universalen und ewigen schöpferischen Kraft der vom göttlichen Geist durchwalteten Natur.

Der neu entdeckte, neu entwickelte und neu begründete Pantheismus, zu dem sich seit 1780 viele ‚Dichter und Denker‘ bekannt haben, rekuriert in erster Linie auf *Spinoza*, so dass man nicht zu Unrecht von einer Spinoza-Renaissance oder vom Neospinozismus sprechen konnte. Nun formierte sich aber keineswegs eine Gemeinde von treuen Jüngern, die das Wort des Meisters unverfälscht bewahren wollten.<sup>46</sup> Lessing, Herder, Goethe u.a. verknüpften ohne große

<sup>44</sup> Goethe hat diesen Terminus selten verwendet. Im Brief an Jacobi vom 6.1.1813 beansprucht er, „Pantheist hingegen als Naturforscher“ zu sein (WA IV, Bd. 23, S. 226). Ganz ähnliche Formulierungen in einem nachgelassenen Aphorismus (Maximen und Reflexionen, Nr. 807; MA, Bd. 17, S. 863). Vgl. auch die „Erläuterung“ von 1828 (Zitat zu Anm. 102, in Kap. V, d).

<sup>45</sup> „Weltseele“ sowie „Eins und Alles“ kommen bei Goethe als Gedichttitel vor; beide sind im Zyklus „Gott und Welt“ enthalten. Zu dieser Titelwahl wurde er vermutlich auch durch Schellings Frühschrift „Von der Weltseele“ angeregt.

<sup>46</sup> Goethe: Dichtung und Wahrheit, Buch 16: „Denke man aber nicht, dass ich seine Schriften hätte unterschreiben und mich dazu buchstäblich bekennen mögen.“ (MA, Bd. 16, S. 714).

Bedenken die Kernthesen Spinozas mit komplementären Ideen des deutschen Philosophen Leibniz und seines englischen Zeitgenossen Shaftesbury. Solchermaßen einschränkend äußerte Lessing (im Gespräch mit Jacobi): „Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern“ (als Spinoza)<sup>47</sup>; und Goethe schrieb (an denselben Jacobi), dass Spinozas „Vorstellungsart von Natur“ mit der seinigen am meisten übereinkomme.<sup>48</sup>

Spinozas Hauptwerk „Ethica“, 1677 kurz nach seinem Tod veröffentlicht, entfaltet eine komplette Metaphysik, also eine Lehre über das Verhältnis von Gott und Welt. Spinozas Kardinalbegriff ist die *Substanz*, die mit dem Gottesbegriff wesensgleich ist. Daraus ergibt sich ein völlig konsequenter, fugenloser Monismus. Die eine Substanz wird definiert als unerschaffen, unendlich, ewig; die Substanz ist ‚Ursache ihrer selbst‘ (*causa sui*). Die Rede von Schöpfer und Schöpfung hat in diesem System keinen Platz. Der göttlichen Substanz kommen zahllose *Attribute* zu, von denen wir aber nur zwei klar erkennen: die Ausdehnung und das Denken, d.h. die Materie und den Geist. Spinoza übernimmt zwar das von Descartes geprägte Begriffspaar ‚*res extensa/res cogitans*‘, unterläuft aber dessen scharfen Dualismus durch die Fundierung beider Attribute in einem gemeinsamen Ursprung. Ausdrücklich betont der niederländische (schon in jungen Jahren aus der portugiesisch-jüdischen Gemeinde von Amsterdam ausgestoßene) Philosoph, es sei nicht einzusehen, „weshalb die Materie der göttlichen Natur unwürdig sein soll“.<sup>49</sup> Alle Einzeldinge – wozu auch die Lebewesen einschließlich der Menschen gehören – sind lediglich *Modifikationen* der universalen Substanz mit ihren jeweiligen Attributen. Wie die Gott-Substanz Ursache ihrer selbst ist, so ist sie auch Ursache aller Dinge, aber die immanente Ursache, nicht die unmittelbare Entstehungsursache; denn ein bestimmtes Einzelding bzw. Individuum wird zunächst von einem gleichartigen Einzelding/ Individuum hervorgebracht.

Eine bekannte Merkformel für die Metaphysik Spinozas lautet: ‚*deus sive natura*‘; das Bindewort *sive* sollte hier nicht mit ‚oder‘ übersetzt werden, da es gerade nicht um eine Alternative geht, sondern um dieselbe Sache aus unterschiedlichem Blickwinkel; also: ‚Gott respektive die Natur‘. Beim späten Goethe wird diese Formel dann in das feierliche Doppelwort ‚*Gott-Natur*‘<sup>50</sup>

<sup>47</sup> Lessing: Ges. Werke, Bd. 8, S. 618.

<sup>48</sup> Goethes Brief an Jacobi vom 21.10.1785 (WA IV, Bd. 7, S. 110) – Herder äußert sich über „die Spinozistische Philosophie“: „Nicht als ob ich ihr völlig beipflichtete“ (an Jacobi, 6.2.1784); Herder: Briefe, Bd. 5, S. 27. Er schreibt aber auch ganz unbefangen: „Ich bin ein Spinosist“ (an Gleim, 17.2.1786); ebd., S. 172.

<sup>49</sup> Spinoza: Ethik, Teil I, Anmerkung zum 15. Lehrsatz (S. 44).

<sup>50</sup> „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen / Als dass sich Gott-Natur ihm offenbare?“ Aus dem 1826 entstandenen Gedicht mit dem Anfang „Im ersten Beinhaus war’s“, von Eckermann und Riemer postum mit dem Titel „Bei Betrachtung von Schillers Schädel“ versehen. (MA, Bd. 13/1, S. 189; Bd. 17, S. 714).

umgewandelt. – Aus der Identität von Gott und Natur darf man allerdings nicht die platte Schlussfolgerung ziehen, dass Gott jedem Stein, jedem Schachtelhalm, jedem Regenwurm unmittelbar innewohnt. Spinoza übernimmt für seine Zwecke die alte scholastische Begriffsunterscheidung zwischen ‚*natura naturans*‘ und ‚*natura naturata*‘, also zwischen der schaffenden und der geschaffenen Natur. Die unendliche schöpferische Kraft der Natur bleibt ihren endlichen Einzelgeschöpfen vorgeordnet. Der Gottesbegriff ist lediglich mit dem der ‚*natura naturans*‘ identisch, während die erschaffenen und vergänglichen Individuen nur von ferne am göttlichen Wesen teilhaben.

### III. Spinoza – Goethes Hausphilosoph

Der sogenannte Pantheismus-Streit begann als Kontroverse zwischen Friedrich Heinrich *Jacobi*, dem christlich-pietistisch eingestellten Düsseldorfer Freund Goethes wie Herders, und Moses *Mendelssohn*, dem führenden Philosophen der Berliner Aufklärung, über das geistige Vermächtnis Lessings, der 1781 gestorben war. Jacobi hatte ihn im Sommer 1780 in Wolfenbüttel besucht und ein Gedächtnisprotokoll der dabei geführten Gespräche angefertigt. Öffentlich gemacht wurde das Protokoll dieser Begegnung durch Jacobis Buch „Über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn“ (1785), das der letztere mit einer Broschüre „An die Freunde Lessings“ beantwortete. Mendelssohn glaubte sich zu einer Ehrenrettung für den großen Aufklärer verpflichtet, welchen man postum „als Spinozisten, Atheisten und Gotteslästerer“<sup>51</sup> zu verleumden suche. Tatsächlich konnte Mendelssohn weder das philosophische Credo des späten Lessing noch die Position und Taktik Jacobis nachvollziehen. Denn Fritz Jacobi sprach von Spinoza und seinem System zugleich mit höchster Bewunderung und heftiger Ablehnung. Seine Argumentation lautet etwa folgendermaßen: jede Philosophie, die sich ausschließlich auf die menschliche Vernunft beruft, mündet unweigerlich in den Atheismus; in dieser Hinsicht nun erscheint Spinoza als der allerkonsequenteste Denker und ist insofern als Studienobjekt den weniger folgerichtigen, oft kompromißlerischen Philosophen vorzuziehen. Da ihm selbst aber die Gewissheit eines *persönlichen*, außerweltlichen Gottes<sup>52</sup> ein unentbehrliches Her-

<sup>51</sup> Mendelssohn: Ges. Schriften, Bd. 3/2, S. 187.

<sup>52</sup> Jacobi hatte zu Lessing gesagt: „Ich glaube eine verständige persönliche Ursache der Welt.“ (Lessing, Bd. 8, S. 621) Für Herder und Goethe war diese anthropomorphe Gottesvorstellung nach Analogie einer Persönlichkeit nur unreifer Kinderglaube. Herder beehrte seinen Briefpartner Jacobi daher mit der sarkastischen Anrede: „lieber bester extramundaner *Personalist*“ (6.2.1784; Herder: Briefe, Bd. 5, S. 28). Sein Gegenargument lautet: „Du willst Gott in Menschengestalt, als einen Freund, der an Dich denkt.“ Ein solcher Gott wäre aber unvermeidlich auf menschliche Weise „eingeschränkt“ und „parteiisch“. (20.12.1784; Herder: Briefe, Bd. 5, S. 90) – Goethe hat noch im hohen Alter ein Epigramm zur Abwehr dieses ‚Personalismus‘ verfasst (aus den „Zahmen Xenien“):

zensbedürfnis sei, müsse er die Vernunft gänzlich verabschieden und sich durch einen „Salto mortale“ in den Glauben retten.

Interessanter und ergiebiger als die Polemik zwischen den beiden genannten Widersachern sind die Impulse, die Herder und Goethe durch den Pantheismusstreit empfangen haben. In einer lebhaften Privatkorrespondenz mit Jacobi vertraten die beiden Weimarer entschieden den Standpunkt Lessings und versuchten den Düsseldorfer Freund von der Unhaltbarkeit seiner irrationalistischen Herangehensweise zu überzeugen. Hatte schon Lessing sehr ironisch auf die Methode des ‚Salto mortale‘ reagiert, so wirken die Anreden Herders an seinen Briefpartner oft sarkastisch. Aber er formuliert auch sehr ernsthaft: „existiert Gott nicht *in* der Welt, *überall* in der Welt, und zwar überall ungemessen, ganz und unteilbar, so existiert er nirgends.“ Die ontologische Universalkategorie Spinozas (Substanz/Gott/ Natur) ist für Herder kein abstrakter Vernunftbegriff, sondern die wirklichste Wirklichkeit selbst (das ‚ens realissimum‘). Geradezu beschwörend mahnt er Jacobi: „Machst Du mir diesen innigsten, höchsten, alles in eins fassenden Begriff zum leeren Namen, so bist Du ein Atheist und nicht Spinoza.“<sup>53</sup> – Intensiver denn je und im ständigen Gedankenaustausch mit Herder studierte Goethe in diesen Jahren die „Ethik“ Spinozas. Er hatte aber kein Bedürfnis, sich öffentlich zu Wort zu melden, und selbst die wenigen privaten Aufzeichnungen bleiben lakonisch, sprunghaft und fragmentarisch.<sup>54</sup> Herder hingegen veröffentlichte 1787 das Buch „Gott. Einige Gespräche“, bestehend aus 5 philosophischen Dialogen. Darin entfaltet der Spitzenmann der Sachsen-Weimarischen Kirche sein heterodoxes Credo zwar etwas zurückhaltender als in den Privatbriefen, aber doch unmissverständlich für jeden aufmerksamen Leser. Die mathematisch (‚ordine geometrico‘) demonstrierten Lehrsätze und Kategorien Spinozas werden hier im Sinne einer dynamischen Weltansicht abgeändert oder umgedeutet. Statt von Eigenschaften der Substanz sollte man Herder zufolge von „substanziellen Kräften“ reden. Spinozas Definition, dass die mit Gott identische Substanz ihr ewiges Sein durch unendliche Attribute *ausdrückt*, erscheint bei Herder dergestalt modifiziert, „dass sich die Gottheit in unendlichen Kräften auf unendliche Weise offenbare“.<sup>55</sup> Solche Kräfte werden des weiteren als „organische Kräfte“ bestimmt. Mit diesem Herderschen Leitbegriff (der implizit die Errungenschaften der Biologie des 18. Jhs. voraussetzt und auch den Einfluss

---

„Was wollt ihr mit eurem Hohn / Über das All und Eine? / Ein Professor ist eine Person / Gott ist keine.“ (MA, Bd. 18/1, S. 59).

<sup>53</sup> Herder: Briefe, Bd. 5, S. 29 und 90.

<sup>54</sup> Über den kurzen Aufsatz „Die Natur“ mit ungesicherter Verfasserschaft vgl. unten Kap. V, d; außerdem die „Studie nach Spinoza“ (MA, Bd. 2/2, S. 477-482).

<sup>55</sup> Spinoza: Ethik, I, 6. Definition – Herder, SWS, Bd. 16, S. 451.

der Leibniz'schen Monadenlehre verrät) erscheinen körperliche wie geistige Anlagen und Funktionen untrennbar miteinander verschmolzen.

Das System Spinozas war statisch, es betrachtete die Welt „unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit“ (sub specie aeternitatis). Das *Sein* der Substanz, nicht das *Werden* der Natur interessierte den Philosophen des 17. Jhs. Im Laufe des 18. Jhs. jedoch wurde der Pantheismus (wieder) dynamisch und verband sich mit dem Entwicklungsgedanken. Zwar ist auch bei Spinoza die Natur ständig Veränderungen unterworfen, aber die Idee einer gerichteten Weiter- und Höherentwicklung ist ihm fremd. Bei Herder und Goethe wird nun die vergöttlichte Natur zugleich Voraussetzung und Ergebnis eines permanenten Schöpfungsprozesses, einer Entwicklungsgeschichte. Anders als Spinoza wollte Goethe die Natur nicht so sehr kontemplativ im Großen und Ganzen schauen, sondern in typischen Einzelphänomenen erkennen; er wollte „das Göttliche in herbis et lapidibus“ (in Kräutern und Steinen) begreifen lernen.<sup>56</sup> Spinozas Philosophie gab Goethe den Anstoß, sich zum Naturforscher auszubilden.

Herder und Goethe standen sich weltanschaulich nie so nahe wie um die Mitte der 1780er Jahre. Ihr gemeinsamer Spinoza-Kult, ihr gemeinsames Bemühen um ein entwicklungsgeschichtliches Verständnis der Welt bewirkte zeitweise eine sehr enge Zusammenarbeit.<sup>57</sup> Dennoch lassen sich die spezifischen Unterschiede ihrer jeweiligen Grundorientierung schon damals erkennen. Goethe interessiert sich fast ausschließlich für die *Naturgeschichte*, während Herder sein großes Panorama der *Menschheitsgeschichte* entwirft.<sup>58</sup> Zwar baut auch Herders Geschichtsphilosophie auf einem breiten Sockel der Naturgeschichte auf, aber letztlich fasziniert ihn vor allem die kulturgeschichtliche Evolution der Menschheit. Die selbst an das Naturgesetz gebundene pantheistische Gottheit verlängert ihren notwendigen Entwicklungsgang bis in die Geschichte der (biologisch und zugleich soziokulturell determinierten) Gattung Mensch hinein. Es vollzieht sich ein bruchloser Übergang vom ‚Bildungstrieb‘ der Natur (besonders der organischen)<sup>59</sup> zur Ausbildung von ‚Humanität‘ im Laufe der Menschheitsgeschichte. Beide Triebkräfte stehen unter der Ägide einer göttlichen Vollkommenheit, die sich aber als Tendenz zur Vervollkommnung

---

<sup>56</sup> Goethes Brief an Jacobi vom 9.6.1785 (WA IV, Bd. 7, S. 64).

<sup>57</sup> In der Einleitung zu den „Morphologischen Heften“ (1817) schreibt Goethe über seine damalige Zusammenarbeit mit Herder: „Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wasser-Erde und der darauf von altersher sich entwickelnden organischen Geschöpfe. Der Anfang und dessen unablässiges Fortbilden ward immer besprochen und unser wissenschaftlicher Besitz, durch wechselseitiges Mitteilen und Bekämpfen, täglich geläutert und bereichert.“ (MA, Bd. 12, S. 20).

<sup>58</sup> Herder: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 4 Bände, 1784-1791 (SWS, Bd. 13 u. 14).

<sup>59</sup> Der Begriff ‚Bildungstrieb‘ (nisus formativus) stammt von dem Göttinger Anatomen Johann Friedrich Blumenbach (1781). Unter dieser Überschrift steht auch ein Abschnitt der „Morphologischen Hefte“ (MA, Bd. 12, S. 100-102).

nur immanent und prozeßhaft entfaltet. Herder postuliert also: „Der Gott, den ich in der Geschichte suche, muss derselbe sein, der in der Natur ist.“<sup>60</sup> Man könnte daher die angeführte Identitätsformel so erweitern: ‚deus sive natura sive historia‘. – Anders Goethe, der wohl bereit war, die Naturgeschichte als einen sinnvoll zusammenhängenden Prozess aufzufassen, aber gegenüber einer Sinnhaftigkeit, einer moralischen Höherentwicklung in der menschlichen Geschichte skeptisch war und blieb. An diesem Punkt trennten sich die Wege des Weimarer Doppelgestirns wieder.<sup>61</sup>

Die tiefe und anhaltende Wirkung Spinozas auf Goethe dürfte den zeitgenössischen Lesern weitgehend verborgen geblieben sein. Denn erst in seinen autobiographischen Schriften hat sich Goethe öffentlich zu Spinoza bekannt. Diese Werke aber sind spät entstanden und noch später im Druck erschienen; die eingehendste Darstellung seiner Spinoza-Rezeption gelangte gar erst postum an die Öffentlichkeit. Im 14. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ heißt es wie zum Auftakt (bezogen auf das Jahr 1774): „Dieser Geist, der so entschieden auf mich wirkte und der auf meine ganze Denkweise so großen Einfluss haben sollte, war Spinoza.“<sup>62</sup> Im 15. Buch erwähnt Goethe dann den merkwürdigen Umstand, dass seine Hymne „Prometheus“, indem sie den Ausgangspunkt der philosophischen Gespräche zwischen Jacobi und Lessing (1780) bildete, „zum Zündkraut einer Explosion“ diente, womit auf den Pantheismusstreit in seiner publizistisch-polemischen Dimension angespielt wird.<sup>63</sup> Dem 4. Teil von „Dichtung und Wahrheit“ (Buch 16-20), 1833 erschienen, stellte Eckermann das tief sinnige, nur durch eine pantheistisch-dialektische Deutung zu entschlüsselnde Motto voran: „Nemo contra deum nisi deus ipse.“<sup>64</sup> Am Anfang des 16. Buches gibt Goethe erstmals einen etwas ausführlicheren Abriss der „Hauptpunkte jenes Verhältnisses zu Spinoza“. Die Grundidee des großen Philosophen und zugleich den Kern der neuzeitlichen, streng naturgesetzlich orientierten Weltbetrachtung formuliert Goethe so: „Die Natur wirkt nach ewigen, notwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, dass die Gottheit selbst daran nichts ändern könnte.“<sup>65</sup> Für beide Denker muss diese Einsicht in die Metaphysik auch Konsequenzen in der Ethik haben. Spinoza ist für Goethe ein

<sup>60</sup> Herder: SWS, Bd. 14, S. 244.

<sup>61</sup> Herder schrieb in seinem Hauptwerk: „Es ist keine Schwärmerei zu hoffen, dass, wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden ...“ (SWS, Bd. 14, S. 249). Goethe replizierte in einem Brief an Herder aus Neapel vom 17.5.1787 (welchen er später in der „Italienischen Reise“ bekanntmachte): „je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, dass die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne.“ (MA, Bd. 15, S. 392)

<sup>62</sup> MA, Bd. 16, S. 667.

<sup>63</sup> Ebd., S. 681.

<sup>64</sup> Von Goethe selbst wird „jener sonderbare, aber ungeheure Spruch“ erst im 20. Buch zitiert (ebd., S. 822).

<sup>65</sup> Ebd., S. 715.

Lehrer der recht verstandenen ‚Entsagung‘. Im Gegensatz zu dem ‚falschen, ja gotteslästerlichen Spruch‘, ‚dass alles eitel sei‘, gilt die Maxime: ‚alles ruft uns zu, dass wir *entsagen* sollen.‘ Entsagung (ein Leitmotiv in Goethes Spätwerk) ist nicht primär Verzicht auf dieses oder jenes, sondern Anerkennung der Notwendigkeit, Schickung in das Schicksal. Wer das begriffen hat und sich danach verhält, ist eigentlich intellektuell und moralisch überlegen, aber zugleich seinen Mitmenschen unheimlich: ‚Nur wenige Menschen gibt es, die (...), um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im ganzen resignieren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Notwendigen, Gesetzlichen und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüsthlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Übermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für Gott- und Weltlose; ja man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll.‘<sup>66</sup>

Nicht zufällig sind alle Passagen aus ‚Dichtung und Wahrheit‘, die Spinoza betreffen, im Jahr 1813 entstanden. Denn gerade von 1811 bis 1813 hatte sich Goethe erneut intensiver mit der Pantheismusthematik befasst. Den Anlass lieferte wiederum *Jacobi*; und wiederum nahm dieser den von Goethe heftig zurückgewiesenen Standpunkt des Kinderglaubens ein.<sup>67</sup> Jacobi wollte – getreu seiner Maxime, dass alle auf bloßer Vernunft beruhende Philosophie unweigerlich zum Atheismus führen müsse – auch die Systeme des ‚deutschen Idealismus‘ als nicht weniger atheistisch denn Spinozas ‚Ethik‘ entlarven. In seiner Schrift ‚Von den Göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung‘ (1811) nahm er sich *Schelling* vor, der mit einer scharfen Gegenschrift reagierte. Goethe ergriff ohne Zögern Schellings Partei und äußerte sich in Privatbriefen sehr abfällig über Jacobi. Er schätzte seit langem die im Ansatz monistische und evolutionäre Naturphilosophie Schellings. Nach der Lektüre der beiden Frühschriften ‚Ideen zu einer Philosophie der Natur‘ (1797) und ‚Von der Weltseele. Eine Hypothese der höheren Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus‘ (1798) hatte er Schellings Berufung nach Jena unterstützt. Den folgenden Grundsatz des jungen Philosophen konnte er sich ohne weiteres zu eigen machen: ‚Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare

---

<sup>66</sup> Ebd., S. 714.

<sup>67</sup> Schon in der ‚Studie nach Spinoza‘ (1785) hatte Goethe sich sehr ironisch über jene Frommen ausgelassen, die unermüdlich predigen, ‚das Gemüt müsse immer einfältiger und einfältiger werden‘, und die ‚bei jeder Gelegenheit bescheiden trotzig merken lassen, dass sie im Wahren eine Sicherheit gefunden, welche über allen Beweis und Verstand erhaben sei.‘ (MA, Bd. 2/2, S. 482).

Natur sein.“<sup>68</sup> – In dem ergänzenden autobiographischen Werk „Tag- und Jahres-Hefte“ (1830) hat Goethe erstmals seinen unüberbrückbaren weltanschaulichen Dissens mit Jacobi der Öffentlichkeit preisgegeben. Im Jahresbericht für 1811 heißt es: „*Jakobi* ‚Von den göttlichen Dingen‘ machte mir nicht wohl; wie konnte mir das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verberge Gott. Musste, bei meiner reinen tiefen angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich *Gott in der Natur, die Natur in Gott* zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so dass diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, musste nicht ein so seltsamer, einseitig-beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Mann, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich hing meinem schmerzlichen Verdrusse nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl und fand in *Spinozas* Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung, und da sich indes meine Bildung gesteigert hatte, ward ich, im schon Bekannten, gar manches, das sich neu und anders hervortat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung gewahr.“<sup>69</sup>

Viel rücksichtsloser klingt die Verurteilung Jacobis in Goethes Brief an Knebel vom 8. April 1812: „Wem es nicht zu Kopfe will, dass Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung (...) die notwendigen Doppelingredienzen des Universums waren, sind und sein werden, die beide gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beide zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können – wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben (...) sollen.“<sup>70</sup> Bald darauf hat der Dichter aber seinen Ärger produktiv gewendet und das pantheistische Credo in Versform veranschaulicht:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,  
 Im Kreis das All am Finger laufen ließe!  
 Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,  
 Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,  
 So dass was in Ihm lebt und webt und ist,  
 Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermisst.<sup>71</sup>

<sup>68</sup> Schelling: Werke, Bd. 5, S. 107.

<sup>69</sup> MA, Bd. 14, S. 226 f.

<sup>70</sup> WA IV, Bd. 22, S. 321 f. (auch MA, Bd. 9, S. 1128).

<sup>71</sup> MA, Bd. 9, S. 116; Bd. 13/1, S. 144.

Die beiden Eingangsverse evozieren die seit Aristoteles geläufige Vorstellung von Gott als dem ‚ersten Beweger‘, der selbst unbewegt bleibt, der uranfänglich bloß einen leichten Anstoß geben muss, um die träge Materie in Gang zu bringen. Auch die im 17./18. Jh. beliebte Vorstellung vom Ingenieurs- oder Uhrmacher-Gott, der sein Werkstück wie eine Maschine anlässt oder aufzieht, kann hier mitgedacht werden. Hinzu kommt das Bild vom Jongleur, der das Weltall wie einen Ball oder Reifen manipuliert. Die beiden mittleren Verse behaupten dagegen, dass Gott nicht irgendwo außerhalb steht (nicht ‚extramundan‘ oder ‚supramundan‘ anzusiedeln ist), sondern als welt-immanentes Prinzip wirkt, so dass auch die Bewegung der Materie und des Geistes zu seinem ewigen Wesen gehört und weder Anfang noch Ende kennt. Gott und die Natur implizieren sich wechselseitig, durchdringen einander in unauflösbarer Synthese. Die beiden Schlussverse lassen erkennen, dass Goethe sich keineswegs scheut, die damals vertrauten Sprachmuster und Wendungen der Luther-Bibel zur Illustration seiner heterodoxen Weltsicht zu benutzen. Die Formel „lebt und webt und ist“ erfreut sich bei Goethe und vielen seiner Zeitgenossen großer Beliebtheit.<sup>72</sup> Sie geht zurück auf die Apostelgeschichte (Kap. 17, Vers 28), wo es in Luthers Version heißt: „Denn in ihm (Gott) leben, weben und sind wir.“ Dabei ist zu beachten, dass die Bedeutung des Verbs ‚weben‘ ursprünglich weiter gefasst war (bevor sie auf die Textilherstellung eingeschränkt wurde) und als ‚sich bewegen‘ zu verstehen ist. (Das entsprechende Verb im griechischen Urtext des NT bestätigt diese Interpretation.) Die Bewegung erweist sich damit als ein Leitbegriff des dynamisch gewordenen Pantheismus. Für die Kombination der Wörter ‚Kraft‘ und ‚Geist‘ gibt es ebenfalls ein biblisches Vorbild.<sup>73</sup> Der vierfache Gebrauch der Präposition ‚in‘ unterstreicht den zentralen Gedanken der Immanenz, welche doppelseitig zu begreifen ist: Immanenz Gottes in der Welt, Immanenz aller Erscheinungsformen der Natur in Gott. – Das Gedicht orientiert sich aber noch viel enger an einem bestimmten Prosatext. Goethe vermerkte 1812 eigenhändig das folgende Zitat von *Giordano Bruno*, dem größten Pantheisten der Renaissance (im Jahr 1600 in Rom auf dem Scheiterhaufen verbrannt):<sup>74</sup> „Non est Deus vel intelligentia exterior, circumrotans et circumducens; dignius enim

<sup>72</sup> Vgl. den letzten Satz von § 739 des 1. Teils der „Farbenlehre“ (Zitat zu Anm. 101, in Kap. V, d).

<sup>73</sup> Vgl. den 1. Brief des Paulus an die Korinther, Kap. 2, Vers 4: „... in Beweisung des Geistes und der Kraft“. – Vgl. auch Lessings Aufsatz von 1777 „Über den Beweis des Geistes und der Kraft“ (Ges. Werke, Bd. 8, S. 9-16).

<sup>74</sup> Im Historischen Teil der „Farbenlehre“ macht Goethe eine Bemerkung, die gut auf den Märtyrer Giordano Bruno passt: „Die Scheidung zwischen Geist und Körper, Seele und Leib, Gott und Welt war zustande gekommen. Sittenlehre und Religion fanden ihren Vorteil dabei (...). Verfolgt wurden daher solche Männer, die an eine Wiedervereinigung des Getrennten dachten.“ (MA, Bd. 10, S. 682).

illi debet esse internum principium motus, quod est natura propria, anima propria, quam habeant tot in illius gremio et corpore vivunt.“<sup>75</sup> (Gott ist nicht etwa eine außenstehende Intelligenz, die das Universum im Kreise dreht und leitet; denn es muss würdiger für ihn sein, das innere Prinzip der Bewegung zu bilden, weil das seine eigentliche Natur und Seele ist, an welcher alles teilhat, was nur immer in seinem Schoß und Leibe lebt.)

#### IV. Der Naturforscher Goethe

Goethes Interessengebiete als Naturforscher lassen sich zwanglos in vier Gruppen einteilen. Am Anfang steht die *Geologie und Mineralogie*. Der junge Rat begann sich schon in seinen ersten Weimarer Jahren für diese Wissenschaft zu interessieren, angeregt durch die Pläne für eine Wiederbelebung des Bergbaus in Ilmenau, die auch seine Studienreisen in den Harz veranlassten. Das Interesse hielt lebenslang an und wurde besonders auf den Badereisen des alten Goethe nach Böhmen regelmäßig wieder virulent. Literarischen Niederschlag fand der Komplex Geologie und Mineralogie in den Spätwerken „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ und Faust II. Das große Menschheitsdrama setzt u.a. die Konfrontation zwischen den beiden damals streitenden Erdentstehungstheorien, dem ‚Vulkanismus‘ und dem ‚Neptunismus‘ in Szene.<sup>76</sup> Goethe selbst neigte zur letzteren Auffassung, zur These von der prägenden Rolle des Wassers für die Entstehung der Erdkruste und des Lebens.

Als nächstes wird das Gebiet der *Botanik* und der *Zoologie* erkundet. Goethe will den ‚Urphänomenen‘ des organischen Lebens auf den Grund kommen, er nimmt sich nichts Geringeres vor, als die ‚Urpflanze‘ und das ‚Urtier‘ theoretisch, aber möglichst anschaulich zu rekonstruieren. So sehr er die empirische Forschung und die induktive Methode anerkannte und auch selbst praktizierte, so wenig Begriffsklauberei und Ausweichen ins abstrakte Ideenreich seinem „hartnäckigen Realismus“<sup>77</sup> zusagten, so stark blieb doch immer sein „Trieb auf jenes Urbildliche, Typische“.<sup>78</sup> Anfangs hoffte er die ‚Urpflanze‘ in der Realität (etwa in der üppigen Vegetation Siziliens) auffinden und so als wirklich existent nachweisen zu können. Gerade sein Hang zum ‚gegenständlichen Denken‘<sup>79</sup> dürfte ihn zu diesem Irrweg verleitet haben.

<sup>75</sup> FA, Bd. 2, S. 1076.

<sup>76</sup> Faust II: Im 2. Akt – Klassische Walpurgisnacht – verkörpern die griechischen Naturphilosophen Thales und Anaxagoras respektive den Neptunismus und den Vulkanismus. Vgl. bes. ihren Dialog in den Versen 7851-7872.

<sup>77</sup> MA, Bd. 12, S. 89.

<sup>78</sup> Ebd., S. 99.

<sup>79</sup> Dieser treffende Ausdruck stammt von Heinroth (Lehrbuch der Anthropologie, 1822). Goethe hat ihn zustimmend aufgegriffen und in einem kleinen Aufsatz „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort“ kommentiert (Ebd., S. 306-309).

Spätestens unter dem Einfluss des Kantianers Schiller wurde Goethe sich aber darüber klar, dass jenes Urbild, jener Typus als Grundbauplan nur das Resultat einer Abstraktion, also einer Denkoperation sein konnte und somit unbestreitbar den Status eines Begriffs bzw. einer Idee hatte. In seiner Polemik gegen die zunftmäßige Abkapselung und theoriefeindliche Handwerkelei aller Wissensbereiche sah Goethe sich erst recht veranlasst zu betonen, „dass eine Idee, ein Begriff der Beobachtung zum Grunde liegen, die Erfahrung befördern, ja das Finden und Erfinden begünstigen könne.“<sup>80</sup> – Seine Studien zur vergleichenden Anatomie der Tiere, besonders zur Osteologie, führten Goethe auf die Entdeckung des Zwischenkieferknochens im menschlichen Schädel (1784), die er jedoch wegen Ablehnung durch die Fachautoritäten damals einer größeren Öffentlichkeit nicht zu unterbreiten wagte. Mehr Erfolg war seinem Aufsatz „Die Metamorphose der Pflanzen“ beschieden, der 1790 als Einzelbroschüre erschien und zustimmend rezensiert wurde. (Ein Gedicht gleichen Titels entstand 1798.) In dieser sehr sorgfältig ausgearbeiteten Schrift untersucht Goethe das Wachstum der einjährigen Blütenpflanzen und bestimmt als deren Grundbauelement den Stengelabschnitt jeweils mit Knoten, Blatt und Achselknospe. Solche Stengelabschnitte entwickeln sich (von unten nach oben) „nacheinander und gleichsam auseinander“, „stufenweise“ und „fortschreitend“ mit charakteristischen Abwandlungen, die vor allem die Form und Funktion der Blätter betreffen. Der Reihe nach werden die Keimblätter, die primären Laubblätter, die Folge-, Hoch- und Kelchblätter, die Blumenkron-, Staub- und Fruchtblätter ausgebildet. Daran zeigt sich, dass „die Pflanze ein und eben dasselbe Organ nach und nach umbildet“; und im Schlussteil wird dieses identische und wandelbare Organ nicht mehr mit dem Stengelabschnitt gleichgesetzt, sondern schlechthin als Blatt reklamiert. Das Blatt ist für Goethe das Urphänomen jeder Pflanze.<sup>81</sup> Noch 1831 erschien eine Neuauflage des Aufsatzes zusammen mit einer französischen Übersetzung, komplettiert durch einen forschungsbiographischen und einen wirkungsgeschichtlichen Abriss.<sup>82</sup>

Über die ‚Metamorphose der Tiere‘, quasi als Pendant zur ‚Metamorphose der Pflanzen‘, handelt eine weniger systematische Schrift mit dem Titel ‚Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie‘, 1795 niedergeschrieben, aber erst 1820 in den

---

<sup>80</sup> Ebd., S. 107.

<sup>81</sup> MA, Bd. 3/2, S. 318-366; Bd. 12, S. 29-68.

<sup>82</sup> MA, Bd. 18/2, S. 438-479.

„Morphologischen Heften“ veröffentlicht.<sup>83</sup> Auch hier geht es um die Aufstellung eines *Typus*, eines allgemeinen Schemas der tierischen Gestalt, um das Auffinden des Urphänomens. Wohl am fruchtbarsten ist die Idee der Sparsamkeit oder Ökonomie der Natur bei der Verwendung ihrer Mittel, „jene Idee eines haushälterischen Gebens und Nehmens“.<sup>84</sup> Daraus folgt das Gesetz, „dass keinem Teil etwas zugelegt werden könne, ohne dass einem andern dagegen etwas abgezogen werde, und umgekehrt.“ Die bildende Kraft der tierischen Natur scheint sich fast unbegrenzt und beinahe willkürlich zu entfalten; dennoch ist dieser ‚Bildungstrieb‘ durch so etwas wie ein festes Budget eingeschränkt: „Die Rubriken seines Etats, in welche sein Aufwand zu verteilen ist, sind ihm vorgeschrieben, was er auf jedes wenden will, steht ihm bis auf einen gewissen Grad frei. Will er der einen mehr zuwenden, so ist er nicht ganz gehindert, allein er ist genötigt, an einer andern sogleich etwas fehlen zu lassen; und so kann die Natur sich niemals verschulden oder wohl gar bankrott werden.“<sup>85</sup> Dieser Grundsatz wurde später auch als ‚Kompensationsprinzip‘ bekannt. – Der Typus, die Grundform des tierischen Bauplans, gibt das Beharrliche und Gesetzmäßige an; das Veränderliche, Experimentelle, Zufällige erklärt sich aus dem Bildungstrieb mit seiner relativ freien Verfügung über die zugewiesenen Budgetmittel. Die Natur erscheint unendlich produktiv wegen dieser ihrer ‚Versatilität‘, wegen der fortwährenden ‚Modifikabilität‘ aller einzelnen Teile der animalischen Urgestalt. Das Zusammenspiel von ‚Typus‘ und ‚Versatilität‘ wird bei Goethe als besondere Ausprägung einer universalen Polarität von ‚Gesetz‘ und ‚Freiheit‘ verstanden. (Vgl. unten Abschnitt V, e)

Rund zwei Jahrzehnte lang hat Goethe den größeren Teil seiner naturwissenschaftlichen Bemühungen der Optik und *Farbenlehre*, seinem Schmerzenskind, vorbehalten. Die „Beiträge zur Optik“ (1791-92) blieben ohne nennenswerte Resonanz. Die „Farbenlehre“, sein umfangreichstes Werk überhaupt (rund tausend Druckseiten in der Münchner Ausgabe), erschien nach vielen Verzögerungen 1810 und stieß auf ziemlich einhellige (wenn auch unterschiedlich motivierte) Ablehnung oder Nichtbeachtung. Das Werk besteht aus drei großen Komplexen: dem „Didaktischen Teil“ (der die neue Lehre positiv entwickelt und begründet), dem „Polemischen Teil“ (der wirklich erbittert gegen Newton polemisiert) und dem „Historischen Teil“ (der Massen

---

<sup>83</sup> MA, Bd. 12, S. 120-153; anschließend (S. 153-155) das zugehörige Lehrgedicht (hier mit dem Titel „Athroismos“, später „Metamorphose der Tiere“). Hinzu kommen die „Vorträge über die drei ersten Kapitel des Entwurfs...“, S. 195-212.

<sup>84</sup> Ebd., S. 127.

<sup>85</sup> Ebd., S. 126.

von Material zur Geschichte der Optik und der Farbentheorien aufbereitet, verbunden mit vielen kulturhistorischen und biographischen Einlagen). Die Grundthese lautet: Farben entstehen nicht durch Aufspaltung (Refraktion, Dispersion) des weißen Sonnenlichts – wie das Newtonsche Dogma verlangt –, sondern durch das Zusammenspiel von Licht und Finsternis, von Helligkeit und Schatten, durch das trübe Medium der Erdatmosphäre. Die beiden Grundfarben, aus denen alle anderen durch Vereinigung, Steigerung und erneute Vereinigung hergeleitet werden können, sind Gelb und Blau: Gelb repräsentiert das getrübte Licht, Blau die aufgehellte Finsternis. Die reformierte Farbenlehre beruht also auf den Kategorien Gegensatz, Polarität und Wechselwirkung. – Trotz der fehlenden Zustimmung hat Goethe unverdrossen neue Beobachtungen – besonders über die ‚entoptischen Farben‘<sup>86</sup> – angestellt und seine Theorie auszubauen versucht. Die einschlägigen Aufsätze erschienen nunmehr z.T. unter dem Stichwort ‚Chromatik‘ in den ‚Naturwissenschaftlichen Heften‘.<sup>87</sup> Im Laufe der Zeit meldeten sich auch einige Anhänger der neuen Doktrin zu Wort. Leopold von Henning hielt an der Universität Berlin öffentliche Vorlesungen über Goethes Farbenlehre und gab eine Einleitung dazu heraus (1822).<sup>88</sup>

Das Kolorit in der Malerei war der Ausgangspunkt für Goethes Interesse an diesem Gegenstandsbereich gewesen; das ‚Bedürfnis des Malers‘ war nach seinen eigenen Worten ‚der erste Anstoß‘, sich auf das Thema einzulassen.<sup>89</sup> Durch seine Untersuchungen über die ‚physiologischen Farben‘, d.h. die Farben für das Auge (auch ‚subjektive Farben‘ genannt), durch sein Interesse für die ‚sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe‘ hatte er die Chromatik gewissermaßen aus dem Gebiet der Optik als einer physikalisch fundierten Wissenschaft in das Gebiet der Humanwissenschaften verpflanzt.<sup>90</sup> Daher ist es nicht verwunderlich, dass Goethes Farbenlehre von vielen Malern rezipiert und geschätzt wurde. Zeitlich an erster Stelle ist hier Philipp Otto Runge zu nennen, der unabhängig von Goethe zu ähnlichen Resultaten gelangt war und ihm davon in einem Brief-Essay Rechenschaft gegeben hatte; derselbe wurde als ‚Zugabe‘ im Didaktischen Teil des Hauptwerks von 1810 abgedruckt.<sup>91</sup> William Turner schuf 1843 zwei thematisch verbundene Gemälde, die er ‚Shade and darkness‘ bzw.

---

<sup>86</sup> Vgl. den grundlegenden Aufsatz ‚Entoptische Farben‘ von 1820 (MA, Bd. 12, S. 473-517) und das gleichnamige Gedicht (MA, Bd. 13/1, S. 160).

<sup>87</sup> Näheres über die ‚Morphologischen‘ bzw. ‚Naturwissenschaftlichen Hefte‘ wird gegen Ende dieses Kapitels (IV) mitgeteilt.

<sup>88</sup> Vgl. MA, Bd. 12, S. 724.

<sup>89</sup> MA, Bd. 10, S. 264.

<sup>90</sup> Vgl. ebd., S. 1020 f. (Einführung zum Kommentar von Peter Schmidt).

<sup>91</sup> Ebd., S. 264-271.

„Light and colour“ betitelte und mit dem Hinweis „Goethe’s Theory“ versah.<sup>92</sup> – Wenn Goethe als Augenmensch sich zur Naturbetrachtung und zur bildenden Kunst hingezogen fühlte, so musste das ihn auszeichnende gegenständlich-plastische und sinnlich-farbige Weltverhältnis auch in der Dichtkunst bildkräftig zum Ausdruck kommen. So spielt die Farbenmetaphorik<sup>93</sup> in seinen Dichtungen eine herausragende Rolle: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.“<sup>94</sup>

Der am spätesten auftretende und relativ am wenigsten bearbeitete Gegenstand der Goetheschen Naturforschung ist die Meteorologie, speziell die *Wolkenlehre*. Den entscheidenden Anstoß gab hier die Theorie und Nomenklatur von Luke Howard („Essay on the Modification of Clouds“, 1803). Erst Ende 1815 las Goethe eine Zusammenfassung dieser Theorie; Ende 1817 entwarf er einen vorläufigen Aufsatz für die Mitarbeiter der neuen Wetterstation am Ettersberg, und zwar unter dem geheimnisvollen Titel „Camarupa“ (das ist der „Name einer indischen Gottheit, die an *Gestaltveränderung* Freude hat“).<sup>95</sup> 1820 entstand der Aufsatz „Wolkengestalt nach Howard“.<sup>96</sup> Darin betont der Autor, dass eine feste Terminologie von größtem Vorteil sei, weshalb er die vier Hauptbestimmungen von Howard unverändert beibehalten habe. Es sind dies die heute noch geläufigen Bezeichnungen (Reihenfolge von oben nach unten): *Zirrus* (Federwolken), *Kumulus* (Haufenwolken), *Stratus* (Schichtwolken), *Nimbus* (tiefe Regenwolken, mit Sonnenstrahlen am oberen Rand) bzw. *Nimbostratus*.<sup>97</sup> Dennoch hat Goethe die Lehre Howards umgedeutet, insofern die Wolken immer eine Tendenz haben sollen, in höhere Regionen der Atmosphäre vorzustoßen, so dass sie durch Metamorphose von Stratus über Kumulus bis Zirrus eine zusammenhängende aufsteigende Reihe bilden.<sup>98</sup> – Goethe hat im Alter ziemlich regelmäßig das Wetter beobachtet und empirische Daten über Barometerstände gesammelt bzw. sammeln lassen. Gerade aus diesen Erfahrungen heraus beurteilte er die Möglichkeit zuverlässiger Wettervorhersagen sehr skeptisch. Insgesamt schien ihm die *Meteorologie* noch weit davon entfernt, den Status einer anerkannten Wissenschaft beanspruchen zu können. Trotzdem mochte er sich nicht enthalten, seine eigene (leider irrige) Theorie aufzustellen, derzufolge alle Witterungserscheinungen bzw. Barometerschwankungen nicht atmosphärisch bedingt und erst recht nicht von

---

<sup>92</sup> Vgl. ebd., S. 1032.

<sup>93</sup> Vgl. den Abschnitt „Allegorischer, symbolischer, mystischer Gebrauch der Farbe“ (ebd., S. 262 f.).

<sup>94</sup> Faust II, Vers 4727.

<sup>95</sup> MA, Bd. 11/2, S. 560-566.

<sup>96</sup> MA, Bd. 12, S. 451-471. Unmittelbar folgend ein Gedicht: „Howards Ehrengedächtnis“, das später noch erweitert wurde.

<sup>97</sup> Vgl. ebd., S. 468.

<sup>98</sup> Vgl. ebd., S. 1060.

den Planeten oder vom Mond beeinflusst, sondern „rein tellurischen“, Ursprungs sein sollten: Luftdruckveränderungen seien durch Schwankungen der Erdanziehungskraft bestimmt. Im „Versuch einer Witterungslehre“, 1825 zu Papier gebracht,<sup>99</sup> wird diese Auffassung erstmals zusammenhängend begründet.

Wenn man die vier Hauptgebiete der Goetheschen Naturbetrachtung und -forschung nochmals in der Reihenfolge ihres Hervortretens überblickt – Geologie, Biologie, Farbenlehre, Wolkenkunde –, so erscheinen sie als eine aufsteigende Reihe vom Schweren, Kompakten, Dauerhaften zum Leichten, Lockeren, Veränderlichen, angefangen mit den erdverbundenen Mineralien und endend bei den luftig-flüchtigen Wolkengebilden. Allen vier Interessengebieten ist gemeinsam, dass sie eine ständige visuelle Anschauung erfordern (anders als z.B. Physik und Chemie) und somit den Augensinn privilegieren. Goethes morphologische Betrachtungsweise, ursprünglich aus dem Studium der Pflanzen und Tiere gewonnen, ließ sich auch auf geologische oder atmosphärische Formationen anwenden. Auch in der Farbenlehre spielen bestimmte Gestalten bei bestimmten Versuchsanordnungen eine nicht unwichtige, aber letztlich nur untergeordnete Rolle; Farben an sich haben keine Konturen.

Die vielseitigste und aufschlussreichste Publikation des Naturforschers Goethe wird oft mit dem Kurztitel „Morphologische“ bzw. „Naturwissenschaftliche Hefte“ bezeichnet. Insgesamt erschienen 6 Hefte von 1817 bis 1824, jeweils in die zwei genannten Rubriken unterteilt. Nach der Art der Veröffentlichung könnte man sie als eine Hauszeitschrift ansprechen; denn eine solche pflegte damals zum allergrößten Teil Beiträge des Herausgebers selbst, doch in geringer Anzahl zudem Aufsätze von treuen und wahlverwandten Mitarbeitern zu bringen. So auch hier; insgesamt waren 8 jüngere Mitarbeiter einbezogen. Der vollständige Titel lautet: „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden.“ In diesen Heften wurden zunächst ältere Aufsätze, Entwürfe und Fragmente teils erneut, teils zum ersten Mal abgedruckt, oft mit ergänzenden und verbindenden Texten versehen; später waren es überwiegend neue, ad hoc verfasste Aufsätze. Die Entstehungszeit der Beiträge umfasst volle vier Jahrzehnte (1784-1824). Neben den einzelwissenschaftlichen Abhandlungen lassen sich als eine zweite Textsorte verallgemeinernde theoretische ‚Betrachtungen‘, auch philosophische Spekulationen sowie ‚Aphorismen‘ unterscheiden; also kurze Texte von konzentriertem Gehalt mit Überschriften wie „Anschauende Urteilskraft“, „Bedenken und Ergebung“. Eine dritte Textschicht enthält (wie der Ausdruck „Lebensereignisse“ im Untertitel

---

<sup>99</sup> MA, Bd. 13/2, S. 275-302.

schon andeutet) autobiographische Mitteilungen, allerdings kaum über den Privatmann, Dichter oder Staatsmann, sondern primär über den Naturforscher. Immerhin wird eine so entscheidende Wendung in Goethes Leben wie seine Begegnung mit Schiller in diesem Kontext dargestellt („Glückliches Ereignis“). Für Goethe ist Wissenschaft kein unpersönlich-asketischer Dienst an der Sache, keine Kärnerarbeit für den langsamen Erkenntnisfortschritt, sondern integraler Bestandteil seiner Persönlichkeitsentwicklung, seiner lebenslangen Bildungsgeschichte. Darüber hinaus kann er auf überzeugende Weise das Argument vorbringen, dass jedes Thema für den Leser interessanter und nachvollziehbarer wird, wenn sich der Autor herablässt zu berichten, wie er auf die Fragestellung gestoßen ist und wie er sich damit auseinandergesetzt hat. Der einleitende Satz zu seiner Abhandlung über die „Wolkengestalt“ macht den gemeinten Sachverhalt besonders klar: „Indem man sich zu einem Vortrag über irgendeinen Gegenstand anschickt, so ist es wohlgetan zu bedenken und sodann andern mitzuteilen, wie man auf die Betrachtung gerade dieses Gegenstandes gekommen und unter welchen Umständen man demselben nach und nach mehrere Aufmerksamkeit zu widmen angeregt worden.“<sup>100</sup> – In der vierten Textschicht verlässt Goethe die prosaische Rede und geht zu Versen über. Insgesamt sind 22 längere und kürzere Gedichte naturphilosophischen Inhalts in das Sammelwerk eingestreut und mit einzelnen Forschungsgebieten thematisch verknüpft. Es war schon damals sehr ungewöhnlich, naturkundliche Probleme in Versform zu behandeln. Wohl nur Goethe konnte sich das leisten. Die formale Geschlossenheit und sprachliche Konzentration eines Gedichts bot unverkennbare Vorteile im Vergleich mit der gedanklichen Unabschließbarkeit ähnlicher Betrachtungen in Prosa. Die hier veröffentlichten Gedichte bildeten den Grundstock einer später neu zusammengestellten und zyklisch angeordneten Abteilung, die unter dem Titel „Gott und Welt“ in der Ausgabe letzter Hand erschien.

Wer philosophische Prosatexte von Goethe sucht, kann praktisch nur in den naturwissenschaftlichen Schriften (die übrigens zu einem erheblichen Teil bei Lebzeiten ungedruckt blieben) fündig werden. Solche Passagen sind in der Regel kurz und bruchstückhaft, die Grundfragen nur antippend und andeutend, oft in aphoristischen Formulierungen. Daher ist es schwierig, sich einen Überblick zu verschaffen. Der vorliegende Aufsatz hat nicht zuletzt den Zweck, philosophische Aussagen und Reflexionen wie in einer kleinen Anthologie einigermaßen geordnet zu präsentieren.

---

<sup>100</sup> MA, Bd. 12, S. 451.

## V. Grundpositionen und Leitbegriffe der Goetheschen Naturauffassung

### a) Austreibung der Teleologie

Die Natur kennt keine Absichten und Zwecke, sie entwickelt nur Zusammenhänge und Beziehungen, Verhältnisse und Wechselwirkungen. Die Vorstellung, dass ein Schöpfergott die Natur beaufsichtigt und allen ihren Erscheinungsformen und Lebensäußerungen bestimmte Zwecke vorschreibt, wird von Goethe – wie vor ihm von Spinoza, auch schon von Francis Bacon<sup>101</sup>, ja von Lukrez – mit großer Schärfe zurückgewiesen. Die Erklärung beliebiger Naturphänomene durch eine aparte, zweckbestimmte Kausalität – die ‚Zweckursachen‘ oder ‚Endursachen‘ (causae finales) – wird als anthropomorphisierende Scheinerklärung entlarvt, die Teleologie als Pseudokategorie verworfen. Es gibt wohl so etwas wie eine ‚innere Zweckmäßigkeit‘ im Aufbau der Organismen; aber jedes Ding und vor allem jedes Lebewesen in der Natur, als Individuum wie als Gattung, ist an und für sich der pure Selbstzweck. – Als Fazit seiner Lektüre der Kantschen „Kritik der Urteilskraft“ (1790) hält Goethe fest: „Meine Abneigung gegen die Endursachen war nun geregelt und gerechtfertigt; ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterscheiden, ich begriff auch, warum der Menschenverstand beides oft verwechselt.“<sup>102</sup> Noch kompromissloser klingt die Ablehnung in einem Brief an Zelter vom 29.1.1830. Wieder mit Hinweis auf Kants „Urteilskraft“ wird der Natur die Bestimmung zugesprochen, „aus großen Prinzipien zwecklos zu handeln.“ Und weiter: „So hatte mich Spinoza früher schon in dem Hass gegen die absurden Endursachen gegläubiget.“<sup>103</sup> Tatsächlich war es ein Hauptanliegen Spinozas nachzuweisen, „dass die Natur sich keinen Zweck vorgesetzt hat und dass alle Endzwecke nichts als menschliche Einbildung sind“. In seiner „Ethik“ (Teil I, Anhang) bekämpft er die Vorurteile, die sich letzten Endes immer darauf zurückführen lassen, „dass die Menschen gewöhnlich annehmen, alle Dinge in der Natur handelten, wie sie selbst, um eines Zweckes willen, ja dass sie von Gott selbst mit aller Bestimmtheit behaupten, er leite alles zu irgendeinem bestimmten Zweck.“<sup>104</sup>

In seinen Entwürfen zu einer morphologisch-vergleichenden Zoologie (etwa 1794) hat Goethe die teleologische (finalistische) ‚Vorstellungsart‘ aus den

<sup>101</sup> Im Abschnitt „Baco von Verulam“ des Historischen Teils der „Farbenlehre“ wird vermerkt, dass ihm „die Lehre von den Endursachen höchlich zuwider“ war. (MA, Bd. 10, S. 632).

<sup>102</sup> MA, Bd. 12, S. 96.

<sup>103</sup> MA, Bd. 20/2, S. 1313.

<sup>104</sup> Spinoza: Ethik, S. 73 u. 70.

Denkstrukturen einer vorwissenschaftlichen Mentalität herzuleiten unternommen:

„Die Vorstellungsart, dass ein lebendiges Wesen zu gewissen Zwecken nach außen hervorgebracht und seine Gestalt durch eine absichtliche Urkraft dazu determiniert werde, hat uns in der philosophischen Betrachtung der natürlichen Dinge schon mehrere Jahrhunderte aufgehalten (...). Es ist (...) eine triviale Vorstellungsart, die eben deswegen (...) trivial ist, weil sie der menschlichen Natur im ganzen bequem und zureichend ist. Der Mensch ist gewohnt, die Dinge nur in dem Maße zu schätzen, als sie ihm nützlich sind, und da er seiner Natur und seiner Lage nach sich für das Letzte der Schöpfung halten muss: warum sollte er auch nicht denken, dass er ihr letzter Endzweck sei? Warum soll sich seine Eitelkeit nicht den kleinen Trugschluss erlauben? Weil er die Sachen braucht und brauchen kann, so folgt daraus, sie seien hervorgebracht, dass er sie brauche (...). Warum sollte er ein Kraut, das er nicht nutzen kann, nicht Unkraut nennen? (...) Eher wird er die Entstehung der Distel, die ihm die Arbeit auf seinem Acker sauer macht, dem Fluch eines erzürnten guten Wesens, der Tücke eines schadenfrohen bösen Wesens zuschreiben, als eben diese Distel für ein Kind der großen allgemeinen Natur zu halten, das ihr ebenso nahe am Herzen liegt als der sorgfältig gebaute und so sehr geschätzte Weizen. (...) Da er nun ferner an sich und an andern mit Recht diejenigen Handlungen und Wirkungen am meisten schätzt, welche absichtlich und zweckmäßig sind, so folgt daraus: dass er der Natur, von der er ohnmöglich einen größern Begriff als von sich selbst haben kann, auch *Absichten und Zwecke* zuschreibe. Glaubt er ferner, dass alles was existiert um seinetwillen existiere, alles nur als Werkzeug, als Hilfsmittel seines Daseins existiere, so folgt wie natürlich daraus: dass die Natur auch ebenso absichtlich und zweckmäßig verfahren habe, ihm Werkzeuge zu verschaffen, wie er sie sich selbst verschafft.<sup>105</sup> (...) Ein Naturforscher also wird sich nun einmal schon über diesen trivialen Begriff erheben müssen; ja wenn er auch als Mensch jene Vorstellungsart nicht loswerden könnte, wenigstens insofern er ein Naturforscher ist sie soviel als möglich von sich entfernen.“<sup>106</sup> Positiv gewendet, muss der aufgeklärte und seine Methoden reflektierende Naturwissenschaftler nach der folgenden Maxime verfahren: „Wir werden uns gewöhnen, *Verhältnisse und Beziehungen nicht als Bestimmungen*

---

<sup>105</sup> Ein satirisches Beispiel im Epigramm: „Der Teleolog. – Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig, / Als er den Korkbaum schuf, gleich auch die Stöpsel erfand!“ (aus den „Xenien“, 1796; MA, Bd. 4/1, S. 778).

<sup>106</sup> MA, Bd. 4/2, S. 179-181.

und Zwecke anzusehen, und dadurch ganz allein in der Kenntnis, wie sich die bildende Natur von allen Seiten und nach allen Seiten äußert, weiterkommen.“<sup>107</sup>

Die Konstanz der Grundpositionen in Goethes Weltanschauung zeigt sich daran, dass er viele Jahrzehnte später die gleiche Argumentation mit gleichartigen Formulierungen und z.T. den gleichen Beispielen wieder aufnehmen kann. So äußert er am 20. Februar 1831 im Gespräch mit Eckermann: „Es ist dem Menschen natürlich, sich als das Ziel der Schöpfung zu betrachten und alle übrigen Dinge nur in Bezug auf sich und insofern sie ihm dienen und nützen. Er bemächtigt sich der vegetabilischen und animalischen Welt und, indem er andere Geschöpfe als passende Nahrung verschlingt, erkennt er seinen Gott und preist dessen Güte, die so väterlich für ihn gesorgt. Der Kuh nimmt er die Milch, dem Schaf die Wolle, der Biene den Honig, und indem er den Dingen einen *ihm* nützlichen Zweck gibt, glaubt er auch, dass sie dazu sind geschaffen worden. Ja er kann sich nicht denken, dass nicht auch das kleinste Kraut für *ihn* da sei, und wenn er dessen Nutzen noch gegenwärtig nicht erkannt hat, so glaubt er doch, dass solches sich künftig ihm gewiss entdecken werde.“<sup>108</sup> Die Vorstellung, Gott habe die Gattung Schaf in sein Schöpfungsprogramm aufgenommen, um die Gattung Mensch mit Textilien zu versorgen, ist ziemlich leicht ad absurdum zu führen und noch leichter satirisch aufzuspießen. Der Prüfstein für die Überwindung der finalistischen Denkweise ist aber die Frage nach der ‚Zweckbestimmung‘ der Organe und Körperteile von Lebewesen, die doch in sich selbst irgendwie zweckmäßig organisiert erscheinen. An dieser Frage scheitert z.B. *Voltaire*. Zwar findet auch er den Gedanken absurd, dass der Seidenwurm in China von der Natur hervorgebracht worden sei, damit wohlhabende Menschen in Europa über Atlas-, Brokat- und Satinstoffe verfügen könnten. Zwar gefällt auch er sich in satirischen Zuspitzungen (dass etwa die Nase ihre naturgewollte Zweckbestimmung darin finde, der Brille festen Halt zu geben). Doch in der entscheidenden Frage zieht er sich auf die Position des scheinbar gesunden Menschenverstandes zurück: die Nase sei offensichtlich zum Riechen gemacht, der Magen zum Verdauen, die Augen seien zum Sehen bestimmt und die Ohren zum Hören.<sup>109</sup>

---

<sup>107</sup> Ebd., S. 184 – Der Autor der Farbenlehre weist „die Vorstellungsart der Endursachen“ mit ihrem „Anthropomorphism“ folgendermaßen zurück: „Dem Aufmerksameren freilich wird nicht entgehen, dass man der Natur nichts abgewinnen kann, wenn man ihr, die bloß *notwendig* handelt, einen *Vorsatz* unterschiebt und ihren Resultaten ein zweckmäßiges Ansehen verleihen möchte.“ (MA, Bd. 10, S. 663).

<sup>108</sup> MA, Bd. 19, S. 414 f.

<sup>109</sup> *Voltaire*: Dictionnaire philosophique. Artikel „Fin, causes finales“, S. 199: „Il parait qu’il faut être forcé pour nier que les estomacs sont faits pour digérer, les yeux pour voir, les oreilles pour entendre.“ Dazu Paraphrasen und Ergänzungen S. 542 f. und S. 512. – Exakt auf der gleichen Linie – die Absichten der Natur seien unleugbar und die Leugner daher nicht seriös – argumentiert auch Mendelssohn noch in seiner letzten Schrift („An die Freunde Lessings“, 1786): „Nichts, dünkt mich, kann unleugbarer sein, als dass in der

Für Goethe hingegen ist dies eine grundsätzlich falsche Herangehensweise. In dem Gespräch von 1831 fährt er fort (unmittelbar anschließend an obiges Zitat): „Und wie der Mensch nun im allgemeinen denkt, so denkt er auch im besondern, und er unterlässt nicht, seine gewohnte Ansicht aus dem Leben auch in die Wissenschaft zu tragen und auch bei den *einzelnen Teilen eines organischen Wesens* nach deren Zweck und Nutzen zu fragen. (...) Solche *Nützlichkeitslehrer* sagen wohl: der Ochse habe Hörner, um sich damit zu wehren. Nun frage ich aber: warum hat das Schaf keine? und wenn es welche hat, warum sind sie ihm um die Ohren gewickelt, so dass sie ihm zu nichts dienen? Etwas anderes aber ist es, wenn ich sage: der Ochse wehrt sich mit seinen Hörnern, weil er sie hat. Die Frage nach dem Zweck, die Frage *warum?* ist durchaus nicht wissenschaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage *Wie?*<sup>110</sup> Denn wenn ich frage: wie hat der Ochse Hörner? so führt mich das auf die Betrachtung seiner Organisation und belehrt mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann.“<sup>111</sup>

Die naive Überzeugung, dass die Natur (bzw. Gott) Tiere und Menschen mit Augen ausgestattet habe, um ihnen das Sehen zu ermöglichen (welche auch Voltaire unabweisbar findet), hat Goethe – wie aus der Einleitung zum Didaktischen Teil der „Farbenlehre“ erhellt – tatsächlich weit hinter sich gelassen. Für ihn ist das Auge als Sehorgan zwar vom Gesamtorganismus (von innen nach außen) hervorgebracht, aber zugleich und noch stärker von der Umwelt, d.h. hier vom Licht (von außen nach innen) *hervorgerufen* worden.<sup>112</sup> Das Auge ist die Antwort auf die Sonne. „Wär nicht das Auge sonnenhaft, / Wie könnten wir das Licht erblicken?“ Diese ziemlich berühmten Verse (sie paraphrasieren eine Sentenz des spätantiken, neuplatonischen Philosophen

---

sichtbaren Welt, die uns umgibt, sowie in uns selbst, Endursachen erzielt und Absichten ausgeführt werden. Ich kann unmöglich glauben, dass je ein Philosoph im Ernste hieran gezweifelt habe.“ Ges. Schriften, Bd. 3/2, S. 212.

<sup>110</sup> Schon 1753 hat Diderot in seiner Schrift „De l’interpretation de la Nature“, (Abschnitt 56, Zwischentitel „Des causes finales“) genau den gleichen Gedanken apodiktisch formuliert: „Le physicien, dont la profession est d’instruire et non d’edifier, abandonnera donc le *pourquoi* et ne s’occupera que du *comment*.“ (Der Naturforscher, der die Aufgabe hat zu belehren und nicht zu erbauen, sollte also das Warum auf sich beruhen lassen und sich nur mit dem Wie beschäftigen.) Œuvres philosophiques, S. 236 f.

<sup>111</sup> MA, Bd. 19, S. 415 – Warum der Löwe keine Hörner haben kann, ist bereits im Lehrgedicht über die Metamorphose der Tiere begründet worden (MA, Bd. 12, S. 155, Zeile 5-10). – Goethes Pochen auf wissenschaftliche Einstellung der Naturforscher bedeutet keineswegs, dass er seine weltanschaulichen, nur spekulativ-philosophisch begründbaren Überzeugungen hintanstellen wollte. Den Abschluss des Gesprächs bildet geradezu ein Glaubensbekenntnis.

<sup>112</sup> Die Komplementarität der „Betrachtung von innen nach außen und von außen nach innen“ wurde schon in dem oben zitierten Entwurf einer morphologischen „Vergleichungslehre“ (von ca. 1794) betont. „Eben dadurch erhält ein Tier seine Zweckmäßigkeit nach außen, weil es von außen so gut als von innen gebildet worden.“ (MA, Bd. 4/2, S. 182) In einem anderen Entwurf aus der gleichen Zeit heißt es: „Die Metamorphose der Pflanzen (...) macht uns auf ein doppeltes Gesetz aufmerksam: 1. Auf das Gesetz der innern Natur, wodurch die Pflanzen konstituiert werden. 2. Auf das Gesetz der äußern Umstände, wodurch die Pflanzen modifiziert werden.“ (Ebd., S. 195).

Plotin) lassen nicht ohne weiteres die Kühnheit des Gedankens, den Goethe damit verbindet, erkennen. In Prosa ausgedrückt lautet er: „Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen (!) ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde; und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete.“<sup>113</sup> Mir scheint (in meinem unmaßgeblichen Laienverstand), dass diese erstaunliche Aussage nicht nur eine Vorahnung, sondern die komplette Vorwegnahme eines wesentlichen Aspekts der Darwinschen Evolutionstheorie enthält. Die Lebewesen sind nicht ein für allemal mit bestimmten Organen zu bestimmten Zwecken ausgerüstet, sondern ihre Organe passen sich an und modeln sich um, wenn neue Funktionen bei veränderten Umweltbedingungen erforderlich oder möglich werden.

Der praktische Alltagsverstand, der nur die festgewordenen Gestalten wahrnimmt und nur nach Zweck und Nutzen fragt, kann die Geheimnisse der schaffenden Natur nicht enträtseln: „Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf; der Mensch muss fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen.“<sup>114</sup>

## **b) Morphologie – Metamorphose**

In den 1790er Jahren unternimmt Goethe verschiedene Anläufe, die Morphologie als eigenständige Wissenschaft, zunächst im Rahmen der Biologie, zu begründen. Insofern erschließt die Morphologie eigentlich keinen neuen Gegenstandsbereich, sondern fordert eine neue Betrachtungsweise. Daher heißt es programmatisch, dass „wir in der Morphologie eine neue Wissenschaft aufzustellen gedenken, zwar nicht dem Gegenstande nach, denn derselbe ist bekannt, sondern der Ansicht und der Methode nach“.<sup>115</sup> Nun hat die damals etablierte ‚Naturgeschichte‘, indem sie „sich an die äußere Erscheinung der Gestalten hält“, indem sie „die mannigfaltige Gestalt der organischen Wesen“ in eine gewisse Ordnung zu bringen versucht und diese „bald in Gruppen, bald in Reihen“ einteilt und staffelt, also durch die Taxonomie, die Gesichtspunkte der Morphologie im engeren Sinne schon immer berücksichtigt. Nur dass sie die Formen als feste Gegebenheiten, als bekannte und fertige Phänomene behandelt und folglich die Variabilität der Natur, die *Umbildung* des Gestalteten nicht zur Kenntnis nimmt, jedenfalls nicht systematisch einbezieht. Für Goethe ist keine

---

<sup>113</sup> MA, Bd. 10, S. 20 – Der Kommentator Peter Schmidt bestätigt diese These aus den Erkenntnissen der modernen Biologie: „Das Licht ist Voraussetzung für die Bildung der Sehorgane.“ (Ebd., S. 1080).

<sup>114</sup> MA, Bd. 19, S. 286 (Gespräch mit Eckermann vom 17.2.1829).

<sup>115</sup> MA, Bd. 4/2, S. 200.

(organische) Bildung ohne Umbildung, keine Morphologie ohne Metamorphose verstehbar. Demnach lautet seine grundlegende Definition: „Die Morphologie soll die *Lehre von der Gestalt der Bildung und Umbildung der organischen Körper* enthalten“.<sup>116</sup> Über zwei Jahrzehnte später wird den „Morphologischen Heften“ als eine Art Motto vorangestellt: „Bildung und Umbildung organischer Naturen“ (dazu ein Zitat aus dem Buch Hiob: „(...) verwandelt sich ehe ich's merke.“)<sup>117</sup> In den Neunziger Jahren scheint Goethe noch zu schwanken, ob er die Morphologie bloß als Hilfswissenschaft einschmuggeln oder als Leitwissenschaft reklamieren soll. Denn in der „Betrachtung über Morphologie überhaupt“ (welcher alle zitierten Wendungen im Vorstehenden entnommen sind) wird dieselbe teils als „Lehre für sich“, teils aber als „Hilfswissenschaft der Physiologie“ eingeführt. In einem kurzen Aphorismus, überschrieben „Morphologie“, beansprucht die neue Wissenschaft dagegen eine schlechthin universale Geltung. Hier findet sich die nicht minder grundlegende Definition: „Die Gestalt ist ein Bewegliches, ein Werdendes, ein Vergehendes. *Gestaltenlehre ist Verwandlungslehre. Die Lehre der Metamorphose ist der Schlüssel zu allen Zeichen der Natur.*“<sup>118</sup>

Sorgfältig motiviert wird das Erkenntnisinteresse im einleitenden Kapitel der Hefte „Zur Morphologie“. Diesen Abschnitt möchte ich etwas ausführlicher dokumentieren: „Wenn wir Naturgegenstände, besonders aber die lebendigen, dergestalt gewahr werden, dass wir uns eine Einsicht in den Zusammenhang ihres Wesens und Wirkens zu verschaffen wünschen, so glauben wir zu einer solchen Kenntnis am besten durch Trennung der Teile gelangen zu können; wie denn auch wirklich dieser Weg uns sehr weit zu führen geeignet ist. Was Chemie und Anatomie zur Ein- und Übersicht der Natur beigetragen haben, dürfen wir nur mit wenig Worten den Freunden des Wissens ins Gedächtnis zurückrufen. Aber diese trennenden Bemühungen, immer und immer fortgesetzt, bringen auch manchen Nachteil hervor. Das Lebendige ist zwar in Elemente zerlegt, aber man kann es aus diesen nicht wieder zusammenstellen und beleben. Dieses gilt schon von vielen anorganischen, geschweige von organischen Körpern. Es hat sich daher auch in dem wissenschaftlichen Menschen zu allen Zeiten ein Trieb hervorgetan, die *lebendigen Bildungen als solche zu erkennen*, ihre äußern sichtbaren, greiflichen Teile im Zusammenhange zu erfassen, sie als Andeutungen des Innern aufzunehmen und so das Ganze in der Anschauung gewissermaßen zu beherrschen. Wie nah dieses wissenschaftliche Verlangen mit

---

<sup>116</sup> Ebd., S. 201.

<sup>117</sup> MA, Bd. 12, S. 7.

<sup>118</sup> MA, Bd. 4/2, S. 188.

dem Kunst- und Nachahmungstriebe zusammenhänge, braucht wohl nicht umständlich ausgeführt zu werden. Man findet daher in dem Gange der Kunst, des Wissens und der Wissenschaft mehrere Versuche, eine Lehre zu begründen und auszubilden, welche wir die *Morphologie* nennen möchten. (...) Der Deutsche hat für den Komplex des Daseins eines wirklichen Wesens das Wort *Gestalt*. Er abstrahiert bei diesem Ausdruck von dem Beweglichen, er nimmt an, dass ein Zusammengehöriges festgestellt, abgeschlossen und in seinem Charakter fixiert sei. Betrachten wir aber alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, dass nirgends ein Bestehendes, nirgends ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern dass vielmehr alles in einer steten Bewegung schwanke. Daher unsere Sprache das Wort *Bildung* sowohl von dem Hervorgebrachten als von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig genug zu brauchen pflegt. (...) *Das Gebildete wird sogleich wieder umgebildet*, und wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anschauen der Natur gelangen wollen, selbst so beweglich und bildsam zu erhalten, nach dem Beispiele mit dem sie uns vorgeht.“<sup>119</sup>

Der Naturforscher muss die Etappen der Bildung und Umbildung konkret beschreiben und nachvollziehen, um ihre Gesetzmäßigkeit zu erkennen und begreiflich zu machen. Dies wurde exemplarisch in der „Metamorphose der Pflanzen“ (1790) versucht. Der Naturphilosoph, der mit Spinoza zwischen schaffender und geschaffener Natur unterscheidet, geht etwas weiter in der Spekulation; er identifiziert das Prinzip des Werdens mit der göttlichen Schöpferkraft der Natur (*deus sive natura naturans*), während für das Alltagsleben der Menschen nur das Gewordene verfügbar und verständlich ist. „Die Gottheit ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarren. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun; der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarren, dass er es nutze.“<sup>120</sup> Die ‚Verwandlungslehre‘, das Prinzip der Metamorphose hat gleichermaßen für „Natur und Weltansicht, physisch wie sittlich“<sup>121</sup> Geltung. Es betrifft also nicht nur die außermenschliche Natur, sondern ebenso die

<sup>119</sup> MA, Bd. 12, S. 12-13.

<sup>120</sup> MA, Bd. 19, S. 286. – Auch in Versform hat Goethe solche Gedanken eindringlich formuliert. Hier zwei Fragmente (Anfang der 3. und der 4. Strophe) aus „*Eins und Alles*“:

„Und umzuschaffen das Geschaffne,  
Damit sich's nicht zum Starren waffne,  
Wirkt ewiges, lebendiges Tun.“ (...) „Es soll sich regen, schaffend handeln,  
Erst sich gestalten, dann verwandeln;  
Nur scheinbar steht's Momente still.“ (MA, Bd. 12, S. 744; Bd. 13/1, S. 149).

<sup>121</sup> Vgl. MA, Bd. 13/1, S. 713.

Existenzbedingungen und den Lebensgang der Menschen. Naturforschung, Philosophie und Poesie wirken bei Goethe zusammen, um die Gesetze der Entwicklung, Verwandlung und Steigerung erkennbar, verallgemeinerungsfähig und anschaulich zu machen. So kann das Wachstum der Pflanzen als Gegenstand der Botanik, der spekulativen Vernunft und der dichterischen Einbildungskraft behandelt werden. Dem Gedicht „Die Metamorphose der Pflanzen“ wird im Zusammenhang des Zyklus „Gott und Welt“ als Entsprechung das Gedicht „Metamorphose der Tiere“ gegenübergestellt. Diesen beiden wie in einem Triptychon zugeordnet ist ein weiteres Gedicht, das man durchaus die (weniger organische denn sittliche) ‚Metamorphose des Menschen‘ nennen könnte;<sup>122</sup> ihm wurde allerdings der Titel „Urworte. Orphisch“ belassen. (Vgl. unten Kap. VII) Das (auto-)biographische Interesse an der Stufenfolge der Lebensabschnitte, an den Etappen der Reifung (eine gelegentliche Verjüngung eingeschlossen), am Bildungsweg der Persönlichkeit lässt sich ebenfalls unter dem Stichwort Metamorphose einbringen.

### c) Systole und Diastole

Dem griechischen Begriffspaar ‚Systole und Diastole‘ entspricht in Goethes Sprachgebrauch das lateinische ‚Konzentration und Expansion‘ sowie das deutsche ‚Zusammenziehung und Ausdehnung‘. Es lässt sich auf alle Arten von pulsierender Bewegung und Lebensäußerung anwenden. Als anschauliches Paradigma steht an erster Stelle das Ein- und Ausatmen. „So setzt das Einatmen schon das Ausatmen voraus und umgekehrt; so jede Systole ihre Diastole. Es ist die ewige Formel des Lebens, die sich auch hier äußert.“<sup>123</sup> Ebenso liefert die Kontraktion und Dilatation des Herzmuskels ein elementares physiologisches Beispiel für das zweiphasige Modell der Pulsation. – Insofern die pantheistische Denkweise das Weltall nach Analogie eines lebendigen und beseelten Organismus zu deuten geneigt ist, kann der Wechsel von Systole und Diastole ohne weiteres zu einem Universalprinzip aufrücken. Lessing evoziert in seinen Pantheismus-Gesprächen mit Jacobi die Vorstellung, Gott „befände sich in einer immerwährenden Expansion und Kontraktion: dieses wäre die Schöpfung und das Bestehen der Welt“.<sup>124</sup> Das 8. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ berichtet, wie der junge Goethe (etwa im 20. Lebensjahr) aufgrund ausgedehnter pansophischer Lektüren eine eigene Religion und Kosmogonie erfindet, derzufolge nur das Zusammenspiel von „Konzentration“ und „Expansion“ die Schöpfung ermöglicht und den „Puls des Lebens“ herstellt. Entsprechend sind

<sup>122</sup> Vgl. MA, Bd. 12, S. 952.

<sup>123</sup> MA, Bd. 10, S. 36.

<sup>124</sup> Lessing: Ges. Werke, Bd. 8, S. 624.

die Menschen als Individuen, als begrenzte Geschöpfe genötigt, sich zu „*ver-selbsten*“, d.h. sich in ihrer Vereinzlung und Endlichkeit zu akzeptieren („Konzentration“), aber zugleich als Ebenbilder der Gottheit gewissermaßen verpflichtet, sich „in regelmäßigen Pulsen“ auch wieder zu „*entselbstigen*“, d.h. sich dem Unendlichen zu öffnen, sich in die grenzenlose Gott-Natur zu verströmen („Expansion“).<sup>125</sup> Der menschliche Drang ins „*Grenzenlose*“ ist das Moment der Diastole, seine Rückwendung ins „*Bestimmte*“ das Moment der Systole.<sup>126</sup> Im Kreislauf des Lebens (nunmehr biologisch betrachtet) erfährt jedes einzelne Lebewesen durch die Geburt seine Systole, nämlich seine Individuation, und durch den Tod (der die Art bzw. Gattung als solche nicht betrifft) seine Diastole, seine Rückkehr in das All-Eine der Natur.

Das Verhältnis einer Person zu den Mitmenschen und zur Umwelt kann ebenfalls analog aufgefasst werden: als Wechsel von Rückzug und Öffnung, Einsamkeit und Geselligkeit, Weltflucht und Weltlust, Selbstgenügsamkeit und Hinwendung zum Gegenständlichen und zu Seinesgleichen. Sogar „Geistesoperationen“<sup>127</sup>, zumal wenn sie mit gegensätzlichen Methoden ausführbar sind, erscheinen bei Goethe nicht nur komplementär, sondern jenem naturphilosophischen Schema gemäß alternierend: „hatte ich doch in meinem ganzen Leben, dichtend und beobachtend, synthetisch und dann wieder analytisch verfahren; die *Systole und Diastole des menschlichen Geistes* war mir, wie ein zweites Atemholen, niemals getrennt, immer *pulsierend*.“<sup>128</sup>

Schon in der „Metamorphose der Pflanzen“ lenkte der Verfasser die Aufmerksamkeit des Lesers „auf diese abwechselnde Wirkung der Zusammenziehung und Ausdehnung, wodurch die Natur endlich ans Ziel gelangt“.<sup>129</sup> Nachdem die einzelnen Etappen der Metamorphose detailliert beschrieben und gedeutet worden sind, tritt das bekannte Prinzip als Resultat einer Abstraktion und Verallgemeinerung hinzu, durch welche aber die je spezifischen Erscheinungsformen nicht ausgelöscht werden: „Vom Samen bis zur höchsten Entwicklung des Stengelblattes bemerkten wir zuerst eine Ausdehnung, darauf sahen wir durch eine Zusammenziehung den Kelch entstehen, die Blumenblätter

---

<sup>125</sup> MA, Bd. 16, S. 380, 381.

<sup>126</sup> In den „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans“ (1819) findet sich die Formulierung: „Man hat von der Persischen Dichtkunst mit Wahrheit gesagt, sie sei in ewiger Diastole und Systole begriffen (...). Immer geht es darin ins Grenzenlose und gleich wieder ins Bestimmte zurück.“ (MA, Bd. 11/1/2, S. 273) Vgl. die Eingangsverse in „Eins und Alles“: „Im Grenzenlosen sich zu finden / Wird gern der Einzelne verschwinden (...)“ (MA, Bd. 13/1, S. 149).

<sup>127</sup> In den „Tag- und Jahres-Heften“ für 1820 liest man: „Beim Studieren des gedachten Werkes merkt' ich mir selbst und meinen innern Geistesoperationen auf. Da gewahrt' ich denn, dass eine Systole und Diastole immerwährend in mir vorging.“ (MA, Bd. 14, S. 292).

<sup>128</sup> MA, Bd. 12, S. 95.

<sup>129</sup> Ebd., S. 44 (§ 50).

durch eine Ausdehnung, die Geschlechtsteile abermals durch eine Zusammenziehung; und wir werden nun bald die größte Ausdehnung in der Frucht und die größte Konzentration in dem Samen gewahr werden.“ Die Natur vollendet ihr Werk in „diesen sechs Schritten“, anhand deren, unbeschadet ihrer konkreten Besonderheiten, der Grundsatz „*des wechselweisen Ausdehnens und Zusammenziehens*“ nachgewiesen sein soll.<sup>130</sup> – Im Rahmen seiner Witterungslehre, ausgehend von der irrigen Hypothese, dass die Luftdruckschwankungen tellurisch bedingt, d.h. durch Schwankungen in der Erdanziehungskraft verursacht seien, will Goethe die letzteren (in einer zweiten gewagten Hypothese) ihrerseits durch begleitende Phänomene bei der Erdumdrehung erklären: Die rotierende Bewegung des Erdballs habe „ein gewisses Pulsieren, ein Zu- und Abnehmen, ohne welches keine Lebendigkeit zu denken wäre, es ist gleichfalls ein regelmäßiges Ausdehnen und Zusammenziehen, das sich in vierundzwanzig Stunden wiederholt“.<sup>131</sup>

Es ist für heutige Leser eher befremdlich, dass Goethe im Zusammenhang mit der Rotation des Planeten Erde von ‚Lebendigkeit‘ spricht, ja dass er den für organische Lebewesen kennzeichnenden Rhythmus von Systole und Diastole ohne weiteres (und nicht bloß metaphorisch) auf Gesetzmäßigkeiten der anorganischen Natur überträgt. Diese Durchlässigkeit ergibt sich aber wie selbstverständlich aus der pantheistischen Überzeugung, dass das Weltall umfassend belebt und beseelt sei. Im Hinblick auf den Unterschied zwischen organischer und anorganischer Materie kann die pantheistische Weltsicht nur das Erklärungsmuster des *Hylozoismus* gebrauchen. Diese Lehre besagt (1.) dass der Materie an sich die Bewegung in verschiedenen Formen als immanente Eigenschaft zukommt, so dass jene keinen Anstoß von außen (vom Finger Gottes) benötigt, um sich in Bewegung zu setzen, zu verändern und zu entwickeln; und (2.) dass alle Materie virtuell mit Leben ausgestattet ist (hyle = Materie, zoe = Leben), wobei die Lebenskraft im anorganischen Bereich latent bleibt und erst im organischen Bereich manifest wird. Mit einer solchen Betrachtungsweise kann der Hiatus zwischen Leben und unbelebter Natur gedanklich überbrückt und vor allem die gegnerische Auffassung vom willkürlichen Eingriff des Schöpfergottes, der das Leben durch ein erneutes Wunder schuf, nachdem er schon Himmel und Erde wundertätig errichtet hatte, geschickt unterlaufen werden. Goethe hat sich (soweit ich sehe) nur einmal, aber dafür recht explizit zu dieser Doktrin bekannt. In einer kleinen autobiographischen Schrift („Campagne in Frankreich 1792“) schildert er, wie

---

<sup>130</sup> Ebd., S. 51 (§ 73).

<sup>131</sup> MA, Bd. 13/2, S. 295.

Jacobi und dessen Kreis kein Verständnis für seine naturforschende Leidenschaft aufbringen und bestenfalls die altbekannten teleologischen Gemeinplätze auskramen. „Der Hylozoismus, oder wie man es nennen will, dem ich anhing und dessen tiefen Grund ich in seiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ, machte mich unempfänglich, ja unleidsam gegen jene Denkweise, die eine tote, auf welche Art es auch sei auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntnis aufstellte.“<sup>132</sup> Hylozoistisch ist also die These: es gibt keine tote Materie. Den tieferen, ‚würdigen und heiligen‘ Grund dieser Überzeugung aber bildet der Pantheismus in seiner Goetheschen Ausprägung.

#### **d) Polarität und Steigerung**

Der Begriff Polarität geht über die Bedeutung von Gegensätzlichkeit hinaus. Er bezeichnet ein *konträres* Gegensatzpaar, das aber immer *aufeinander bezogen* bleibt. Die beiden Seiten sind unterschiedlich, im Widerspruch befindlich, und zugleich untrennbar verbunden. Die Polarität – mit ihrer Tendenz zur Steigerung – ist ‚geeinte Zwienatur‘.<sup>133</sup> Solche dynamische Zweiheit, welcher eine unzerstörbare Einheit zugrunde liegt, ermöglicht Ausdifferenzierung, Entwicklung und Gestaltwechsel. Der Begriff Steigerung soll das Phänomen bzw. die Idee der *Gerichtetheit* im Prozess stetiger Umbildungen sowie der *Höherentwicklung* ausdrücken. Insofern der Widerspruch immer in eine übergeordnete Einheit eingebunden bleibt (Polarität) oder in eine höhere Stufe der Einheit integriert wird (Steigerung), erscheint das Gegensätzliche, Widerstrebende, Unvereinbare von vornherein primär unter dem Aspekt einer unverwüstlichen Harmonie. Der in der Polarität noch verborgene, in der Steigerung offenbare Drang zur Synthese zeigt bei Goethe eine gewisse Tendenz zur Harmonisierung. Die Gegensätzlichkeit kommt hier nur evolutiv, allmählich und übergänglich zum Austrag, sie darf sich nicht sprunghaft und den Rahmen sprengend äußern. Das Begriffspaar ‚Polarität und Steigerung‘ stellt den höchsten Abstraktionsgrad der Goetheschen Naturphilosophie dar; es überwölbt die Begriffsreihe Bildung und Umbildung, Verwandlung und Gestaltwechsel (Metamorphose), Entelechie und Entwicklung, etc.

Polarität bezeichnet ursprünglich die physikalischen Phänomene des Magnetismus und der Elektrizität, bei denen zwei aufeinander bezogene Pole mittels unsichtbarer Kraftfelder in Wechselwirkung treten. Der Magnet demonstriert im Kleinen die Anziehungs- und Abstoßungskraft (Attraktion und Repulsion), denen als kosmisch-physikalische Fernwirkungskräfte die Gravitation und die Fliehkraft entsprechen. Auch Goethe beruft sich darauf: „Ich hatte mir aus Kants

---

<sup>132</sup> MA, Bd. 14, S. 468.

<sup>133</sup> Faust II, Vers 11962 – Vgl. Wachsmuth 1966.

Naturwissenschaft nicht entgehen lassen, dass *Anziehungs- und Zurückstoßungskraft* zum Wesen der Materie gehören und keine von der andern im Begriff der Materie getrennt werden könne; daraus ging mir die *Urpolarität aller Wesen* hervor, welche die unendliche Mannigfalt der Erscheinungen durchdringt und belebt.“<sup>134</sup> In einem Schema zu „Physikalischen Vorträgen“ von 1805 wird bereits das Moment der Steigerung als besonders produktiv herausgestellt: „Was in die Erscheinung tritt, muss sich trennen, um nur zu erscheinen. Das Getrennte sucht sich wieder, und es kann sich wieder finden und vereinigen (...). Die Vereinigung kann aber auch im höheren Sinne geschehen, indem das Getrennte sich zuerst steigert und durch die Verbindung der gesteigerten Seiten ein Drittes, Neues, Höheres, Unerwartetes hervorbringt.“<sup>135</sup> – Die „Einleitung in die Propyläen“ (1798) deutet erstmals an, dass Goethe den polaren Zusammenhang von der Physik auf die Chromatik zu übertragen gedenkt: „Vielleicht bestätigt sich die Vermutung, dass die farbigen Naturwirkungen, so gut als die magnetischen, elektrischen und andere, auf einem Wechselverhältnis, einer Polarität oder wie man die Erscheinungen des Zwiefachen, ja Mehrfachen in einer entschiedenen Einheit nennen mag, beruhen.“<sup>136</sup> In der fertigen „Farbenlehre“ beruht dann tatsächlich alles auf der Polarität der beiden Grundfarben Gelb und Blau, denen verschiedene Gegensatzpaare wie Plus und Minus, Licht und Schatten, Helligkeit und Dunkelheit etc. entsprechen.<sup>137</sup> Da die Farben – wie oben bereits angedeutet – nach dieser Lehre den Kontrast von Licht und Finsternis in einem trüben Medium (der Erdatmosphäre) nach verschiedenen Abstufungen repräsentieren, so muss der ‚reine ursprüngliche Gegensatz‘ aus Gelb als abgeschwächtes (eingetrübtes) Licht und Blau als abgeschwächte (aufgehellte) Finsternis bestehen. Die Vereinigung bzw. Mischung dieser Grundfarben ergibt Grün. Durch ‚Intension‘, d.h. gesteigerte Intensität können sich Gelb und Blau noch auf getrenntem Wege spezifischen Varianten der roten Farbe annähern. Die Vereinigung von Gelbrot und Blaurot bringt das reine Rot („Purpur“) hervor. Aus den nunmehr sechs Farben bildet sich ein ‚Farbenkreis‘, der sich zur ‚Totalität‘ abrundet und „einen harmonischen Eindruck aufs Auge“ macht.<sup>138</sup> Schematisch lassen sich diese Wechselverhältnisse etwa so darstellen (die

---

<sup>134</sup> MA, Bd. 14, S. 468 – Bezug genommen wird auf Kants Schrift „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft“ (1786).

<sup>135</sup> MA, Bd. 6/2, S. 835.

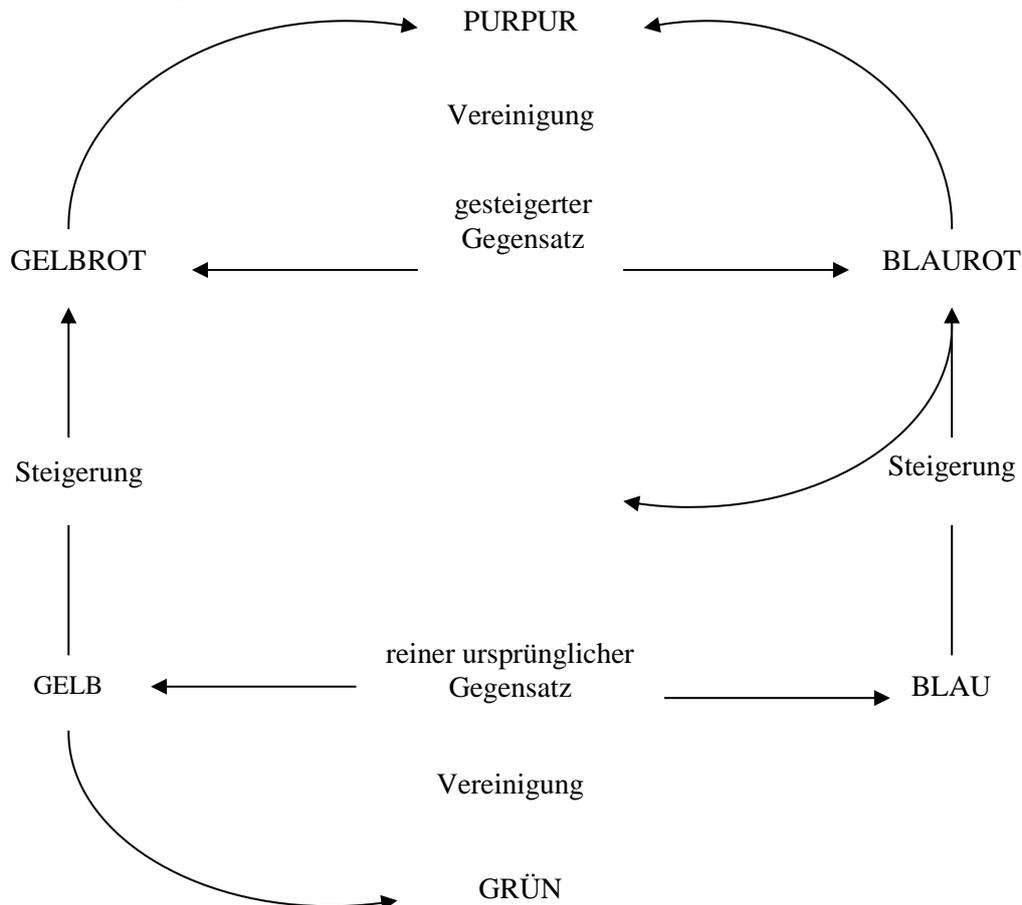
<sup>136</sup> Ebd., S. 16.

<sup>137</sup> Vgl. MA, Bd. 10, S. 209.

<sup>138</sup> Ebd., S. 212.

Zeichnung stammt nicht von Goethe, sondern vom Kommentator der Münchener Ausgabe):<sup>139</sup>

Im Vorwort seiner „Farbenlehre“ entwickelt Goethe Gedankengänge, die ich als Philosophie einer umfassenden, aber gedämpften Dialektik bezeichnen möchte. Es heißt dort u.a.: „Mit leisem Gewicht und Gegengewicht wägt sich die Natur hin und her, und so entsteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle die Erscheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegentreten. Diesen allgemeinen Bewegungen und Bestimmungen werden wir auf die verschiedenste Weise gewahr (...); jedoch *immer als verbindend und trennend*, das Dasein bewegend und irgendeine Art von Leben befördernd.“<sup>140</sup> Es ist also eine ruhige Bewegung, ein Pendelschlag von mäßiger Amplitude. Geringe Veränderungen oder Abweichungen erscheinen bereits ausreichend, um neue Tendenzen, Erscheinungen oder Zustände



<sup>139</sup> Ebd., S. 1106.

<sup>140</sup> Ebd., S. 10.

auszulösen. In einem späten Aphorismus wird das noch deutlicher ausgedrückt: „Man gedenke der leichten Erregbarkeit aller Wesen, wie der mindeste Wechsel einer Bedingung, jeder Hauch, gleich in den Körpern Polarität manifestiert, die eigentlich in ihnen allen schlummert.“<sup>141</sup> Somit bedarf die Natur bloß einer ‚leisen‘ Bewegtheit, einer begrenzten Schwankungsbreite, einer graduellen Zu- oder Abnahme, um ihre Erscheinungsformen zu differenzieren und zu polarisieren und dadurch ihre Wandlungsfähigkeit beizubehalten. Das Prinzip der Polarität und Steigerung erweist sich in dieser Hinsicht als ein ‚sanftes Gesetz‘. Etwas weniger geglättet tritt der dialektische Widerspruch hervor, wenn ‚Entzweiung‘ und ‚Vereinigung‘ zwar in Korrelation, aber doch als gleich ursprüngliche Verfahrensweisen der Natur behandelt werden. Dies ist der Fall in § 739 des Didaktischen Teils der „Farbenlehre“, welcher die Regelhaftigkeit polarer Gegensätze so umfassend wie möglich verallgemeinert: „Treue Beobachter der Natur, wenn sie auch sonst noch so verschieden denken, werden doch darin miteinander übereinkommen, dass alles, was erscheinen, was uns als ein Phänomen begegnen solle, müsse entweder eine *ursprüngliche Entzweiung*, die einer Vereinigung fähig ist, oder eine *ursprüngliche Einheit*, die zur Entzweiung gelangen könne, andeuten und sich auf eine solche Weise darstellen. Das *Geeinte zu entzweien*, das *Entzweite zu einigen*, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige *Systole und Diastole*, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind.“<sup>142</sup> Der spekulative Naturphilosoph ist hier wie in vielen ähnlichen Passagen bestrebt, abstrakte Begriffe (Zweiheit in der Einheit) und anschauliche Sprachwendungen (Atmen der Welt) miteinander zu verbinden. So ist das polare Zusammenspiel von Systole und Diastole (im eigentlichen Sinne genommen, als Atmung und Herzschlag) zwar rein logisch betrachtet der umfangreicheren Kategorie der Polarität untergeordnet, aber im metaphorischen Gebrauch und im Analogieschluss vollkommen gleichgestellt.

Im handschriftlichen „Journal von Tiefurt“ (32. Stück) erschien um die Jahreswende 1782/83 ein „Fragment“, das später unter dem Titel „Die Natur“ bekannt wurde. Ungeklärt ist bis heute die Verfasserfrage. Offenbar stammt der Aufsatz nicht direkt von Goethe, dürfte aber von ihm inspiriert worden sein. 45 Jahre danach, im Mai 1828, veranlasst durch eine Anfrage des Kanzlers von Müller, schrieb der alte, ‚sich selbst historisch gewordene‘ Goethe einen Kommentar zu diesem Aufsatz, konnte allerdings die Umstände seiner

---

<sup>141</sup> MA, Bd. 17, S. 927 (Maximen und Reflexionen, Nr. 1254).

<sup>142</sup> MA, Bd. 10, S. 222.

Entstehung auch nicht mehr erhellen: „Dass ich diese Betrachtungen verfasst, kann ich mich faktisch zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte.“ Vom Standpunkt der inzwischen wesentlich vertieften Naturerkenntnis wird dem frühen Versuch eine gewisse Unreife attestiert. „Man sieht die Neigung zu einer Art von *Pantheismus*, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist, und mag als Spiel, dem es bitterer Ernst ist, gar wohl gelten.“<sup>143</sup> Die Gott-Natur als schlechthin ‚unerforschlich‘ aufzufassen war dem naturwissenschaftlich forschenden Goethe schon sehr bald nicht mehr adäquat. Doch der Hauptmangel liegt woanders: „Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, ist die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur: der Begriff von *Polarität* und von *Steigerung* jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig; jene ist in *immerwährendem Anziehen und Abstoßen*, diese in *immerstrebendem Aufsteigen*. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich’s der Geist nicht nehmen lässt anzuziehen und abzustoßen; wie derjenige nur allein zu denken vermag, der genugsam getrennt hat, um zu verbinden, genugsam verbunden hat, um wieder trennen zu mögen.“<sup>144</sup> Dies ist (soweit ich sehe) die einzige Stelle, an der Goethe den Begriff ‚Polarität und Steigerung‘ wie eine feste Merkformel gebraucht. Dieser Abschnitt bildet gewissermaßen das letzte Resümee seiner naturphilosophischen Anschauungen.

### e) Gesetz und Freiheit

Der Zusammenhang von Gesetz und Freiheit ist hier nicht als allgemein philosophisches Problem zu erörtern, sondern zunächst etwas bescheidener als ein orientierendes Begriffspaar der Goetheschen Naturbetrachtung, speziell seiner Morphologie darzustellen. (Ich knüpfe an meine Ausführungen über die ‚Metamorphose der Tiere‘ im vorhergehenden Kapitel an.) Die Entwicklung und Verwandlung organischer Lebewesen unterliegt einem Naturgesetz, das ihre Grundstruktur und den Gesamtetat ihrer ‚Bildungskräfte‘ vorgibt, zeigt aber zugleich eine ‚selbstorganisative Naturfreiheit‘<sup>145</sup>, was die Verfügung über diesen Etat im einzelnen und die konkrete Ausgestaltung ihrer verschiedenen Organe und Glieder betrifft. Für alle Tiergattungen und -arten (überwiegend ist

<sup>143</sup> MA, Bd. 18/2, S. 358 – Dieser Text erhielt in der Ausgabe letzter Hand die Überschrift „Erläuterung zu dem aphoristischen Aufsatz ‘Die Natur’“.

<sup>144</sup> Ebd., S. 359.

<sup>145</sup> Vgl. Goethe-Handbuch, Bd. 4/1, S. 321 – Man kann Goethe wie Schelling „zu den Vorvätern der Selbstorganisationstheorie rechnen.“ (Ebd., S. 376) – Vgl. Schweitzer 1992.

freilich nur von Wirbeltieren die Rede) soll das variable Zusammenspiel von ‚*Typus*‘ (‚Urbild‘) und ‚*Versatilität*‘ (‚Gewandtheit‘, ‚Wendigkeit‘) die jeweilige Phylogenese nachvollziehbar machen, wobei eine große Skala von Modifikationen das anschauende Verstehen befördert und zur wechselseitigen Erhellung beiträgt. Der gesetzmäßige ‚*Typus*‘ ist gekennzeichnet durch Beschränkung und Bestimmtheit, aber gleichzeitig gilt, dass „aus der *Versatilität* dieses *Typus*, in welchem die Natur, ohne jedoch aus dem Hauptcharakter der Teile herauszugehen, sich mit großer Freiheit bewegen kann, die vielen Geschlechter und Arten der vollkommeneren Tiere, die wir kennen, durchgängig abzuleiten sind.“<sup>146</sup> An den Säugetieren insbesondere lässt sich demonstrieren, „dass der Bildungskreis der Natur zwar eingeschränkt ist, dabei jedoch, wegen der Menge der Teile und wegen der vielfachen Modifikabilität, die Veränderungen der Gestalt ins Unendliche möglich werden.“<sup>147</sup> Während so in Prosa die dem ‚Bildungstrieb‘ geschuldete erstaunliche Variationsbreite innerhalb der Grenzen des vom *Typus* vorgeschriebenen ‚Bildungskreises‘ betont wird, macht sich in Versform die andere Seite dieses polaren Verhältnisses, die gesetzmäßige, unüberschreitbare Begrenzung des ‚Bildungsetats‘ wieder stärker geltend. Das Lehrgedicht „*Metamorphose der Tiere*“ (1820 zunächst unter dem Titel „*Athroisimos*“) verkündet feierlich: „Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe / Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen. / Diese Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie: / Denn nur also beschränkt war je das Vollkommene möglich.“<sup>148</sup> Für den Naturforscher ist es unerlässlich, das Gleichbleibende und das Wandelbare immer simultan zu erfassen und immer in Wechselwirkung darzustellen: „Nun aber müssen wir, indem wir bei und mit dem *Beharrlichen* beharren, auch zugleich mit und neben dem *Veränderlichen* unsere Ansichten zu verändern und mannigfaltige Beweglichkeit lernen, damit wir den *Typus* in aller seiner *Versatilität* zu verfolgen gewandt seien und uns dieser Proteus nirgends hin entschlüpfe.“<sup>149</sup> Im Schlussteil des Lehrgedichts wird das Begriffsfeld nochmals ausgemessen und philosophisch verallgemeinert: „Dieser schöne

---

<sup>146</sup> MA, Bd. 12, S. 212.

<sup>147</sup> Ebd., S. 125.

<sup>148</sup> Ebd., S. 154.

<sup>149</sup> Ebd., S. 127 – Ohne direkten Bezug zur Morphologie der Tiere wird die ‚Gewandtheit‘ (*Versatilität*) als Prinzip der Natur und des Lebens noch insbesondere mit dem der ‚Steigerung‘ verknüpft: „Unsere Vorfahren bewunderten die Sparsamkeit der Natur. Man dachte sie als eine verständige Person, die, indessen andere mit vielem wenig hervorbringen, mit wenigem viel zu leisten geneigt ist. Wir bewundern mehr, wenn wir uns auch auf menschliche Weise ausdrücken, ihre Gewandtheit, wodurch sie, obgleich auf wenige Grundmaximen eingeschränkt, das Mannigfaltigste hervorbringen weiß. Sie bedient sich hierzu des Lebensprinzips, welches die Möglichkeit enthält, die einfachsten Anfänge der Erscheinungen durch Steigerung ins Unendliche und Unähnlichste zu vermannigfaltigen.“ MA, Bd. 6/2, S. 835.

Begriff von Macht und Schranken, von *Willkür / Und Gesetz*, von *Freiheit und Maß*, von beweglicher Ordnung ...<sup>150</sup>

Zur besseren Übersicht soll die verwendete Terminologie mit ihren Gegensatzpaaren in einem einheitlichen Schema zusammengefasst werden. Dabei zeigt der erste Block die etwas enger angelegten morphologischen Begriffe und der zweite Block die übergreifenden, auf verschiedene Wirklichkeits- und Wissensbereiche anwendbaren philosophischen Kategorien:

(1)	<i>Typus</i>	<i>Versatilität</i>
	(Urbild, Urphänomen)	(Gewandtheit, Wendigkeit)
	Beschränkung	Variabilität
	Bestimmtheit	Flexibilität
	Determiniertheit	Modifikabilität
	das Beharrliche	das Veränderliche
	Hartnäckigkeit	Biegsamkeit <sup>151</sup>
(2)	<i>Gesetz</i>	<i>Freiheit</i>
	Maß	Willkür
	Notwendigkeit	Zufall
	Bedingung	Unbedingtheit

## VI. Gedichte über ‚Natur und Weltansicht‘

Was hat Goethe veranlasst, mit zunehmendem Alter immer häufiger ‚Gedankenlyrik‘ hervorzubringen? Was hat ihn motiviert, seine metaphysischen Ideen in Versform auszudrücken? Gibt es eine mögliche Affinität von Poesie und Philosophie? Beide haben wenigstens eines gemeinsam: sie sind weit entfernt von der prosaischen Alltagsrede; sie sind gedanklich und/ oder emotional gesteigerte Redeweisen.

Die pantheistische Überzeugung von der All-Göttlichkeit der Natur färbt und grundiert Goethes ‚Erlebnislyrik‘, wie sie sich seit seiner Straßburger Zeit herausgebildet hat und unverwechselbar bleibt. „Wie herrlich leuchtet / Mir die Natur!“ (Mailied/Maifest, 1771)<sup>152</sup> Solche Verse besingen nicht nur den Frühling, den Sonnenschein und die Liebe, sondern vor allem die begeisterte Vorstellung des lyrischen Subjekts von der Schöpferkraft der Natur. Heinrich

<sup>150</sup> Ebd., S. 155.

<sup>151</sup> Vgl. MA, Bd. 18/2, S. 453.

<sup>152</sup> MA, Bd. 1/1, S. 162.

Heine behauptet: „Goethe war der Spinoza der Poesie.“ Das gelte für alle seine Dichtungen; Beispiele liefern Werther und Faust. „Aber am reinsten und lieblichsten beurkundet sich dieser Goethesche Pantheismus in seinen kleinen Liedern. Die Lehre des Spinoza hat sich aus der mathematischen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethesches Lied.“<sup>153</sup> Das scheinbar Entfernteste – Spinozas nüchterne Art der Beweisführung in einer ganz unpräntösen Prosa und Goethes Subjektivität in seiner lyrischen Dichtung – wird von Heine mit scharfsinniger Metaphorik (Puppe und Schmetterling) zusammengebracht und auf die gemeinsame Grundlage der pantheistischen Weltansicht zurückgeführt.

Die anfänglich spontane ‚Naturfrömmigkeit‘ Goethes gewann bald eine stärker rationale und reflektierte Dimension hinzu. Mit wissenschaftlicher Einstellung wollte er die Natur in ihren einzelnen Erscheinungsformen – „in rebus singularibus“<sup>154</sup> – untersuchen, durch philosophische Verallgemeinerung, mit geeigneten Begriffen und Hypothesen wollte er sich den ‚Urphänomenen‘ annähern. Doch scheute er sich zeit lebens, seine spekulativen Ideen vom Urgrund der Natur diskursiv zu entfalten und in prosaischer Breite darzulegen. Goethes Haltung zur ‚Metaphysik‘ ist höchst eigenartig: den Transzendentalphilosophen und ihren Systemen gegenüber bleibt er stets reserviert und nimmt sie nur von ferne wie ein Zaungast zur Kenntnis; aber den verhärteten Empirikern hält er immer wieder entgegen, dass „das bloße Anblicken einer Sache“ ohne Abstraktion, ohne hypothetische Ausdeutung überhaupt kein Resultat erbringen könne und dass es eine unsinnige Forderung sei, „Erfahrungen solle man ohne irgendein theoretisches Band vortragen“.<sup>155</sup> So erscheint dem Naturforscher eine metaphysische Denkweise in letzter Instanz unentbehrlich; zugleich möchte er ihrer Neigung, sich zu verselbständigen, die ‚Anschauung‘ zu verachten und die Alleinherrschaft zu usurpieren, nach Möglichkeit vorbeugen. Ein später Aphorismus formuliert bündig, in welchem Sinne die Metaphysik von Nutzen ist, aber auch zurechtgestutzt werden muss: „Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die *Metaphysik* nicht zu Hülfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wort-Weisheit; es ist dasjenige, was vor, mit und *nach der Physik* war, ist und sein wird.“<sup>156</sup>

Im Kontext seiner naturwissenschaftlichen Prosa erlaubt Goethe sich von Zeit zu Zeit kurze philosophische Ausblicke, die durch aphoristische Verknappung und Zuspitzung gekennzeichnet sind. Solche oft paradox erscheinenden, dem

<sup>153</sup> Heine: Sämtl. Schriften, Bd. 3, S. 618 u. 620.

<sup>154</sup> Brief an Jacobi vom 9.6.1785 (WA IV, Bd. 7, S. 63).

<sup>155</sup> MA, Bd. 10, S. 11.

<sup>156</sup> Maximen und Reflexionen, Nr. 546 (MA, Bd. 17, S. 819).

„gesunden Menschenverstand“ schwer zumutbaren Gedankengänge bieten sich versuchsweise auch für eine Darstellung mit poetischen Ausdrucksmitteln an, wenn der Naturforscher bzw. Denker zugleich Dichter ist. Denn jedes gute Gedicht verlangt konzentriertes Sprechen, den Umgang mit bedeutungsschweren Wörtern und die Herstellung eines engmaschigen Beziehungsgeflechts; überdies ermöglicht die gebundene Rede durch ihre Vers- und Stropheneinteilung eine gewisse formale Abrundung. – Einer der kurzen philosophischen Abschnitte im 2. Heft ‚Zur Morphologie‘ (1820) demonstriert ad oculos den direkten Übergang von der abstrakt begrifflichen Prosa zur bildhaften Gedankenlyrik.

### „Bedenken und Ergebung

Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes, in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Teilbarkeit, uns der Vorstellung nicht erwehren, dass dem Ganzen eine Idee zum Grunde liege, wornach *Gott in der Natur, die Natur in Gott* von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge. Anschauung, Betrachtung, Nachdenken führen uns näher an jene Geheimnisse. Wir erdreisten uns und wagen auch Ideen, wir bescheiden uns und bilden Begriffe, die analog jenen Uranfängen sein möchten. Hier treffen wir nun auf die eigene Schwierigkeit, die nicht immer klar ins Bewusstsein tritt, dass *zwischen Idee und Erfahrung eine gewisse Kluft* befestigt scheint, die zu überschreiten unsere ganze Kraft sich vergeblich bemüht. Demohngeachtet bleibt unser ewiges Bestreben diesen Hiatus mit Vernunft, Verstand, Einbildungskraft, Glauben, Gefühl, Wahn und, wenn wir sonst nichts vermögen, mit Albernheit zu überwinden. Endlich finden wir bei redlich fortgesetzten Bemühungen, dass der Philosoph wohl möchte Recht haben, welcher behauptet, dass keine Idee der Erfahrung völlig kongruiere, aber wohl zugibt, dass Idee und Erfahrung analog sein können, ja müssen. Die Schwierigkeit Idee und Erfahrung miteinander zu verbinden erscheint sehr hinderlich bei aller Naturforschung: die Idee ist unabhängig von Raum und Zeit, die Naturforschung ist in Raum und Zeit beschränkt, daher ist in der Idee Simultanes und Sukzessives innigst verbunden, auf dem Standpunkt der Erfahrung hingegen immer getrennt, und eine Naturwirkung, die wir der Idee gemäß als *simultan und sukzessiv zugleich* denken sollen, scheint uns in eine Art Wahnsinn zu versetzen. Der Verstand kann nicht vereinigt denken, was die Sinnlichkeit ihm gesondert überlieferte, und so bleibt der Widerstreit zwischen Aufgefasstem und Ideiertem (d.h. als Idee Vorgestelltem – J.S.) immerfort unaufgelöst. Deshalb wir uns denn billig zu einiger Befriedigung in die Sphäre der Dichtkunst flüchten und ein altes Liedchen mit einiger Abwechslung erneuern:

So schauet mit bescheidnem Blick  
 Der *ewigen Weberin* Meisterstück,  
 Wie ein Tritt tausend Fäden regt,  
 Die Schifflein hinüber herüber schießen,  
 Die Fäden sich belegend fließen,  
 Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.  
 Das hat sie nicht zusammen gebettelt,  
 Sie hats von Ewigkeit angezettelt;  
 Damit der ewige Meistermann  
 Getrost den Einschlag werfen kann.“<sup>157</sup>

Mit dem Philosophen, der Idee und Erfahrung für inkongruent hält, ist Kant gemeint; dies entspricht der dualistischen Grundstruktur seines Systems. Goethe gibt zwar die monistische Überzeugung nicht auf, dass Gott und die Natur einander wechselseitig durchdringen, somit das Urbildliche in den und durch die Erscheinungen sich zugleich verbirgt und offenbart; aber er konzediert, dass zwischen der begrifflich-ideellen Sphäre und der Empirie eine gewisse Kluft bestehenbleibt, welche vor allem auf die raumzeitliche Beschränktheit der Sinnesdaten und der sie verarbeitenden Denkopoperationen zurückzuführen sein dürfte. Der menschliche Verstand kann sich das Zusammenwirken von Sein und Werden – das Beharrliche in der Metamorphose, die ‚Dauer im Wechsel‘ – nicht recht veranschaulichen. Von dem argumentativ kaum aufzulösenden Widerstreit wendet sich der Autor schließlich ab und überführt das Problem in den Bannkreis der Dichtung. Eine Bemerkung von Alfred Schmidt ist hier besonders treffend: „Sobald Goethe jedoch dichtet, wird ihm zur intuitiven Gewissheit, was ihn als Theoretiker in Zweifel stürzt.“<sup>158</sup> Das Weber-Gleichnis lässt zumindest erahnen, wie Naturwirkungen „simultan und sukzessiv zugleich“ vorgestellt werden könnten. An die Stelle linearer Kausalität tritt gewissermaßen eine teppichartige Textur von Fäden, Verknüpfungen, Längs- und Querverbindungen. Die fließenden Fäden verkörpern das Prinzip der Sukzession; die beiden sich ergänzenden Teilgebilde ‚Zettel‘ und ‚Einschlag‘ – ‚Zettel‘ (versteckt in der Partizipialform „angezettelt“) steht für das Gesamt der Längsfäden, ‚Einschlag‘ bezeichnet das Ensemble der Querfäden – bilden in ihrem strukturierten Zusammenspiel ein Analogon der Simultaneität. – Goethe hat Weber-Gleichnisse mehrfach und in verschiedenen Zusammenhängen verwendet. Die Formulierung, er wolle ‚ein altes Liedchen‘ erneuern, spielt darauf an.

---

<sup>157</sup> MA, Bd. 12, S. 99 f.

<sup>158</sup> Schmidt, 1984, S. 39.

Insbesondere ist es ein Passus aus dem „Faust“ (Schüler-Szene), der als Vorlage für diese zehn Verse gedient hat. Dort wird allerdings nicht direkt die schöpferische Kraft der Natur, sondern die Produktionsweise der „Gedankenfabrik“ durch diejenige des Webstuhls metaphorisch gespiegelt.<sup>159</sup> Ohne wörtliche Anklänge, aber im naturphilosophischen Diskurs doch näher verwandt erscheint die von dem ominösen ‚Erdgeist‘, den Faust nur vorübergehend heraufzubeschwören vermag, ausgesprochene Selbstcharakteristik mit den großartigen Schlussversen:

So schaff’ ich am sausenden Webstuhl der Zeit  
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.<sup>160</sup>

Der Erdgeist repräsentiert die pantheistisch aufgefasste schaffende Natur (*natura naturans*). Das immer neu zu webende ‚lebendige Kleid‘, nämlich der Leib der Gottheit, ist gleichbedeutend mit der geschaffenen Natur.

Im einleitenden Prosateil wiederholt Goethe seine bekannte Grundidee, dass „Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge“. Im Gedicht wird diese Wechselwirkung auf originelle Weise als Zusammenarbeit zwischen der ‚ewigen Weberin‘ (Natur) und dem ‚ewigen Meistermann‘ (Gott) anschaulich gemacht. Indem sie als Frau und Mann personifiziert werden, also unterschiedlichen Geschlechts sind und ein Paar bilden, indem sie arbeitsteilig zusammenwirken (sie besorgt den Zettel, er den Einschlag), entsteht unterschwellig der Eindruck, dass die koordinierte produktive Tätigkeit der beiden metaphysischen Wesenheiten eher so etwas wie einen Zeugungsakt darstellt.

Goethe hat selbst einmal versuchsweise den Gedanken vorgebracht, die Poesie könne unter Umständen der Philosophie auf ihrem eigenen Gebiet den Rang ablaufen. Im Oktober 1821 schreibt er seinem Mitarbeiter Riemer: „Dass Ihre Teilnahme an meinen Naturgedichten mir höchst erfreulich sein müsse, sehen Sie aus beikommendem Blatt; diese Strophen enthalten und manifestieren vielleicht das Abstruseste der *modernen Philosophie*. Ich werde selbst fast des Glaubens, dass es der *Dichtkunst* vielleicht allein gelingen könne, solche Geheimnisse gewissermaßen auszudrücken, die in *Prosa* gewöhnlich absurd erscheinen, weil sie sich nur in *Widersprüchen* ausdrücken lassen, welche dem Menschenverstand nicht einwollen.“<sup>161</sup> Bei Goethe und Schelling finden sich

---

<sup>159</sup> „Zwar ist’s mit der Gedankenfabrik / Wie mit einem Weber-Meisterstück (...)“. Faust, Vers 1922 f. Die unmittelbar folgenden vier Verse finden sich mit geringfügigen Abwandlungen in Vers 3 bis 6 unseres Gedichts wieder.

<sup>160</sup> Faust, Vers 508 f.

<sup>161</sup> Brief an Riemer vom 28.10.1821 (WA IV, Bd. 35, S. 157 f.).

spontan dialektische Denkfiguren; bei Hegel wird die Dialektik schon zur bewussten Methode. Die Schwierigkeit besteht aber darin, realdialektische Widersprüche darzustellen, ohne das Gebot der logischen Widerspruchsfreiheit zu missachten. Dabei sich aufdrängende paradoxe Formulierungen werden der Dichtkunst als ‚poetische Lizenz‘ gern nachgesehen, jedoch in wissenschaftlicher oder philosophischer Prosa nur schwer akzeptiert. Insofern scheint die Poesie einen Vorteil zu genießen und einen Vorsprung zu bewahren. Trotzdem sind wirklich ‚absurde‘ Behauptungen auch in einem poetischen Kontext nicht zu dulden. Goethe liefert hierfür ein interessantes Beispiel inklusive Selbstkritik. Die letzte der vier Strophen des anspruchsvollen Gedichts „Eins und Alles“ (sehr wahrscheinlich war dieses dem eben zitierten Brief an Riemer beigelegt) hat folgenden Wortlaut:

Es soll sich regen, schaffend handeln  
 Erst sich gestalten, dann verwandeln;  
 Nur scheinbar steht's Momente still.  
 Das Ewige regt sich fort in allen:  
 Denn alles muss in Nichts zerfallen,  
 Wenn es im Sein beharren will.<sup>162</sup>

Die beiden Schlussverse sind misslungen; Goethe selbst wird sie später sogar „dumm“ nennen.<sup>163</sup> Anstatt den Begriff des Werdens zu verdeutlichen, bleiben sie in einem statischen Gegensatz von Sein und Nichts befangen. Vollends ist die Wendung „in Nichts (!) zerfallen“ unfreiwillig ‚abstrus‘; denn keine Materie oder Energie, keine Gestaltung verschwindet spurlos. Daher enthält das letzte große Weltanschauungsgedicht „Vermächtnis“ (1829) im ersten Vers einen ausdrücklichen Widerruf: „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen“.<sup>164</sup>

Riemer antwortete bereits am folgenden Tag auf den genannten Brief Goethes mit dem beigelegten ‚Naturgedicht‘ und machte den Vorschlag, „sämtliche auf *Natur und Weltansicht, physisch wie sittlich*, bezügliche Gedichte vorerst zu eigenem Behuf in Abschrift zusammenzustellen“. Goethe griff diese Anregung dankbar auf und meldete einem anderen Briefpartner, dass Riemer ihn veranlasst habe, „alles, was ich seit mehreren Jahren zu *Ehren der hohen natura naturans gedichtet*, auf Blätter zusammenschreiben zu lassen, damit man sehe, was gewonnen worden und was noch zu tun sei; da macht sich denn wirklich eine ganz eigene Sammlung zusammen, wie ich mir sie nicht hätte denken

---

<sup>162</sup> MA, Bd. 13/1, S. 149.

<sup>163</sup> Gespräch mit Eckermann von 12.2.1829 (MA, Bd. 19, S. 282).

<sup>164</sup> MA, Bd. 18/1, S. 35.

können“.<sup>165</sup> Die Absicht war also, einen Überblick zu gewinnen, thematische Lücken auszumachen und möglichst zu schließen, sich über eine sinnvolle Anordnung der Gedichte klar zu werden. So entstand 1821/22 der Zyklus „*Gott und Welt*“, der dann als solcher im Rahmen der Ausgabe letzter Hand 1827 erschien. Die Einzelstücke aber waren sämtlich schon zuvor veröffentlicht worden, die allermeisten verstreut in den „Morphologischen bzw. Naturwissenschaftlichen Heften“. Durch die zyklische Komposition, z.T. auch durch veränderte bzw. erstmalige Überschriften traten die Gedichte in einen neuen Verweisungszusammenhang, der mittels wechselseitiger Spiegelungen den Sinngehalt vertiefen sollte. In diesem Zyklus lassen sich außerdem verschiedene Teilzyklen abgrenzen und jeweils bestimmten Themenbereichen zuordnen, wobei die Gruppenbildung sich überwiegend an der Fünffzahl, gelegentlich an der Dreizahl orientiert.

## VII. Die Metamorphose des Menschen

Der Zyklus „Gott und Welt“ enthält eine Reihe von Lehrgedichten über Teilgebiete der Naturkunde, die auch Parallelen und Nutzenwendungen für die menschliche Lebenspraxis bieten. Der durchschnittliche gebildete Leser dürfte aber solche Gedichte bevorzugen, die mittels naturphilosophischer Kategorien (wie Entwicklung, Metamorphose, Gesetz und Zufall, Polarität und Steigerung) das Gefüge der ‚sittlichen Welt‘ durchschaubar machen wollen, die also das Schicksal, die Existenzbedingungen und den Lebensgang der Menschen als gesellschaftlich-moralischer Wesen thematisieren. Das bekannteste und repräsentativste Gedicht dieser Art trägt den Titel „*Urworte. Orphisch*“. Es besteht aus fünf Strophen (genauer gesagt: Stanzen), die jeweils mit eigenen Titelwörtern – eben mit einer Folge von Urworten – versehen sind und insofern auch als Kleinzyklus betrachtet werden können. Das Werk entstand im Oktober 1817, wurde erstmals als Eröffnungsgedicht des 2. Heftes „Zur Morphologie“ (1820) gedruckt und im selben Jahr nochmals in Goethes Hauszeitschrift „Über Kunst und Altertum“ veröffentlicht – hier begleitet von einem längeren Kommentar des Dichters; schließlich fand es seinen Platz in der Gruppe „Gott und Welt“.<sup>166</sup> Innerhalb dieses Zyklus folgt es auf „Die Metamorphose der Pflanzen“ und „Metamorphose der Tiere“ (die drei umfangreichen Gedichte sind dabei jeweils eingerahmt von kleinen Gedichten, die wie Intermezzi zugleich trennen und verbinden). Daraus hat ein Kommentator den plausiblen Schluss

<sup>165</sup> Vgl. MA, Bd. 13/1, S. 713.

<sup>166</sup> MA, Bd. 11/1/1, S. 188-190 (handschriftlich als Beilage zu einem Brief an Boisseree vom 21.5.1818); dazu Kommentar des Herausgebers: S. 526-533 – Bd. 12, S. 91-92 – Bd. 13/1, S. 156-157 (mit 2 Varianten in der 1. Strophe); dazu Goethes Selbstkommentar: S. 500-505.

gezogen, dass „Urworte. Orphisch“ in Analogie zu den beiden Lehrgedichten gewissermaßen die ‚Metamorphose des Menschen‘ repräsentiert.<sup>167</sup>

Der zweigliedrige Haupttitel mag einem heutigen Leser tiefsinnig raunend vorkommen; tatsächlich deutet er aber keineswegs auf etwas Irrationales. Die Vorsilbe *Ur-* gebraucht Goethe häufig und in vielen Zusammensetzungen, um das Ursprüngliche und Wesenhafte zu bezeichnen; so ist die Rede von ‚Uranfängen‘, vom ‚Urlebendigen‘, von der ‚Urkraft der Natur‘. ‚Urworte‘ sind Benennungen für ‚*Urphänomene*‘, wie Goethe sie im Bereich der Naturforschung mit dem Begriff ‚*Urbild*‘ oder ‚Typus‘ (in der Biologie als ‚Urpflanze‘ bzw. ‚Urtier‘) morphologisch zu bestimmen versucht hat. – Das abgetrennte, nachgestellte Adverb ‚orphisch‘ verweist zunächst auf die Herkunft des Komplexes dieser Urworte und verrät sogar noch den äußeren Anlass für die Entstehung des Gedichts. Die ‚orphischen‘ Geheimlehren der Antike sind zwar an sich mystisch-irrational, aber für diesen Aspekt interessierte Goethe sich kaum. Im Zusammenhang eines Gelehrtenstreits über Mythologie und Mystik las er einen Aufsatz, der ihn über den spätantiken Schriftsteller Macrobius informierte, welcher seinerseits zu berichten weiß, dass nach Auffassung der alten Ägypter vier Gottheiten der Geburt des Menschen beistehen: ‚Daimon‘ (persönlicher Genius, Schutzgeist), ‚Tyche‘ (= lat. fortuna, also Glück/Unglück, Zufall), ‚Eros‘ und ‚Ananke‘ (Notwendigkeit); außerdem geht der zeitgenössische Verfasser auf die Rolle der Göttin ‚Elpis‘ (Hoffnung) ein.<sup>168</sup> Diese Reihe von Schicksalsmächten (und nur diese) hat Goethe zu seiner Dichtung inspiriert. Im Selbstkommentar heißt es dazu (mit neutralem Tonfall): „Was nun von älteren und neueren orphischen Lehren überliefert worden, hat man hier zusammenzudrängen, poetisch, compendios, lakonisch vorzutragen gesucht.“<sup>169</sup> In den Privatbriefen aus der Entstehungszeit zeigt Goethe keine besondere Ehrfurcht vor solchen alten und dunklen Überlieferungen: er sei durch jene gelehrte Kontroverse „in die Orphischen Finsternisse geraten“; noch respektloser werden die orientalischen Weisheiten zu „abgestorbenen Redensarten“ degradiert. Beim Rückgriff auf die Antike ist eine Wiederbelebung aus dem Geist und Erkenntnisstand der Gegenwart erforderlich: „Wenn man das diffuse Altertum wieder quintessenziiert, so gibt es alsobald einen herzerquickenden Becher, und wenn man die abgestorbenen Redensarten aus eigener Erfahrungs-Lebendigkeit wieder anfrischt, so geht es wie mit jenem getrockneten Fisch, den die jungen Leute in den Quell der Verjüngung tauchten

<sup>167</sup> Vgl. MA, Bd. 12, S. 952 (Hans J. Becker).

<sup>168</sup> Vgl. MA, Bd. 11/1/1, S. 527.

<sup>169</sup> MA, Bd. 13/1, S. 500.

und als er aufquoll, zappelte und davonschwamm, sich höchlich erfreuten, das wahre Wasser gefunden zu haben.“<sup>170</sup>

Die fünf griechischen ‚Urworte‘ bilden also in der angegebenen Reihenfolge die Überschriften der fünf einzelnen Strophen. Beim zweiten Abdruck hat Goethe jeweils deutsche Entsprechungen hinzugefügt, so dass jetzt auch diese Titel zweigliedrig erscheinen. Die relative Abgeschlossenheit einer jeden Strophe wird durch das Formgesetz der ‚Stanze‘ (eigentlich ‚Zimmer‘) noch bekräftigt. Goethe hatte die in Italien entwickelte epische Strophe schon seit langem für besonders feierliche Gedichte adaptiert. Das Reimschema der acht Verse (ab ab ab cc) ermöglicht und begünstigt eine diskursive Zweiteilung, z.B. zwischen Erörterung (6 Verse) und Schlussfolgerung (2 Verse). Die durch wiederkehrenden Kreuzreim verbundenen drei Verspaare eignen sich zur Entfaltung und Variation eines Grundgedankens, das durch Paarreim deutlich abgesetzte vierte Verspaar eignet sich für abschließende, zusammenfassende, knapp formulierte Sätze. – Die Erläuterungen, die der Dichter höchstpersönlich, einem Freundeswunsch folgend, seinen Strophen hat angeheften lassen, sind eher paraphrasierenden als interpretierenden Charakters. Da ich im Rahmen des vorliegenden Aufsatzes eine gründliche Interpretation dieses hochkomplexen Gedichts nicht einmal ansatzweise versuchen darf, werden Ausschnitte aus Goethes Kommentar aber durchaus zur ersten Orientierung und zum besseren Verständnis beitragen können. Die Prosa geht allerdings nicht gleichmäßig auf das strophenweise geordnete Ensemble der Schicksalsmächte ein. Im Vordergrund bleibt hier die durchgängige Polarität zwischen der (konstitutiven) inneren Veranlagung und den (modifizierenden) äußeren Umwelteinflüssen.

## URWORTE. ORPHISCH.

### *ΔΑΙΜΩΝ, DÄMON*

Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,	
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,	
Bist alsobald und fort und fort gediehen,	
Nach dem Gesetz wonach Du angetreten.	4
So musst Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen,	
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;	
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt	
Geprägte Form die lebend sich entwickelt.	8

<sup>170</sup> Zitiert nach MA, Bd. 11/1/1, S. 528.

**ΤΥΧΗ, DAS ZUFÄLLIGE**

Die strenge Grenze doch umgeht gefällig  
 Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;  
 Nicht einsam bleibst Du, bildest Dich gesellig,  
 Und handelst wohl so wie ein anderer handelt; 12  
 Im Leben ist's bald hin- bald wiederfällig,  
 Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.  
 Schon hat sich still der Jahre Kreis geründet,  
 Die Lampe harret der Flamme die entzündet. 16

**ΕΡΩΣ, LIEBE**

Die bleibt nicht aus! – Er stürzt vom Himmel nieder,  
 Wohin er sich aus alter Öde schwang,  
 Er schwebt heran auf luftigem Gefieder  
 Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang, 20  
 Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,  
 Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.  
 Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,  
 Doch widmet sich das edelste dem Einen. 24

**ΑΝΑΓΚΗ, NÖTIGUNG**

Da ists denn wieder wie die Sterne wollten:  
 Bedingung und Gesetz und aller Wille  
 Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,  
 Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille; 28  
 Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,  
 Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.  
 So sind wir scheinfrei denn nach manchen Jahren  
 Nur enger dran als wir am Anfang waren. 32

**ΕΛΠΙΣ, HOFFNUNG**

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer  
 Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,  
 Sie stehe nur mit alter Felsendauer!  
 Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt: 36  
 Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer  
 Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt,

Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen;  
Ein Flügelschlag – und hinter uns Äonen! 40

*Zur 1. Strophe:* In einer Abschrift für die Erbgroßherzogin Maria Pawlowna wird das Titelwort Dämon näher bestimmt als „Individualität, Charakter“.<sup>171</sup> Diese Deutung liegt auch dem Kommentar Goethes zugrunde: „Der Dämon bedeutet hier die notwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begrenzte Individualität der Person, das Charakteristische wodurch sich der Einzelne von jedem andern bei noch so großer Ähnlichkeit unterscheidet. Diese Bestimmung schrieb man dem einwirkenden Gestirn zu, und es ließen sich die unendlich mannigfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper unter sich selbst und zu der Erde gar schicklich mit den mannigfaltigen Abwechselungen der Geburten in Bezug stellen. Hiervon sollte nun auch das künftige Schicksal des Menschen ausgehen, und man möchte, jenes erste zugehend, gar wohl gestehen, dass angeborne Kraft und Eigenheit mehr als alles übrige des Menschen Schicksal bestimme. – Deshalb spricht diese Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Beteuerung aus. Das noch so entschieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerstört, aber solange sein Kern zusammenhält nicht zersplittert noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch.“

Das Gesetz der unveränderlichen, unverwechselbaren und nicht zerstückelbaren Individualität als einer ‚angeborenen Kraft und Eigenheit‘ wird gleichnisweise durch die Konstellation der Gestirne zum Zeitpunkt der Geburt veranschaulicht. Ein Geburtshoroskop (‚Nativität‘) steht auch ganz am Beginn der Autobiographie ‚Dichtung und Wahrheit‘. Daraus ist aber keineswegs zu schließen, dass Goethe selbst an so etwas wie Astrologie geglaubt oder einen solchen Glauben bei seinen Lesern vorausgesetzt hätte.<sup>172</sup> Er benutzt den uralten Aberglauben als eine mentale Wirklichkeit, als einen Stoff, den der Dichter ‚gar schicklich‘ bearbeiten und metaphorisch verwenden kann. Im übrigen lässt der berühmte Schlussvers eher an eine (biologisch fundierte) Erbanlage denken: „geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“ Dies ist die im Innern der Persönlichkeitsstruktur angelegte und aus ihr sich herausbildende Zielstrebigkeit der je einmaligen ‚Entelechie‘ oder ‚Monade‘.

*Zur 2. Strophe:* Goethe kommentiert: „Bei der Erziehung, wenn sie nicht öffentlich und nationell ist, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säug-

---

<sup>171</sup> Ebd., S. 529.

<sup>172</sup> Im „Versuch einer Witterungslehre“ (1825) registriert Goethe zustimmend, dass man „die astrologischen Grillen, als regiere der gestirnte Himmel die Schicksale der Menschen, verständig aufgab“ (MA, Bd. 13/2, S. 277).

amme und Wärterin, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufseher, sowie alle die ersten Umgebungen an Gespielen, ländlicher oder städtischer Lokalität, alles bedingt die Eigentümlichkeit durch frühere Entwicklung, durch Zurückdrängen oder Beschleunigen; der Dämon freilich hält sich durch alles durch, und dieses ist denn die eigentliche Natur, der alte Adam und wie man es nennen mag, der, so oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt. (...) Allein Tyche lässt nicht nach und wirkt besonders auf die Jugend immerfort, die sich mit ihren Neigungen, Spielen, Geselligkeiten und flüchtigem Wesen bald da bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. Da entsteht denn mit dem wachsenden Tage eine ernstere Unruhe, eine gründlichere Sehnsucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.“

*Zur 3. Strophe:* Es sei vorausgeschickt, dass Eros nach antiker Vorstellung (Hesiod) nicht nur Macht über menschliche Schicksale hat, sondern als universelle schöpferische Kraft (Anziehungskraft) in der ganzen Natur Synthese und Steigerung bewirkt. Die Allgewalt des Eros war nötig, um das ursprüngliche Chaos (hier ‚alte Öde‘) in die schöne Ordnung des Kosmos zu verwandeln. Goethe erläutert: „Hierunter ist alles begriffen, was man von der leisesten Neigung bis zur leidenschaftlichsten Raserei nur denken möchte; hier verbinden sich der individuelle Dämon und die verführende Tyche miteinander; der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eigenes Wollen walten zu lassen, seinem Triebe zu frönen, und doch sind es Zufälligkeiten, die sich unterschieben, Fremdartiges, was ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaschen und wird gefangen, er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloren.“

*Zur 4. Strophe:* In der Abschrift für die Erbgroßherzogin wird das Titelwort „Nötigung“ des näheren als „Beschränkung, Pflicht“ erläutert. Nachdem die Liebe zur Eheschließung, Familiengründung und beruflichen Festlegung geführt hat, sieht sich das Individuum mehr und mehr von starren gesellschaftlichen Zwängen eingeengt. Goethe beschreibt diesen Zwangscharakter in Prosa nicht weniger drastisch als in Versen: „Kaum war dieser Schritt getan, so ist durch freien Entschluss die Freiheit aufgegeben; zwei Seelen sollen sich in einen Leib, zwei Leiber in eine Seele schicken, und indem eine solche Übereinkunft sich einleitet, so tritt zu wechselseitiger liebevoller Nötigung noch eine Dritte hinzu; Eltern und Kinder müssen sich abermals zu einem Ganzen bilden, groß ist die gemeinsame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfnis. (...) Familie reiht sich an Familie, Stamm an Stamm, eine Völkerschaft hat sich zusammengefunden und wird gewahr, dass auch dem Ganzen fromme, was der Einzelne beschloss, sie macht den Beschluss unwiderruflich durchs Gesetz; alles was liebevolle

Neigung freiwillig gewährte wird nun Pflicht, welche tausend Pflichten entwickelt, und damit alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeschlossen sei, lässt weder Staat noch Kirche noch Herkommen es an Zeremonien fehlen. Alle Teile sehen sich durch die bündigsten Kontrakte, durch die möglichsten Öffentlichkeiten vor, dass ja das Ganze in keinem kleinsten Teil durch Wankelmut und Willkür gefährdet werde.“

Einer Besprechung der Schlussstrophe verweigert sich der Dichter; vielmehr werden die Leser aufgefordert, selbst „den Kommentar sittlich und religios zu bilden“. Sie können also auswählen, ob die Hoffnung mehr als innerweltlicher seelischer Aufschwung oder im Sinne eines Unsterblichkeitsglaubens zu verstehen sei. Insofern die fünf Schicksalsmächte jeweils mit den hauptsächlichen Lebensstationen verknüpft sind, mag es auffällig erscheinen, dass von der Geburt, aber nicht vom Tod die Rede ist. Elementar betrachtet, spannt sich das menschliche Leben mit seinen verschiedenen Altersstufen und Verwandlungen von der Wiege bis zum Grabe. Anders vollzieht sich die Metamorphose des Menschen als geistig-sittlicher Prozess: hier geht es um die Entwicklungs- und Bildungsgeschichte der Persönlichkeit, um die sukzessive Herausarbeitung sämtlicher Potentiale, die im menschlichen Individuum als ‚Entelechie‘ (zielstrebige Struktur) ursprünglich schon angelegt waren. Während der biologische Alterungsprozess auf absteigender Linie verläuft, kann die etappenweise Formung der Persönlichkeit als eine Höherentwicklung gelten, welche der Tod nur von außen her irgendwann unterbricht.

Es leuchtet ein, dass die wichtigsten naturphilosophischen Kategorien Goethes, entsprechend modifiziert, sich auf die Schicksale der Menschen übertragen lassen. Die ‚Urworte‘ benennen (wie bereits gesagt wurde) *Urphänomene*, wobei die zugehörigen Strophen nicht nur der Ursprungsbestimmung und Wesenserkundung dienen, sondern auch die Entwicklungsgesetzlichkeit aufzeigen sollen.<sup>173</sup> Die *Metamorphose* als Lehre von der ‚Bildung und Umbildung‘ organischer Lebewesen wird von der biologischen auf die soziokulturelle Sphäre ausgedehnt, von der leiblichen Morphologie auf den Formwandel der Persönlichkeit übertragen. Die Dialektik von *Gesetz und Freiheit* strukturiert auf sehr prägnante Weise die Abfolge und Interdependenz der einzelnen Strophen: 1. Dämon: Gesetz von innen; 2. Tyche: Freiheit von außen; 4. Ananke: Gesetz von außen; 5. Elpis: Freiheit von innen; Eros in der Zentralposition (als 3. Strophe) bildet den Höhepunkt und die Synthese, wo Gesetz und Freiheit (hier spezifisch: Geschlechtstrieb und Partnerwahl) miteinander verschmelzen. Die Wechselbeziehungen zwischen den fünf

---

<sup>173</sup> Vgl. Dietze, 1985, S. 225.

Abschnitten sind teils gegensätzlich (1/2; 4/5), teils komplementär (1/4; 2/5), einmal allmählich vorbereitend (2/3), einmal heftig umschlagend (3/4: Absturz von der erhebenden ‚Liebe‘ zur depressiven ‚Nötigung‘). Solche dialektischen Bewegungsformen hat Goethe bekanntlich mit dem Doppelbegriff *Polarität und Steigerung* auszudrücken versucht. Die Polarität ist hier – in ständig wechselnder Besetzung – mit Händen zu greifen: als Gesetz oder Zwang versus Freiheit oder Willkür, als innere oder Selbstbestimmung versus äußere oder Fremdbestimmung, als Veranlagung versus Umwelt, als Individuation versus Geselligkeit, usw. Die höchste Steigerung der menschlichen Wesenskräfte aber verkörpert sich im Eros. Daneben mag die Hoffnung als eine zweite, etwas zurückgenommene, ätherischer wirkende Triebkraft der geistigen Steigerung gelten.

### **Literaturverzeichnis**

*Diderot, D.: Œuvres philosophiques, Hrsg. P. Verniere, Classiques Garnier, Paris 1964*

*Dietze, W. (1985): Poesie der Humanität, Anspruch und Leistung im lyrischen Werk Goethes, Berlin u. Weimar (,Urworte, Orphisch‘, S. 221-243)*

*Glaser, H.A. (Hrsg.) (1986): Goethe und die Natur, Frankfurt a.M.*

*Goethe, J.W.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens, Hrsg. K. Richter (u.v.a.), 21 Bde. (in 33), München 1985-1998 (Münchner Ausgabe) MA*

*Goethe, J.W.: Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche, 40 Bde. 1987 ff. – I. Abt., Bd. 2: Gedichte 1800-1832, Hrsg. K. Eibl, Frankfurt a.M. 1988 (Frankfurter Ausgabe) FA*

*Goethe, J.W.: Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar 1887 ff. – IV. Abt.: Goethes Briefe, 50 Bde., 1887-1912 (Weimarer Ausgabe) WA IV*

*Goethe-Handbuch (1996-99). Hrsg. B. Witte (u.a.), 4 Bde. (in 6), Bd. 1: Gedichte, Bd. 4: Personen, Sachen, Begriffe, Stuttgart*

*Hamm, H. (1976): Der Theoretiker Goethe, Grundpositionen seiner Weltanschauung, Kronberg/Ts.*

*Heine, H.: Sämtliche Schriften, Hrsg. K. Briegleb, 7 Bde., München 1968-1976*

*Herder, J.G.: Briefe, Gesamtausgabe 1763-1803, 9 Bde., Weimar 1977-1988 – Bd. 5: Sept. 1783 – Aug. 1788, Bearbeiter W. Dobbek u. G. Arnold, 1979*

*Herder, J. G.: Sämtliche Werke, Hrsg. B. Suphan, 33 Bde., Berlin 1877-1913*  
SWS

*Hölscher-Lohmeyer, D. (1982): Die Entwicklung des Goetheschen Naturdenkens im Spiegel seiner Lyrik – (...) ‚Eins und Alles‘, in: Goethe-Jahrbuch, 99, S. 11-31*

*Kommerell, M. (1943 Erstdruck): Gedanken über Gedichte, Frankfurt a.M. (4) 1985*

*Kuhn, D. (1988): Typus und Metamorphose, Goethe-Studien, Marbach/N.*

*Lessing, G.E.: Gesammelte Werke, Hrsg. P. Rilla. 10 Bde., Berlin u. Weimar (2) 1968*

*Matussek, P. (Hrsg.)(1998): Goethe und die Verzeitlichung der Natur, München*

*Mendelssohn, M.: Gesammelte Schriften, Bd. 3/2, Stuttgart 1974*

*Petsch, R. (1933): ‚Urworte, Orphisch‘, in: Germanisch-Romanische Monatschrift, 21, S. 32-45*

*Schelling, F.W.J.: Historisch-kritische Ausgabe, R. I: Werke, Bd. 5, Stuttgart 1994*

*Schmidt, A. (1984): Goethes herrlich leuchtende Natur, München*

*Schweitzer, F. (1992): Goethes Morphologie-Konzept und die heutige Selbstorganisationstheorie, in: Selbstorganisation, Jahrbuch (...), 3, S. 167-194*

*Spinoza, B.: Ethik, Hrsg. H. Seidel, Leipzig u. Frankfurt a.M. 1972*

*Voltaire: Dictionnaire philosophique, Hrsg. J. Benda, R. Naves, Classiques Garnier, Paris 1961*

*Wachsmuth, A. (1966): Geeinte Zwienatur, Aufsätze zu Goethes naturwissenschaftlichem Denken, Berlin u. Weimar*

*Zimmermann, R.C. (1974): Goethes Polaritätsdenken im geistigen Kontext des 18. Jhs., in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, 18, S. 304-347*

## 5. Wieland – Der Anspruch der Vernunft und das Reich der Phantasie

Veröffentlicht in: S. Hartard, C. Stahmer (Hrsg.), Analyse von Lebenszyklen, Ergebnisse des 4. und 5. Weimarer Kolloquiums 2002 und 2003, Band 5 der Schriftenreihe Sozio-ökonomisches Berichtssystem für eine nachhaltige Gesellschaft, Statistisches Bundesamt, Wiesbaden 2004, S. 85 – 90.

Christoph Martin Wieland (1733-1813) war im Herbst 1772 von der Herzoginwitwe und Regentin Anna Amalia als Erzieher des Erbprinzen nach Weimar berufen worden. Er kam somit als erster der vier Weimarer Klassiker in die künftige Kulturmetropole und sollte ziemlich genau die Hälfte seines Erdenwandels im Kleinstaat Sachsen-Weimar-Eisenach absolvieren. Seine pädagogische Mission endete 1775 mit der Mündigkeitserklärung und anschließenden Regierungsübernahme des 18-jährigen Herzogs Carl August; ohne weitere Verpflichtung wurde ihm eine Pension auf Lebenszeit ausgesetzt. Für Wieland selbst und für die Literaturgeschichte war jedoch ein anderes Projekt wichtiger bzw. folgenreicher: die Herausgabe der Monatszeitschrift *Teutscher Merkur*. Die erste Nummer erschien schon im Januar 1773, und sehr bald avancierte dieses Periodikum zur führenden Zeitschrift der literarischen Aufklärung, konnte sich auch trotz wachsender Konkurrenz jahrzehntelang halten. Der Herausgeber, seit den Sechziger Jahren berühmt geworden als Dichter von Verserzählungen (z.B. „Musarion oder die Philosophie der Grazien“) und Romanen (z.B. „Geschichte des Agathon“), lieferte viele eigene Beiträge und suchte mit popularphilosophischen Schriften auf sein Publikum erzieherisch einzuwirken. 1781 veröffentlichte er einen Aufsatz mit dem Titel: „Über den Hang der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben“.<sup>174</sup> Aus Gründen der Konzentration werde ich ausschließlich diesen überschaubaren und repräsentativen Aufsatz zitieren, obwohl sich ähnliche Gedankengänge in unzähligen anderen Werken Wielands finden lassen.

Die Überschrift lässt bereits erahnen, dass Wieland sich in den Kampf der Aufklärung gegen den Aberglauben einreihet. Aber anders als die präventösen ‘Normalaufklärer’ behauptet Wieland nicht, dass Aberglaube, ‘Schwärmerei’, Vorurteile und ähnliche Fehlhaltungen bloß ein Erbteil der dummen Menge seien und von einer immun gebliebenen aufgeklärten Minderheit ausgetrieben

---

<sup>174</sup> Christoph Martin Wieland: Werke, Bd. 14, Berlin 1928, S. 322 - 331 (Akademie-Ausgabe).

werden müssten. Vielmehr scheint der Hang zum Aberglauben in allen Menschen angelegt, seien sie nun gebildet oder unwissend. Auch wenn der durchschnittlich erzogene Mensch des 18. Jahrhunderts nicht mehr ernsthaft an Gespenster oder Elementargeister glaubt, so bewahrt er doch wie alle Menschen eine „instinktartige Neigung zum *Wunderbaren*“. Diese bedenkliche Neigung ist anthropologisch fundiert, denn sie hat ihren Sitz in einer bestimmten seelischen Instanz: der *Einbildungskraft* (Imagination, Phantasie).

An dieser Stelle möchte ich einen Exkurs einschieben. Jene ‘Schulphilosophie’<sup>175</sup>, die im Bereich und im Zeitalter der deutschen Aufklärung sehr lange dominierend blieb, zerlegte die menschliche Psyche nicht nur in verschiedene Bestandteile, ‘Seelenkräfte’ oder seelische Vermögen genannt, sondern ordnete sie zugleich in eine Hierarchie der ‘oberen und unteren Seelenkräfte’ ein. Die letzteren galten als minder schätzenswert oder sogar leicht bedrohlich, sie sollten tunlichst immer unter Aufsicht bleiben; analog zu den unteren Ständen oder Klassen der Gesellschaft, zum niederen Volk, das die Herrschenden stets in Disziplin zu erhalten wünschen. Dagegen ist eine solche abwertende Tendenz in der beliebten metaphorischen Gegenüberstellung von ‘Kopf und Herz’ nicht erkennbar.<sup>176</sup> Als *obere Seelenkräfte* werden vor allem genannt: Verstand, Vernunft und Urteilskraft. Der *Verstand* wird in der Regel

---

<sup>175</sup> Ausgehend von den Ideen des Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) entwickelte der überwiegend in Halle tätige Professor Christian Wolff (1679-1754) ein rationalistisch-optimistisches Lehrgebäude, das alle Teilbereiche der Philosophie umfassen und durch ‘vernünftige Gedanken’ methodisch vereinheitlichen sollte. Dieses System wurde damals als ‘Leibniz-Wolffische Schulphilosophie’ bezeichnet. Vom Begriff einer Schulphilosophie’, die an den Universitäten vermittelt wurde und scholastische Tendenzen aufwies, grenzte sich formell die den Fachjargon vermeidende, für ein Laienpublikum bestimmte ‘Popularphilosophie’ ab. Aus der formellen Distanzwahrung lässt sich jedoch nicht ohne weiteres auf einen weltanschaulichen Gegensatz schließen. So hat der angesehene Popularphilosoph Moses Mendelssohn (1729-1786), Koryphäe der ‘Berliner Aufklärung’, bis zum letzten Atemzug für ein Festhalten an der gründlichen „Leibniz – Wolffischen Weltweisheit“ plädiert. Erst die ‘Sturm und Drang’ - Generation empört sich offen gegen jene Schulphilosophie.

<sup>176</sup> Die Wortführer des ‘Sturm und Drang’ verwerfen jede Zerstückelung der menschlichen Wesenskräfte und erst recht die Aufspaltung in obere und untere Seelenvermögen. Herder polemisiert unentwegt gegen die hochmütige spiritualistische Illusion vom reinen Denken, von der autonomen Vernunft, von den eingeborenen Ideen, und beharrt auf dem sinnlichen Ursprung der Verstandestätigkeit: „Alle unser Denken ist aus und durch Empfindung entstanden, trägt auch trotz aller Destillation davon noch reiche Spuren.“ Seine sensualistische Grundhaltung hat er zusammenhängend in der Schrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele“ (1774-78) dargelegt. Für Herder sind Kognition und Emotion nur in ihrer unauflöselichen Wechselwirkung erfassbar.

als ‘gesunder Menschenverstand’ (common sense), als Magazin des Alltagswissens und Instrument der praktischen Orientierung aufgefasst. Die *Vernunft* ist mehr für logisches Denken, wissenschaftliche Forschung und philosophische Spekulation zuständig. Die *Urteilkraft* wird manchmal etwas vernachlässigt, spielt aber bei Kant eine zentrale Rolle. Der Königsberger Philosoph hat die ‘Schulphilosophie’ in mancher Hinsicht beerbt, freilich auch auf ein unvergleichlich höheres Niveau gehoben. In seiner „Kritik der Urteilkraft“ (1790) definiert Kant dieselbe als das Vermögen, allgemeine Regeln auf den konkreten Einzelfall anzuwenden; sie erfordert also gewissermaßen den synthetischen Gebrauch von Vernunft und Verstand zugleich. Die Urteilkraft lässt sich in unmittelbare Beziehung zur Einbildungskraft setzen, dergestalt dass ihnen konträre und insoweit auch komplementäre Funktionen zugeschrieben werden. So wird z.B. die ‘Schwärmerei’ als das Zusammentreffen einer überschwänglichen Einbildungskraft mit einer unterentwickelten Urteilkraft definiert. - Als *untere Seelenkräfte* gelten die Gefühle und Empfindungen, die Affekte und Leidenschaften. Auch hier gibt es mehr oder weniger differenzierte Begriffsbestimmungen. Kant unterscheidet Affekte von Leidenschaften nach dem Kriterium der Dauer und Bewusstheit: ein Affekt (z.B. Jähzorn) äußert sich unwillkürlich und plötzlich (er ist dadurch halbwegs entschuldbar), während eine Leidenschaft (z.B. Rachsucht) anhaltend wirkt und vorsätzlich agiert (daher ist sie besonders verwerflich). Wo ist innerhalb der Hierarchie nun die *Einbildungskraft* - um diese ging es ja letztlich - zu situieren? Die Einbildungskraft kann als die unterste der oberen oder oberste der unteren Seelenkräfte eingestuft werden. Sie befindet sich demnach ungefähr am Schnittpunkt und kann so eine Art

Brücke zwischen dem sinnlichen und dem ideellen Bereich bilden. Denn Phantasiegebilde sind einerseits bildhaft anschaulich und in dieser Hinsicht mit sinnlichen Wahrnehmungen verwandt (außerdem gefühlsbesetzt), haben andererseits jedoch als Produkte der inneren Anschauung, als bloße Vorstellungen auch den Status des Ideellen. Ihre Scharnierfunktion macht die Einbildungskraft zugleich ambivalent: sie neigt dazu, der Vernunftkontrolle zu entgleiten und unbesonnen zu werden; aber durch ihre synthetisierende Kraft verfügt sie auch über ein großes schöpferisches Potential. - Ein Mensch, bei dem die Einbildungskraft stark entwickelt ist und kein ausreichendes Gegengewicht findet, heißt im Sprachgebrauch des Aufklärungszeitalters ein ‘Schwärmer’. Das Schlagwort *Schwärmerei* ist weit verbreitet und dient den Normalaufklärern zunächst als Warnung vor Aberglauben jeglicher Art, insbesondere vor

religiösem Wahn, sodann ganz unbestimmt zur Polemik gegen jede Abweichung von den Pfaden des ‘gesunden Verstandes’. Für Wieland hingegen hat sich das Syndrom der Schwärmerei zu einem wirklichen Problem ausgewachsen, das ihn zeitlebens beschäftigt und das er im Ansatz dialektisch zu erfassen sucht. Es beunruhigt und fasziniert ihn, dass die Einbildungskraft bzw. die von ihr ausgehende Schwärmerei nicht nur wahnhaftige Haltungen begünstigt, sondern auch schöpferische Leistungen aller Art befördert.

Kehren wir zu unserem Aufsatz zurück. Der Hang, ans Wunderbare zu glauben, ist also anthropologisch fundiert, wird aber durch weitere Umstände zusätzlich verstärkt. Wieland führt drei Ursachenkomplexe an:

1. Die Menschen werden in ihrer Kindheit mit Geistergeschichten und ‘Ammenmärchen’ derart überfüttert, dass sie sich auch im Erwachsenenalter nur sehr schwer von solchen Eindrücken und Vorstellungsweisen freimachen können. Dies betrifft zunächst die Entwicklungsgeschichte der Individuen, gilt aber per Analogie gleichermaßen für die Gattungsgeschichte. Im Kindesalter der Menschheit haben sich Einstellungen herausgebildet, die selbst bei viel späteren Generationen noch weiterwirken. „Irrtümer, die den Menschen Jahrtausende lang beherrscht haben, sind nicht so leicht zu verdrängen.“ Atavistische Verhaltensmuster und traditionalistische Deutungsmuster behindern eine vernünftige Weltbetrachtung.
2. Die Menschen hoffen auf ein Leben nach dem Tode. Diese Jenseitshoffnung findet Wieland als solche durchaus legitim. Daraus entsteht nun der Wunsch, Kontakt mit den Geistern Verstorbener aufzunehmen und Nachrichten vom unbekanntem jenseitigen Ufer zu erhalten. Der Glaube an ein Fortleben als spirituelle Wesen liefert ein starkes Motiv, sich einzubilden, dass solche Geister auf unserer Erde heimisch sind oder sich gerne dort herumtreiben und bereitwillig mit den Lebenden kommunizieren. Daher der große Erfolg des ‘Geistersehers’ Swedenborg, der in seinem Monumentalwerk „Arcana coelestia“ (1747-58; „acht Quartbände voll Unsinn“, laut Kant) eine höchst detaillierte Klassifikation der Geisterwelt entworfen hat. Für Wieland ist der vertretbare Glaube an die Unsterblichkeit der autarken Seele strikt zu trennen von dem Aberglauben an Geisterbeschwörungen und -erscheinungen in unserer ‘sublunaren Welt’.

3. Bestimmte Gruppen der Gesellschaft haben objektiv ein Interesse daran, dass die Menschen

leichtgläubig sind und bleiben. Insbesondere die Priesterkaste war von jeher daran interessiert, alle Arten von Täuschung als trüben Dunstkreis für ihren Pfaffentrug zu verbreiten.

Der Hang, an wunderbare und übernatürliche Erscheinungen zu glauben, ist, obwohl anthropologisch verwurzelt, „die schwache Seite der menschlichen Natur“. Diese verhängnisvolle Neigung sollte man nicht nachsichtig gewähren lassen, sondern mit den Grundsätzen der Erfahrung und des gesunden Menschenverstands bekämpfen. Wieland hält zwar am Programm der Aufklärung fest, aber er grenzt sich deutlich vom dogmatischen Vernunftgebrauch der ‘Normalaufklärer’ ab. Wieland verkörpert die skeptische Aufklärung: es widerstrebt ihm, irgendeine Behauptung ganz apodiktisch, ohne jeden Vorbehalt aufzustellen. So macht er im vorliegenden Aufsatz eine verblüffende Unterscheidung zwischen der Summe aller Einzelfälle und der scheinbar zwangsläufig daraus sich ergebenden Verallgemeinerung. Sein Gedankengang lässt sich folgendermaßen resümieren: Jede einzelne solcher Geistergeschichten, die anekdotisch herumerzählt werden, ist unglaubwürdig; daran kann auch die Berufung auf angebliche Augen- und Ohrenzeugen nichts ändern. Selbst wenn der Erzähler als Person glaubwürdig sein mag, seine Erzählung bleibt für gebildete Menschen immer unglaubwürdig, denn die betreffende Person dürfte einer Täuschung oder Selbsttäuschung erlegen sein. Kein besonderer Umstand und keine eindringliche Beteuerung kann die Sache plausibel machen für einen Zuhörer, der gewohnt ist, sich auf seine Vernunft und Erfahrung und letztlich auf die Natur zu verlassen. Kommt nun aber ein eitler Philosoph daher und schreibt ein scharfsinniges Buch, um zu beweisen, dass Geistererscheinungen prinzipiell unmöglich sind, dann möchte der Skeptiker Einspruch erheben.

Im Sinne einer kritischen Metaphysik<sup>177</sup> wäre es durchaus vergebliche Mühe, die Unmöglichkeit irgendwelcher Phänomene a priori beweisen zu wollen. Für die praktische Philosophie ist es allerdings völlig ausreichend, den Grundsatz eines *natürlichen* Weltganges als regulative Idee vorzusetzen. Wieland zeigt in

---

<sup>177</sup> „Insofern ist die Metaphysik eine Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft“, schreibt Kant 1766 (in der gegen Swedenborg gerichteten, streckenweise satirischen Schrift „Träume eines Geistersehers“) und nimmt damit den Kerngedanken seiner „Kritik der reinen Vernunft“ vorweg.

dieser Frage gewisse Schwankungen (wie er selbst einräumt) und Inkonsequenzen. Dennoch ist seine Kritik an jenem anmaßenden Philosophen (der wie ein typischer ‘Normalaufklärer’ erscheint) berechtigt, insofern er ihm die Behauptung zuschreibt, dass alle angeblichen Wunder „sich aus bekannten (!) natürlichen Ursachen erklären lassen“. Hier ist der Dogmatismus der selbstzufriedenen Vernunft leicht nachzuweisen. Denn die Maxime einer soliden Aufklärung verlangt lediglich, für scheinbar übernatürliche Ereignisse trotzdem natürliche Ursachen anzunehmen. Ganz ungerechtfertigt ist die Unterstellung, als ob alle „natürlichen Ursachen“ (Wechselwirkungen, Zusammenhänge) schon bekannt seien. Unsere Kenntnis der Natur ist immer nur partiell; und zugleich (mindestens seit der frühen Neuzeit) immer voranschreitend.

Damit kommen wir zu einem zentralen Gedanken des Aufsatzes. Die neuzeitliche empirische Naturforschung scheint das Reich des Wunderbaren immer mehr zurückzudrängen und die Welt allmählich zu entzaubern. Doch in gewissem Sinne ist eher das Gegenteil der Fall: „Die Natur (...) erscheint immer wundervoller, geheimnisreicher, unerforschlicher, je mehr sie gekannt, erforscht, berechnet, gemessen und gewogen wird.“ (S. 325) Technische Hilfsmittel wie die Vergrößerungsgläser zeigen uns „einen Abgrund von physischen Wundern“, die vorher niemand geahnt hatte. Zwar kann die moderne Naturwissenschaft keine metaphysischen Fragen beantworten, geschweige existenzielle Bedürfnisse nach Art der Jenseitshoffnungen befriedigen. Aber sie eröffnet neue, vernunftgemäßere Tätigkeitsfelder für die Einbildungskraft und lässt das Wunderbare in gereinigter Form zur Geltung kommen.

Allerdings müssen wir uns einer prinzipiellen semantischen Unterscheidung, die im Begriff des Wunderbaren selbst angelegt ist, bewusst werden. Das Wunder im starken Wortsinne, als Durchbrechung der objektiven Naturgesetzlichkeit, sollte nicht verwechselt werden mit solchen Erscheinungen, die lediglich den subjektiven Eindruck des Wunderbaren, d.h. Erstaunlichen und Bewundernswerten hervorrufen. Dieser Unterschied entspricht in etwa demjenigen zwischen den lateinischen Wörtern *miraculum* und *mirabilis*. Einen Toten wieder zum Leben zu erwecken, erfüllt den Tatbestand des Mirakels. Organische Strukturen unter dem Mikroskop zu entdecken, erfüllt den Naturforscher mit Staunen und Bewunderung; es handelt sich um ein Gefühl des Wunderbaren, also um eine Gemütsbewegung, einen seelischen Vorgang.<sup>178</sup> In

---

<sup>178</sup> Goethe sagt im Schlussvers eines kleinen Gedichts über seinen Werdegang als Naturforscher, 1820 (mit der späteren Überschrift „Parabase“):

diesem Sinne sprach die Popularphilosophie des 18. Jahrhunderts mit Vorliebe von den ‘Wundern der Natur’.<sup>179</sup> Wenn solche ‘mirabilia’ aus dem subjektiven Empfinden zurückgeholt und wieder auf die Objektwelt bezogen werden, dann sind ihre Zusammenhänge gerade im Innersten der Natur zu suchen und nicht etwa im Außer- und Übernatürlichen. Fazit: Das Wunderbare in abergläubischer Bedeutung wird von Vernunft und Wissenschaft zurückgedrängt. Doch die Phantasie als anthropologisches Vermögen lässt sich dadurch nicht fesseln oder verkrüppeln: „die Einbildungskraft findet immer wieder Mittel, sich im Besitz ihrer alten Rechte zu erhalten.“

Sie besitzt, von allen anderen möglichen Wirkungsbereichen abgesehen, jedenfalls in der *Dichtung* ein selten angefochtenes Herrschaftsgebiet. Wir kommen damit zu einem wesentlichen Aspekt, den ich vorläufig ausgeklammert hatte. Wieland argumentiert: Ähnlich wie die Priester haben auch die Dichter ein genuines Interesse daran, den Hang zum Wunderbaren nicht verkümmern zu lassen. Diese Parallele könnte befremdlich wirken, sobald man an jenen Betrugsvorwurf zurückdenkt, den die Aufklärung an den Priesterstand zu richten pflegt. Man muss sich jedoch klarmachen, dass der Autor damit auf einen vergleichbaren Vorwurf ironisch anspielen will, nämlich auf die seit Plato gängige Behauptung, dass ‘die Dichter lügen’. Müsste Wieland diese Unterstellung ernstnehmen, so befände er sich tatsächlich in einem unlösbaren Dilemma: Als Herausgeber und Beiträger des „Teutschen Merkur“ hat er die Rolle eines Popularphilosophen, der alle Spielarten von Schwärmerei und Aberglauben bekämpfen soll, übernommen, während er als Dichter die Neigung zum Wunderbaren heimlich begünstigt und sich nicht einmal scheut, ganz und gar märchenhafte Stoffe zu bearbeiten oder selbst zu erfinden. In Wahrheit liegt hier (schon für Wieland und noch für den heutigen Leser) ein *kompensatorisches* Verhältnis vor: gerade weil die Einbildungskraft in einer zunehmend entzauberten und versachlichten Welt immer weniger Ansatzpunkte für phantastische Deutungen der Alltagswirklichkeit findet, braucht sie eine Ersatzwelt, eine fiktive Wirklichkeit, in der sie sich ungehindert tummeln kann. Die Losung „Kinder brauchen Märchen“<sup>180</sup> ließe sich demnach so ergänzen: alle Menschen, auch die ausgewachsenen, brauchen Märchen im weiteren Sinne, gewissermaßen als Übungsgelände für ihre Einbildungskraft, als Kratzbäume der Phantasie. Ein wesentlicher Unterschied besteht allerdings darin, dass

---

„Zum Erstaunen bin ich da.“

<sup>179</sup> Im Französischen hieß es: ‘les merveilles de la nature’ (nicht: les miracles).

<sup>180</sup> So der Titel eines Buches von Bruno Bettelheim (1977).

Erwachsene, anders als Kinder, die erdichteten Phantasiegebilde nicht mehr für bare Münze nehmen können und sollen. Diese Unterscheidung ist auch menscheitsgeschichtlich relevant: in frühen vor rationalen Epochen gilt der Dichter (z.B. Homer) zugleich als Weiser, Seher, Prophet sowie als Übermittler von Realienwissen; in späteren aufgeklärten Zeitaltern muss sich der Dichter dazu bekennen, dass er keine übermenschliche Inspirationsquelle hat und dass seine Werke erfunden sind. Das Bewusstsein der Fiktionalität wird nunmehr gleichermaßen beim Dichter wie beim Hörer/Leser/Zuschauer vorausgesetzt.<sup>181</sup>

Wieland schreibt: „Die Dichter, welchen mit dem Wunderbaren die reichste Quelle von Erfindung und Interesse genommen würde, nähren diese Anlage auf eine so verführerische Art, dass, wenn wir gleich Verstand genug haben, zu sehen, dass sie uns täuschen, wir doch mit Vergnügen einwilligen, so angenehm getäuscht zu werden.“ Die ‘Täuschung’ ist eigentlich gar keine, da sie nur mit Zustimmung, ja unter Mitwirkung des ‘Getäuschten’ funktioniert. Sie beruht auf einer impliziten Vereinbarung, einem stillschweigenden Vertrag zwischen Autor und Leser, wird also beiderseits als ‘bloße’ Fiktion anerkannt. Zur adäquaten Aufnahme von dichterischen Werken ist (wie aus dem obigen Zitat hervorgeht) ein harmonisches Zusammenspiel zwischen der Einbildungskraft und dem Verstand erforderlich: keine dieser beiden Instanzen darf die andere verdrängen wollen. - Wieland erklärt die Rechte der Imagination für unverjährbar. Allerdings soll die wilde Phantasie durch verfeinerte kulturelle Ausdrucksformen gebändigt und mit dem aufgeklärten Bewusstsein kompatibel gemacht werden. Trotzdem lassen sich die vorrationalen Ursprünge und atavistischen Überbleibsel der dichterischen Redeweise und der ihr zugrundeliegenden kollektiven Phantasie nie ganz verleugnen. Insofern die

---

<sup>181</sup> Dieser Problemkomplex ist Gegenstand des sehr erhellenden und anregenden Buches von Heinz Schlaffer: Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewusstseins und der philologischen Erkenntnis, Frankfurt a.M. 1990. - Paradigmatisch sei der folgende Passus über den Begriff der Fiktion zitiert: „Zum Substantiv Fiktion gehören zwei verschiedene Adjektive: fiktiv und fiktional. Fiktiv heißen Vorstellungen, denen die kritische Prüfung den Anspruch, wahr zu sein, aberkennen muss; fiktional heißen Vorstellungen, die auf den Anspruch, wahr zu sein, verzichtet haben und mit ihm, ohne täuschen zu wollen, nur spielen. (...) Zwischen diesen unterschiedlichen Bedeutungen besteht jedoch ein sachlicher Zusammenhang: Was das kulturelle Wissen als fiktiv ausscheidet, lebt in der kulturellen Erinnerung als fiktional weiter. Sobald Mythen als ungültig, als fiktiv angesehen werden, können sie fiktional als Poesie eine neue, eine ästhetische Geltung erlangen. Zur anthropologischen Ausstattung des Menschen gehört das Vermögen zur Imagination: Ob sie Wahrheiten findet oder Fiktionen produziert, entscheidet erst im nachhinein der geschichtliche Stand der Zivilisation. Fiktionalität ist also kein ursprünglicher Zustand von Poesie, sondern ein Resultat des Wissens über Poesie.“ (S. 145).

Einbildungskraft wahnhafte Vorstellungen und abergläubische Verhaltensweisen ausbrütet, behält sie auch für die selbstkritische Aufklärung immer etwas Bedrohliches. Als reflektiertes poetisches Vermögen trägt sie hingegen zur Humanisierung bei. Sie erscheint dazu bestimmt, dem Unbehagen an der modernen zweckrationalen Lebenswelt zeitweise zu entfliehen und Defizite im psychischen Haushalt einer übermäßig dressierten Menschheit auszugleichen.

## 6. Kulturpatriotismus im klassischen Weimar

Veröffentlicht in: Gerhard Banse, Oliver Parodi, Axel Schaffer (Hrsg.), Interdependenzen zwischen kulturellem Wandel und nachhaltiger Entwicklung [9. Weimarer Kolloquium „Interdependenzen zwischen kulturellem Wandel und nachhaltiger Entwicklung“, 2008], Forschungszentrum der Helmholtz-Gemeinschaft. Wissenschaftliche Berichte FZKA 7497, September 2009, S. 127 – 136.

Der heute meist obsolet oder fragwürdig (oder beides) erscheinende Begriff des Patriotismus spielte im 18. Jh. eine große Rolle, wurde viel diskutiert und gestaltete sich in der Debatte zunehmend komplexer. Um diese Art von Patriotismus zu verstehen, ist es wichtig, ihn „als eigenständige Erscheinung und nicht bloß als Teil des Nationalbewusstseins oder als Frühform des Nationalismus“ aufzufassen (vgl. Vierhaus 1980, S. 9). In der Frühaufklärung wurde das Attribut „patriotisch“ fast wie ein Synonym für „gemeinnützig“ verwendet. Es entstanden „Patriotische Gesellschaften“, faktisch Vereine von Privatleuten, die Verantwortung fürs Gemeinwohl übernehmen wollten und sich der Förderung des Erziehungswesens und der gewerblichen Belange, der Wissenschaften und Künste, des Gesundheitswesens etc. widmeten oder einfach Wohltätigkeit übten. Sie hatten häufig auch eigene Publikationsorgane. Die Hamburger „Patriotische Gesellschaft“ gab von 1724 bis 1726 die Zeitschrift „Der Patriot“ heraus, die zugleich als die erste „Moralische Wochenschrift“ in Deutschland gilt. Nun waren solche Vereinigungen in der Ständegesellschaft des Feudalabsolutismus eigentlich nicht vorgesehen. Organisierte Geselligkeit sollte nur im Rahmen der Zünfte stattfinden, und fürs Gemeinwohl sollte nur die paternalistisch sorgende Obrigkeit zuständig sein. So etwas wie eine rasonnierende Öffentlichkeit durfte es gar nicht geben, und vollends die Politik blieb als Arkanwissenschaft den fürstlichen Kabinetten und sonstigen Geheimräten vorbehalten. Die patriotischen Gesellschaften waren daher defensiv eingestellt und beteuerten ständig ihren unpolitischen Charakter und ihren Respekt vor allen Autoritäten im Staat und in der Kirche. Ihre Bestrebungen waren tatsächlich auf die Zivilgesellschaft (wie man heute wohl sagen würde) gerichtet. In dem praktischen und diskursiven Rahmen dieser Honoratioren-Vereine ist der Patriotismusbegriff vorpolitisch<sup>182</sup> geblieben.

---

<sup>182</sup> Die Patriotismus-Variante der Frühaufklärung intendiert, „den Bürger aus seiner rein privaten Sphäre herauszuheben, indem sie ihn zur Wahrnehmung öffentlicher Aufgaben zu verpflichten

Außerdem war und blieb die jeweilige Heimatstadt (oder eventuell die engere Provinz) der Honoratioren das Handlungsfeld, so dass ihr Patriotismus sich de facto auf einen *Lokalpatriotismus* beschränkte und kein Gegengewicht gegen den Partikularismus des zerklüfteten Römisch-deutschen Reiches bilden konnte. Im luftigen Reich der Ideen allerdings setzten sich die „Patrioten“ über die bornierten Verhältnisse hinweg und beschworen den *Kosmopolitismus* (die weltbürgerliche Haltung, wie die zeitgenössische Lehnübersetzung lautet) als komplementäre Gesinnung zu ihrer lokalpatriotischen Praxis. Die Begriffe Patriotismus und Kosmopolitismus, die in anderen historisch-theoretischen Zusammenhängen als unvereinbare Gegensätze gelten können, wurden in der Aufklärung als problemlos kompatibel angesehen, insofern dieselbe menschenfreundliche Einstellung sich zunächst auf eine begrenzte Anzahl von Mitmenschen, dann aber auf die gesamte Menschheit erstreckt. *Philanthropie* ist die semantische Brücke, die die beiden genannten Begriffe verbindet. Die im 20. Jh. aufgekommene Devise „global denken, lokal handeln“ ist in gewissem Sinne schon vorweggenommen bei jenen Philanthropen, die kosmopolitisch empfinden und patriotisch tätig werden wollten.

Der beispiellos schnelle und steile Aufstieg der deutschen Literatur im letzten Drittel des 18. Jh.s brachte dann eine Haltung hervor, die ich (in Analogie zum Lokalpatriotismus) als *Kulturpatriotismus* bezeichnen möchte. In dieser Haltung verbindet sich patriotischer Eifer für die weitere Hebung des allgemeinen Kulturniveaus mit patriotischem Stolz auf kulturelle Errungenschaften, besonders auf die Gipfelleistungen der deutschen Hochkultur. Die paradoxe Verteilung von großem Glanz (im Bereich der Literatur) und großem Elend (im Bereich der Politik) hat viele Dichter und Vordenker um 1800 dazu veranlasst, Deutschland exklusiv als Kulturnation zu bestimmen; manche wollten sogar die Deutschen mit einer besonderen kulturellen Mission für die anderen Völker beauftragen. – Wie wir feststellen konnten, hatte der „Patriotismus“ im Zeitalter der Aufklärung drei Merkmale, die man heute überhaupt nicht mit dem Begriff assoziieren würde: er zeigte sich vorpolitisch, partikular und kosmopolitisch zugleich. Solche Merkmale kann man auch in dem eigenartigen Kulturpatriotismus der Epoche um 1800 wiederfinden: Er ist unpolitisch, d. h. er

---

sucht. Dieses geht aber nicht so weit, daß auch der eigentlich politische Bereich mit beansprucht würde, sondern der Bürger konzentriert sich auf die quasi-politische Ebene karitativen, sozialen wie allgemeiner reformerischen Handelns innerhalb seiner Gemeinschaft“ (Sahmland 1990, S. 125). – Wenn Rudolf Vierhaus im Titel seines Beitrags von einer „moralisch-politischen Haltung“ spricht (vgl. Vierhaus 1980), so besteht hier in der Sache kaum eine Divergenz. Der Anspruch der Aufklärung, mit der Gesellschaft insgesamt auch die Politik zu moralisieren, steht in passiver Opposition zum absolutistischen Politikverständnis, das bei seinen Apologeten wie Kritikern gleichermaßen als a-moralisch galt.

will ausdrücklich die politische Aktualität und die zugehörigen Debatten im Zeitalter der Revolutionskriege zurückdrängen, um der Kultur des Ästhetischen mehr Spielraum zu verschaffen. Er ist partikular, insofern er die Entfaltung und den Wettstreit zahlreicher Pflanzstätten der Kultur besonders in den vielen kleinen Residenzen befürwortet und das Fehlen einer anerkannten Metropole positiv bewertet. Allerdings wird hier die nationale Ebene nicht gänzlich ignoriert, doch erscheint sie als bloße Funktion der deutschen Sprache und ihrer Reichweite. Schließlich versteht sich der Kulturpatriotismus Weimarer Prägung in eminenter Weise als kosmopolitisch. Die deutsche Literatur öffnet sich der Weltliteratur, sie wird zur Pflegestätte und zum Gefäß fremdsprachiger Literaturen vermittels einer Übersetzungstätigkeit, die im Laufe der Jahrzehnte einen erstaunlichen quantitativen Umfang erreichte und um 1800 herum eine kaum noch zu überbietende qualitative Höhe erklimmte. Aber es geht nicht nur um den Aufstieg zum Parnass. Alle quasi patriotischen Bestrebungen des 18. Jh.s, sowohl der Früh-, Hoch- und Spätaufklärung wie des Neuhumanismus, hatten das gemeinsame Anliegen, durch die Förderung des *Erziehungs- und Bildungswesens* nachhaltige Fortschritte der menschlichen Gesellschaft in ihrer lokalen, regionalen, nationalen und weltbürgerlichen Dimension zu ermöglichen.

Der Osnabrücker Publizist und Spitzenbeamte *Justus Möser* kann gewissermaßen als Bindeglied zwischen den frühen, bodenständig bleibenden patriotischen Vereinen mitsamt ihren „Moralischen Wochenschriften“ einerseits und der Anfangsgruppierung der sich herausbildenden literarischen Klassik in Deutschland andererseits fungieren. Im Fürstbistum Osnabrück, wo er fast sein ganzes Leben verbrachte, hat Möser nicht nur Karriere gemacht, sondern als Schriftleiter der „Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen“ in den feuilletonistischen Beilagen derselben zahlreiche Aufsätze im Stil der „Popularphilosophie“, d. h. der gemäßigten Volksaufklärung veröffentlicht. 287 dieser Beiträge erschienen dann ab 1774 in Buchform, in vier Bänden unter dem Titel „*Patriotische Phantasien*“. Für diese Schriften bezeugten Johann Gottfried Herder und Johann Wolfgang von Goethe schon in ihrer „Sturm-und-Drang“-Phase große Hochachtung, während Möser, obwohl rund eine Generation älter, umgekehrt die Werke der jungen Genies und besonders ihre programmatische Volksverbundenheit schätzte. Das Manifest des „Sturm und Drang“, der von Herder herausgegebene Sammelband „*Von deutscher Art und Kunst*“ (1773) enthielt die leicht gekürzte *Vorrede* zu Möser's „*Osnabrückischer Geschichte*“, hier mit der Überschrift „*Deutsche Geschichte*“. (Diese *Vorrede* umreißt tatsächlich Grundzüge der Geschichte von Deutschland insgesamt, und zwar mit

einem sozialgeschichtlichen Akzent, ausgehend von den Schicksalen der „gemeinen Landeigentümer“.) Möser als bekennender Lokalpatriot verwandelt sich bei Bedarf auch in einen kämpferischen Kulturpatrioten, – so vor allem in seiner Broschüre „Über die deutsche Sprache und Literatur“ (1781). Sie wendet sich gegen das Pamphlet, das König Friedrich von Preußen über die deutsche Literatur (natürlich auf Französisch) erlassen hatte. Dabei ist bezeichnend, wie Möser die Lage der Nation einschätzt: „Wir haben höchstens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland, was wir als Bürger oder als Gelehrte lieben. Für die Erhaltung des deutschen Reichssystems stürzt sich bei uns kein Curtius in den Abgrund“ (Möser 1978, S. 402). Demnach gibt es Patriotismus in Deutschland nur in Gestalt des Lokalpatriotismus, den die Stadtbürger ihrem Heimatort entgegenbringen, oder des Kulturpatriotismus, den die „Gelehrten“, d. h. die Gebildeten angesichts der deutschen Sprache, Literatur, Philosophie, Wissenschaft usw. empfinden. Weder im Besitzbürgertum noch im Bildungsbürgertum gibt es eine Anteilnahme an den Schicksalen des monströsen und verrotteten „Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“. Übrigens ist aus Möser's Ausführungen auch zu folgern, dass den analphabetischen Landbewohnern, also der Masse des Volks, vaterländische Hochgefühle gänzlich unbekannt sein müssen. In seinem jetzigen desolaten Zustand könne das Reich keine Opferbereitschaft mehr mobilisieren, stellt Möser fest, und gibt damit einen verdeckten (aber für damalige Leser leicht erkennbaren) Hinweis auf den Verfechter des „Reichspatriotismus“, *Friedrich Carl von Moser*. Dieser hatte 1765 eine Schrift „Von dem deutschen Nationalgeist“ veröffentlicht. Wenige Jahre nach Beendigung des verheerenden Siebenjährigen Krieges, der den zumindest moralischen Bankrott des alten Reichs endgültig besiegelt zu haben schien,<sup>183</sup> fühlte sich der Freiherr von Moser berufen, den Reichsgedanken zu restaurieren. Seine Schrift wurde zwar in Rezensionen und Erwiderungen lebhaft diskutiert, das Thema erschien also aktuell; aber zugleich wurden seine Gedankengänge durchweg abgelehnt. Moser konnte so wenig das „Warum?“ als das „Wie?“ der geforderten Erneuerung des Reichssystems plausibel machen. Seine Argumente waren wolkig, seine Deutungen der politischen Realität idealisierend bis hin zur Verfälschung (wenn er z. B. den Reichstag in eine „Nationalversammlung“ umdeutete) (vgl. Sahmland 1990, S. 110). Allerdings war Moser kein bloßer Idealist, sondern auf seine Weise ein Interessenvertreter. Denn objektive Interessen an der Erhaltung des status quo

---

<sup>183</sup> Zur Erinnerung: Die wichtigsten Glieder des Reichs kämpften gegeneinander; Österreich und Sachsen im Bündnis mit den ausländischen Mächten Frankreich und Russland führten angeblich eine Reichsexekution gegen den mit England verbündeten Landräuber Preußen durch.

gab es durchaus. Die Kleinstaaterei war im gewohnten Schlendrian nur unter dem löchrigen Dach des deutschen Reiches aufrecht zu erhalten. Die Souveränität der Duodezfürsten wäre bald liquidiert worden, wenn sie sich nicht mehr hinter den Westfälischen Verträgen von 1648 hätten verstecken können. Mosers Reichspatriotismus kam 1765 nicht nur realhistorisch, sondern auch ideologisch zu spät. Inzwischen hatten die großen Territorialstaaten bereits ihre jeweilige aparte Vaterlandsliebe herangezüchtet. Das gilt in erster Linie für das Königreich Preußen mit seinem Kult um Friedrich den Großen. 1761, als Preußen am Rande des Abgrunds stand, erschien die Schrift „Vom Tode fürs Vaterland“ von *Thomas Abbt*. Der junge Professor wirbt hier Kanonenfutter für seinen König und Brotgeber an, indem er die altrömischen Diskurse über den süßen und ehrenvollen Tod fürs Vaterland für seine Zwecke abwandelt. Während in der römischen Frühgeschichte Vaterlandsliebe auf die begeisternde republikanische Freiheit bezogen wurde, kann und soll Abbt zufolge der gleiche Effekt durch die Bewunderung für einen überragenden, wenn auch despotisch regierenden Monarchen bewirkt werden. Für diese Art von Patriotismus konnte sich ein Mann wie Gotthold Ephraim Lessing beispielsweise gar nicht erwärmen. Er wollte sich unter dem Vorwand des akuten Krieges weder für einen sächsischen noch für einen preußischen Patriotismus vereinnahmen lassen.<sup>184</sup>

In der Szene „Auerbachs Keller“ (im „Faust“)<sup>185</sup> stimmt der kneipende Student Frosch ein Lied an und singt: „Das liebe heil’ge Röm’sche Reich, / Wie hält’s nur noch zusammen?“ Doch sein Kommilitone Brander fährt ihm gleich übers Maul: „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied, / Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen, / Daß ihr nicht braucht für’s Röm’sche Reich zu sorgen!“ Das deutsche Volk verhielt sich genau so, es kümmerte sich nicht um das Reich bzw. die Nation. Für diejenigen Deutschen, die auf der Suche nach ihrer kollektiven Identität waren, konnte es so etwas wie einen „Nationalstolz“, der sich an den heroischen, einheitstiftenden Taten einer nationalen Geschichte festmachte, nicht geben. Sie mussten ihr Selbstwertgefühl aus anderen Quellen beziehen; sie mussten ihren Anspruch auf „patriotisches“ Verhalten, d. h. auf Mitwirkung am Gemeinwohl in anderen Bereichen zur Geltung bringen. Dass die Kulturträger, in erster Linie die Bildungsbürger unter diesen Umständen die kulturelle Ebene maximal aufzuwerten versuchten, ist nicht weiter erstaunlich.

---

<sup>184</sup> Vgl. Lessings Briefe an Johann Wilhelm Ludwig Gleim vom 16. Dezember 1758 und 14. Februar 1759 in: Lessing 1987, S. 305f. u. 310-312.

<sup>185</sup> Der Wortlaut ist in „Faust. Ein Fragment“ und in „Faust. Der Tragödie erster Teil“ (Verse 2090ff.) identisch. Als die vorläufige Fassung erschien (1790), war das „Heilige Römische Reich“ formell noch existent; als die endgültige Fassung erschien (1808), war es bereits liquidiert.

Die Beschwörung einer deutschen Kulturnation unter Verzicht auf eine Staatsnation konnte ihren *kompensatorischen* Charakter niemals verleugnen.<sup>186</sup> Es gab auch andere Handlungsfelder, die ökonomische Sphäre z. B. wurde nicht ignoriert. Was den heutigen Betrachter jedoch befremdet, ist der Eindruck, dass die großen Schriftsteller und sonstigen Vordenker der Zeit offenbar den direkten Zusammenhang zwischen der politischen Zersplitterung und der ökonomischen Rückständigkeit Deutschlands nicht erfasst haben. Die Folgen der Zerstückelung – Wirrwarr der Verwaltungsstrukturen, Willkür und Dirigismus, Chaos in den Währungen, Maßen und Gewichten, Zollschraken und viele andere Handelshemmnisse, etc. – werden nur selten und niemals umfassend thematisiert.

Betrachten wir zwei kurze Textpassagen der Weimarer Mit-Klassiker *Christoph Martin Wieland* und *Johann Gottfried Herder*, in denen Klagen über die Zersplitterung Deutschlands und Bekundungen des Stolzes über den hohen Stand seiner Bildung und Kultur eine seltsame Mischung eingehen. Im ersten Band seiner „*Briefe zu Beförderung der Humanität*“ (1793) veröffentlichte Herder eine Epistel „Über die Verbindung der deutschen Völker [Plural!] und Provinzen zum Anbau der Humanität“ (I/6); dort wird ausgeführt: „Wahrlich, unser Vaterland ist zu beklagen, daß es keine allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämtlich höret. Alles ist in ihm zerteilt, und so manches schützt dieser Zerteilung: Religionen, Sekten, Dialekte, Provinzen, Regierungen, Gebräuche und Rechte. [...] Ruhm und Dank verdienet also ein jeder, der die Gemeinschaft der Länder Deutschlands durch Schriften, Gewerbe und Anstalten zu befördern sucht, er erleichtert die Zusammenwirkung und Anerkennung mehrerer und der verschiedensten Kräfte, er bindet die Provinzen Deutschlands durch geistige und also die stärksten Bande. – Daß uns eine Hauptstadt fehle, tut zu unsrer Sache gewiß nichts. [...] In jeder Provinz Deutschlands leben Männer, die ohne französische Eitelkeit, ohne englischen Glanz, gehorsam, oft leidend Dinge tun, deren Anblick jedermann schönen und großen Mut einsprüche, wenn sie bekannt wären. [...] Der deutsche Namen, den jetzt viele Nationen gering zu halten sich anmaßen, würde vielleicht als der erste Name Europas erscheinen, ohne Geräusch, ohne Anmaßung, nur in sich selbst stark, fest und groß“ (Herder 1991, S. 33-35).

---

<sup>186</sup> Diese kompensatorische Funktion wird bei Georg Bollenbeck mehrfach angesprochen: „Die fehlende nationalstaatliche Einheit erhöht den Bedarf an symbolischer Kompensation“ (Bollenbeck 1996, S. 220), „die eher kompensatorische Bestimmung von ‚Bildung‘ und ‚Kultur‘ als individuelle und nationale Identitätsgaranten“ (ebd., S. 165), „Sprache, Literatur und Kunst dienen als Berechtigungstitel für die erhoffte nationale Erneuerung. Als ‚Kultur‘ zusammengefaßt, erlangen sie in Deutschland gerade infolge der nicht vorhandenen staatlichen Einigung eine hohe kompensatorische Bedeutung“ (ebd., S. 21).

Im selben Jahr 1793 brachte Wielands Zeitschrift „Teutscher Merkur“ seine umfangreichen „*Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes*“; darin heißt es: „Wo ist ein Volk in Europa, das sich einer nähern Anlage zu immer zunehmender Verbesserung seines Zustandes, eines größern Flors der Wissenschaften, [...] so vieler und so gut eingerichteter öffentlicher Erziehungsanstalten, Schulen und Universitäten, einer größern Denk- und Pressefreiheit und, was eine natürliche Folge von diesem allen ist, einer hellern und ausgebreitern Aufklärung zu rühmen hätte, als die Deutschen im Ganzen genommen? – und das alles ungeachtet wir der Vorteile einer anerkannten Hauptstadt von Deutschland (gern) ermangeln!“ (Wieland 1930, S. 581). Wenn Wieland das hohe Niveau der Erziehungsanstalten aller Art in Deutschland rühmt, so ist dabei – vermittelt über die Funktion der Berufsausbildung – auch der wirtschaftliche Nutzen eines anspruchsvollen Schulwesens mitgedacht. Ein gleiches gilt für die zahlreichen Akademien und gelehrten Gesellschaften, die sich in der Regel nicht einer bloß theoretischen Neugierde verschrieben hatten, sondern technologische Innovationen und überhaupt die Produktivkraftentwicklung fördern wollten. Bei Herder erscheinen zwar die „geistigen Bande“ als die stärksten, und in der dreigliedrigen Formel „durch Schriften, Gewerbe und Anstalten“ steht die Buchkultur wohl an erster Stelle, doch immerhin kommen danach auch die Gewerbe; wobei die an dritter Stelle genannten Anstalten wahrscheinlich wieder als Einrichtungen für Erziehung und Wissenschaft zu verstehen sind.

Wie eine Präzisierung der Anregungen Herders klingt ein Vorschlag, den *Rudolf Zacharias Becker*, der mit Abstand erfolgreichste unter den sogenannten Volksaufklärern, ein Jahr später gemacht hat. Im „Reichs-Anzeiger“ veröffentlichte er einen Aufsatz unter dem Titel „Vorschlag einer Verbindung der Gelehrten Ökonomischen- und Industrie-Gesellschaften deutscher Nation zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit“ (1794). Hier geht es also um eine Gelehrsamkeit, die auf das praktische, wirtschaftliche Leben orientiert; doch will der Autor keinen Gegensatz zwischen dem materiellen und dem „moralischen“ Nutzen aufbauen. Sein Gedankengang ist in hohem Maße repräsentativ für die gesamte Zeitgenossenschaft. Er tröstet sich und seine Leser damit, „daß, wenn bei der eigentümlichen Verfassung des deutschen Reiches Bewußtsein politischer Würde und Macht nicht das Band sein kann, das uns zu einem Volke verknüpft, wir hingegen ein moralisches, weit edleres National-Interesse haben können und zum Teil wirklich haben, – nämlich die vorzüglichere Kultur und Ausbreitung gemeinnütziger Wissenschaften und Künste“ (zit. n. Sahmland 1990, S. 104). Also auch bei diesem auf die Praxis

bedachten Aufklärer finden wir die Überzeugung, dass die soziokulturellen Belange wichtiger und sogar moralisch wertvoller seien als staatliche Einheit und politisches Prestige. Freilich ist der Verdacht naheliegend, dass aus der Not eine Tugend gemacht wird. In vielen einschlägigen Texten lässt sich an bestimmten Redefiguren die Tendenz ablesen, Nachteile der Zerstückelung als im Grunde vorteilhaft umzudeuten.<sup>187</sup> Es wird geradezu ein Gemeinplatz, das Fehlen eines molochartigen nationalen Zentrums wie London und Paris zu begrüßen und stattdessen auf die gleichmäßige kulturelle Ausstrahlung einer Vielzahl von mittleren bis kleinen Residenzstädten zu verweisen. Nur einmal, in dem Aufsatz „*Literarischer Sanscülottismus*“ (1795), beurteilt Goethe die Sachlage ambivalent und scheint das Fehlen eines gesellschaftlich-kulturellen Mittelpunkts und somit einer „allgemeinen Nationalkultur“ in Deutschland wenigstens partiell zu bedauern (Goethe 1986, S. 15-20<sup>188</sup>).

Ein weiteres kompensatorisches Verfahren besteht darin, das scheinbar etwas zurückgebliebene Kind unter den Nationen Europas als verkannten Klassenprimus hinzustellen. So am Ende von *Herders* Text, der suggeriert, dass Deutschland vielleicht schon jetzt den ersten Platz beanspruchen könnte. *Friedrich Schiller* geht noch einige Schritte weiter, projiziert allerdings die führende Rolle der Deutschen in eine ferne Zukunft: Fragmente aus den Jahren 1801/02 (überwiegend in Prosa) zu einem geplanten längeren Gedicht über

<sup>187</sup> Bezeichnend ist die Schlusskadenz im eben angeführten Text Wielands, die zunächst das Fehlen einer anerkannten Hauptstadt konstatiert, dann aber mit einer unerwarteten Wendung behauptet, dass wir die Vorteile einer Metropole „gern“ entbehren. Das Adverb *gern* (noch dazu in Klammern gesetzt) reicht wohl kaum aus, um glauben zu machen, dass der Mangel sich in einen puren Segen verwandelt habe.

<sup>188</sup> Dort heißt es: „Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusammen fänden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten“ (Goethe 1986, S. 17). Daher sei es keinem der talentierten deutschen Schriftsteller möglich gewesen, „früher die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalkultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen“ (ebd., S. 18). – Die Ambivalenz der Wertung hängt mit der polemischen Stoßrichtung des Aufsatzes zusammen. Goethe verwahrt sich heftig gegen einen Vertreter der Berliner Spätaufklärung, der die „Armseligkeit der Deutschen an vortrefflichen klassisch-prosaischen Werken“ glaubt feststellen zu müssen. Dies gibt Goethe Anlass, die Frage zu formulieren: „Wann und wo entsteht ein klassischer Nationalautor?“ (ebd., S. 16). Die selbst gegebene Antwort endet mit dem Fazit: „einen vortrefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fordern“ (ebd., S. 17). Die darauf folgende Nutzenanwendung klingt etwas paradox: „Aber auch der deutschen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographische Lage sie eng zusammen hält, indem ihre politische sie zerstückelt. Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland klassische Werke vorbereiten könnten“ (ebd.). Dass Goethe revolutionäre Veränderungen aller Art grundsätzlich ablehnte, ist bekannt. Es wäre jedoch weniger missverständlich gewesen, hier statt von „klassischen“ Werken (die ja schon entstanden oder im Entstehen begriffen waren) von „nationalen“, für die ganze Staatsnation und ihre Nationalgeschichte repräsentativen Werken zu sprechen. Jedenfalls wird der zentrale Begriff „klassischer Nationalautor“ in diesem Aufsatz unverkennbar nach dem Paradigma der englischen und der französischen Literaturgeschichte verwendet.

„*Deutsche Größe*“ geben Einblick in seine spekulativen Gedankengänge zu diesem Thema. Schiller nimmt eine radikale Trennung zwischen der politischen Verfassung und dem kulturell-sittlichen Zustand der Deutschen vor: „Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt seiner Fürsten. Abgesondert von dem Politischen, hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. – Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist. Dieses Reich blüht in Deutschland, es ist in vollem Wachsen, und mitten unter den gotischen Ruinen einer alten barbarischen Verfassung bildet sich das Lebendige aus.“ Die Argumentation steigert sich zur prophetischen Rede: Der Deutsche „ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, zu bewahren was die Zeit bringt. Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt. Alles was Schätzbare bei andern Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er aufbewahrt“ (Schiller 1992, S. 735f., 738).

Der Weltgeist soll also Deutschland mit einer kosmopolitischen Kulturmission betraut haben, so dass diese besondere Nation als Depositär der kulturellen Schätze aller Völker und Zeiten paradoxerweise nicht mehr eine begrenzte nationale Entität darstelle, sondern Statthalter der weltumspannenden Humanitätsidee sei. Solche überschwänglichen Phantasien waren sicherlich arglos gemeint und hatten keine Hintergedanken hinsichtlich einer politisch-militärischen Hegemonie, sind aber nicht gegen Missbrauch gefeit. Außerdem könnte die (an sich schon unsinnige) Formulierung „Unsre Sprache wird die Welt beherrschen“ als Einfallstor für krude nationalistische Propaganda genutzt werden. Tatsächlich kamen schon wenige Jahre nach Schillers Tod (1805) im Rahmen der ideologischen Aufrüstung gegen die napoleonische Fremdherrschaft deutschnationale Großmachtbestrebungen auf, die von einer deutschen Kulturnation bzw. Kulturmission nur noch redeten, um den Wunsch nach Errichtung eines neuen, einheitlichen Kaiserreichs als Staatsnation mit Frontstellung gegen Frankreich und England entweder zu verschleiern oder aususchmücken.

Zwei aufeinander folgende und sich ergänzende Epigramme aus den von *Goethe* und *Schiller* gemeinsam verfassten „*Xenien*“ (1797) bringen die Auffassung der Weimarer Klassik (im engeren Sinne) über die nationale Frage in konzentrierter Form zum Ausdruck:

„Das deutsche Reich

Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,  
 Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Deutscher Nationalcharakter

Zur *Nation* euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens.

Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus“ (Goethe 1988, S. 787).

Das erste Epigramm macht klar, dass ein untotes Wesen mit Namen „das deutsche Reich“ zwar noch als politisches Gespenst existiert, aber in keiner Weise mehr befragt werden darf, was unter „Deutschland“ zu verstehen wäre. Die beiden Begriffe schließen sich aus. „Deutschland“ verweist auf die deutsche Nation, die aber in ihrer Gesamtheit keinen politischen Status besitzt. Positiv konnotiert erscheint die nationale Identität nur, insoweit das „gelehrte“ Deutschland, also der Hort von Bildung und Kultur ins Auge gefasst wird. – Der im zweiten Epigramm kursiv gesetzte Begriff „Nation“ ist für den gegebenen Kontext eindeutig als Staatsnation aufzufassen. Doch die weitere Bedeutung ist damit nicht ausgeschlossen, denn andernfalls könnte den Deutschen nicht ein spezifischer „Nationalcharakter“ zugeschrieben werden. Dieser ist und bleibt unpolitisch, zeichnet sich aber ersatzweise durch humanitäre und weltbürgerliche Eigenschaften aus. Freies Menschentum wird nicht von einer freiheitlichen Staatsverfassung, sondern von individuellen Bildungsanstrengungen erwartet. Die zum Wortfeld der „(Aus-)Bildung“ gehörigen Verbformen spielen zusätzlich auf das neuhumanistische Bildungsprogramm an. Es geht darum (wie Schiller in den zitierten Notizen sagt), „am ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten“. Das unscheinbare Wörtchen „dafür“ verrät den kompensatorischen Charakter der ganzen gedanklichen Konstruktion.

Die behaupteten Vorzüge einer kulturpolitischen Konkurrenz zwischen den Höfen waren keine bloße Einbildung. Ihre machtpolitische Nullität konnten die Fürsten „im Duodezformat“ nur durch ein vielfältiges Mäzenatentum einigermaßen auszugleichen hoffen. Der Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach profilierte sich daher konsequent als Kulturförderer. Mit der Einladung Wielands durch die Herzoginwitwe Anna Amalia (1772) und Goethes durch ihren Sohn Carl August (1775), mit der Berufung Herders auf Betreiben Goethes (1776) und der Niederlassung Schillers (1787) waren die Grundlagen für den Aufstieg Weimars zu einer deutschen Kulturhauptstadt geschaffen, welcher andere Residenzen nacheifern mochten. In einem autobiographischen, seine Stellung zu den Machthabern reflektierenden Gedicht hat Goethe den selbst gewählten Landesherrn als seinen Gönner gepriesen. Der Anfang lautet: „Klein

ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine; / Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.“ Abschließend heißt es dann: „Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König / Um mich bekümmert, und *er* war mir August und Mäcen“ (Goethe 1990, S. 132, frühere Fassung S. 93; – das Gedicht wurde den „Venezianischen Epigrammen“ (1790) zugeordnet). Selbstbewusst parallelisiert Goethe die Weimarer Blütezeit mit der klassischen Epoche der römischen Literatur unter Kaiser Augustus. Freilich besteht eine riesige Diskrepanz zwischen der Herrschergewalt des Octavianus Augustus und derjenigen Carl Augusts; doch die Rolle des kaiserlichen Kulturberaters und Dichterfreundes Maecenas, der die besten Künstler mit irdischen Gütern belohnte, konnte der „schmale“ Herzog durchaus übernehmen. In dem genannten Gedicht stilisiert sich Goethe ein wenig als weltfremden Poeten: „Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.“ Aber im Unterschied zu einem Nur-Poeten wie etwa Horaz war Goethe auch in der Lebenspraxis zu Hause und bekleidete viele öffentliche Ämter. Auffällig ist nun, dass der Geheimrat, der in seinem ersten Jahrzehnt in Weimar dem Regierungskabinet („Geheimes Consilium“) und mehreren zentralen Behörden (Bergbau-, Wegebau-Kommission, u. a.) angehört hatte – wobei sein Reformeifer durch die Trägheitskraft der ständischen Strukturen und der absolutistischen Bürokratie nicht selten frustriert worden war – nach seiner Rückkehr aus Italien sich ganz auf kulturpolitische Angelegenheiten konzentrierte und mit der Oberaufsicht über die „unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst“ im ganzen Herzogtum betraut wurde. Für die Universität Jena war er die graue Eminenz und nahm Einfluss auf die Personalpolitik, konnte allerdings nicht offiziell als Kurator (oder ähnliches) fungieren, denn die Stadt Jena gehörte zwar zu Sachsen-Weimar, aber die Universität (die „Salana“) war ein Gemeinschaftsunternehmen von vier ernestinischen Herzogtümern.<sup>189</sup> Zeitgleich mit der Herausbildung der Weimarer Klassik entwickelte sich Jena zur Hochburg der neuen idealistischen Philosophie: als junge außerplanmäßige Professoren wurden der Reihe nach Karl Leonhard Reinhold, der Verkünder des Kantianismus (ein Schwiegersohn Wielands), Johann Gottlieb Fichte, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und Georg Wilhelm Friedrich Hegel berufen. Nur am Rande sei erwähnt, dass sich ein Freundeskreis der Frühromantik kurz vor der Jahrhundertwende in Jena zusammenfand. Goethe unterhielt Beziehungen zu vielen akademischen Lehrern

---

<sup>189</sup> Neben Sachsen-Weimar-Eisenach die noch kleineren Herzogtümer Sachsen-Gotha-Altenburg, Sachsen-Coburg-Saalfeld und Sachsen-Meiningen. In den Grenzen des späteren Landes Thüringen gab es noch erheblich mehr Zwergstaaten, zudem mit zersplitterten und weit verstreuten Territorien.

und Forschern, besonders aus dem naturwissenschaftlichen Bereich. In einem Dankschreiben an den Senat der Universität findet er die bildhafte Formulierung, dass man „Jena und Weimar wie zwei Enden einer großen Stadt“ betrachten solle, „welche im schönsten Sinne geistig vereint, eins ohne das andere nicht bestehen könnten“ (Goethe 1907, S. 154). Materiell betrachtet gab es lediglich zwei benachbarte Städtchen, aber in geistiger Hinsicht expandierten sie zu einer Metropole. – Goethe machte nicht nur Kulturpolitik, er schuf auch Kulturereignisse. Das 1791 gegründete Theater mit festem Standort in Weimar und festem Ensemble nannte sich „Hoftheater“ – nicht „Nationaltheater“, wie etwa das Schauspielhaus in der kurpfälzischen Residenz Mannheim –, doch es stand einem (zahlenden) bürgerlichen Publikum offen und hatte selbstverständlich den Anspruch, zur Nationalerziehung und Menschenbildung beizutragen. 26 Jahre lang war Goethe der Theaterleiter, nicht bloß als Intendant, sondern ganz praktisch als Regisseur und Dramaturg.<sup>190</sup>

Der empfindsame, humoristische, metaphernreiche Romanschriftsteller *Jean Paul* hat, obwohl der klassischen Doktrin fernstehend, die schon klassisch gewordenen Kulturstätten seiner Epoche mit bemerkenswerten Ausdrücken gewürdigt. In seiner „Friedenspredigt an Deutschland“ (1808), dort im Kapitel „Vaterlands- oder Deutschlands-Liebe“, schreibt er: „Man kann überall geboren werden, z. B. in Bethlehem, aber nicht überall gepflegt; die Erhaltung eines Genius ist, wie in der Theologie, die zweite Schöpfung; und so hat die ästhetische Wiedergeburtstadt Weimar die Ehre, die Geburtsstadt von vier großen Dichtern zu sein, so wie Jena die Ehre einer Entbindungsanstalt mehrerer Philosophen“ (Jean Paul 1963, S. 887).<sup>191</sup> Im Jahr 1808, auf dem Höhepunkt der Macht Napoleons, auf einem Tiefpunkt der Nationalgeschichte, da Deutschland in politischer Hinsicht weder faktisch noch nominell mehr existierte und zu einem rein geographischen Begriff geschrumpft zu sein schien, konnte sich so etwas wie Vaterlandsliebe bloß noch an die Leistungen der Kulturnation klammern.

Im Jahr 2008 ist die Frage Kulturnation/Staatsnation kein Thema mehr. Die damaligen Diskurse sind obsolet geworden, aber die Sache selbst ist nicht erledigt. In menscheitsgeschichtlicher Perspektive muss der Bildungsauftrag

---

<sup>190</sup> Dem professionellen war ein Liebhabertheater vorhergegangen, das besonders in den Jahren 1775 bis 1783 das Kulturleben Weimars bereicherte und zur Integration des höfischen und des literarischen Milieus beitrug. Es gab mehrere Spielstätten, auch Freilichtaufführungen im Park von Tiefurt. Mit dem Gedicht „Auf Miedings Tod“ hat Goethe dieser anspruchsvollen Laienbühne ein Denkmal gesetzt.

<sup>191</sup> Johann Paul Friedrich Richter (1763 – 1825), der aus Oberfranken stammte und dort auch den größten Teil seines Lebens verbrachte, hatte sich zeitweilig (1798 – 1800) in Weimar niedergelassen, wo er freundschaftlichen Umgang mit Herder pflegte.

ständig erneuert werden. Aktuell haben wir es mit einem anderen Widerspruch zu tun, der eigentlich ohne weiteres zu überwinden wäre: Deutschland als kraftstrotzende Wirtschaftsnation betreibt oder toleriert die Auszehrung seines Bildungswesens (wie eine robuste, korpulente Person, die sich in Begleitung eines magersüchtigen Kindes zur Schau stellt). Ein Richtungswechsel wäre überfällig.

### **Literatur**

Bollenbeck, G. (1996): *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*. Frankfurt am Main

Goethe, J. W. (1907): *Brief vom 7. Dezember 1825*. In: Goethe, J. W.: *Werke*. IV. Abt.: *Goethes Briefe*. Bd. 40. Weimar

Goethe, J. W. (1986): *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Bd. 4.2. München

Goethe, J. W. (1988): *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Bd. 4.1. München

Goethe, J. W. (1990): *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Bd. 3.2. München

Herder, J. G. (1991): *Werke*. Bd. 7. Frankfurt am Main

Jean Paul (1963): *Sämtliche Werke*. Abt. I. Bd. 5. München

Lessing, G. E. (1987): *Werke und Briefe*. Bd. 11.1. Frankfurt am Main

Möser, J. (1978): *Anwalt des Vaterlands. Ausgewählte Werke*. Hg. v. F. Berger. Leipzig/Weimar

Sahmland, I. (1990): *Christoph Martin Wieland und die deutsche Nation. Zwischen Patriotismus, Kosmopolitismus und Griechentum*. Tübingen

Schiller, F. (1992): *Werke und Briefe*. Bd. 1: *Gedichte*. Frankfurt am Main

Vierhaus, R. (1980): „Patriotismus“ – Begriff und Realität einer moralisch-politischen Haltung. In: Vierhaus, R. (Hg.): *Deutsche patriotische und gemeinnützige Gesellschaften*. München, S. 9-29 (Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 8)

Wieland, Chr. M. (1930): *Gesammelte Schriften*. Abt. 1: *Werke*. Bd. 15. Berlin

*Unveröffentlicht ist folgender Aufsatz von Jürgen Schramke über Theodor Fontane geblieben:*

## **7. Das Unheil aus der Vorgeschichte – Über komplexe Handlungsmuster in Fontanes Erzählwerk**

### Gliederung

- I. Vorüberlegungen: wiederkehrende Muster
- II. Schicksal – Prädestination – die Verhältnisse
- III. Ein Komplex von Handlungsmustern
  - 1) Abgrenzungen und Verknüpfungen
    - a) Generationenschema
    - b) Vorgeschichte
    - c) Wiederholungszwang
  - 2) Wiederholungseffekte - Verdoppelungen
  - 3) „Vor dem Sturm“: Ladalinskis Verhängnis
  - 4.1) Motiv: ein Mann zwischen Mutter und Tochter
  - 4.2) „Effi Briest“: die Umstände ihrer Verheiratung
  - 5) „Frau Jenny Treibel“: intrigante Heiratspolitik
  - 6) „Cécile“: eine Frau mit Vergangenheit
  - 7) „Graf Petöfy“: ein Rahmungseffekt
  - 8) „Irrungen Wirungen“: die Last des Herkommens

## I. VORÜBERLEGUNGEN: WIEDERKEHRENDE MUSTER

Nicht wenige Interpreten haben „die Wiederholung als Strukturform Fontaneschen Erzählens“ gekennzeichnet und „die Wiederkehr vorgeprägter Muster in wechselnden Situationen“ als charakteristisch für sein erzählerisches Gesamtwerk empfunden. Hubert Ohl, von dem diese Formulierungen stammen, hat insbesondere „immer wiederkehrende Figurenkonstellationen“ und, etwas umfassender, die „*Wiederkehr von Erzählmustern*“ festgestellt. [1] Dieser Befund ist sicherlich nicht einmalig. Für Wilhelm Raabe [2], den Kollegen Fontanes, oder für Thomas Mann, seinen nachgeborenen Lobredner, lassen sich vergleichbare typische Muster aufzeigen. Schwieriger ist die Frage, auf welcher Abstraktionsebene derartige Strukturmodelle untersucht werden sollten. Daß ein gleiches *Thema*, z. B. Ehebruch seitens der Frau (mitsamt dem stofflichen, lebensweltlichen Substrat aus der zeitgenössischen Skandalchronik) in zwei verschiedenen Romanen („*L’Adultera*“, „*Effi Briest*“) vergleichbare Züge mit sich bringt, dürfte bereits der durchschnittliche Leser registriert haben; eine umständliche Erörterung solcher Gemeinsamkeiten wäre eher trivial. Dagegen bietet ein *Motiv* schärfer umrissene Züge, ein charakteristisches Profil. Man hat das ‚Motiv‘ als ein „inhaltsbezogenes Schema“ definiert, das jedoch im Hinblick auf Raum, Zeit und Personen abstrakt bleibt und im Vergleich zum ‚Stoff‘ konzentrierter ist. [3] Als Motiv betrachte ich in erster Linie eine bedeutsame Situation, die eine bestimmte Konstellation weniger Figuren einschließt und auf ein bestimmtes Tun, Verhalten oder Erleiden hinausläuft. Das Motiv kann eher kleinteilig und zeitlich begrenzt sein (wie z. B. ein Duell) oder ein Geschehen über längere Strecken dominieren (wie z. B. die Rivalität zwischen Ehemann und Galan). Aber ist ein Duell ohne weitere Merkmale schon ein Motiv? Jedenfalls weisen die Duelle bei Fontane einige Besonderheiten auf, die sie als Varianten eines Musters kenntlich machen. Der von Innstetten ausgefochtene Zweikampf findet seine Parallele in „*Cécile*“, wo der Oberst a. D. von St. Arnaud dem geduldeten Laster des Duellierens gleich doppelt frönt. [4] In allen drei Fällen ist es der in seiner Ehre und seinem Besitzanspruch als legitimer Ehemann gekränkte Junker, der von seinem ebenbürtigen Beleidiger Satisfaktion fordert und diesen im ritualisierten Pistolenkampf ohne Reue tötet. Für wiederkehrende, der jeweiligen Handlung insgesamt zugrunde liegende *Figurenkonstellationen* bieten sich zahlreiche Beispiele an oder drängen sich geradezu auf. Ich erwähne nur die sehr weitgehenden Übereinstimmungen zwischen den Romanen „*Irrungen Wirungen*“ und „*Stine*“. Die Konstellation

der Hauptpersonen ist fast identisch: Im Mittelpunkt steht jeweils ein junges Paar, das eine aufrichtige, aber unstandesgemäße Liebesbeziehung pflegt. Nun war ein zeitweiliges Verhältnis zwischen dem sozialen Typus der jungen, selbständigen, arbeitenden Frau (Putzmacherin, Grisette; - „Schneidermamsell“ [5], „Weißzeugdame“ [6]) und dem sozialen Typus des jungen, landadligen Leutnants keineswegs ungewöhnlich. Doch in beiden Romanen führt eine solche Beziehung zu ernststen bis tragischen Problemen und Konflikten, weil die gegenseitige Liebe echt und tief ist, also nach Dauer strebt, weil die Möglichkeit einer Mesalliance ins Auge gefaßt wird. In beiden Werken verteidigt jeweils ein Onkel des jungen Offiziers den Anspruch der herkömmlichen Konvenienzehe, wobei er auf den Diskurs eines bornierten Standesdünkels verzichtet und mehr die materiellen Verpflichtungen bzw. Vorteile einer privilegierten Kaste hervorhebt. In beiden Romanen kommen die integren weiblichen Hauptfiguren unfreiwillig in Berührung mit dem sozialen Typus der ausgehaltenen Mätresse; dadurch wird ihr Feingefühl verletzt, sie wollen mit solchen Frauen nicht verwechselt werden. – Auffallend ähnlich erscheint die jeweilige Konstellation der drei Hauptfiguren im ersten und im letzten Roman Fontanes, „Vor dem Sturm“ (1878) und „Der Stechlin“ (1898). In beiden Fällen ist ein alter Herr die dominante Persönlichkeit (Berndt von Vitzewitz bzw. Dubslav von Stechlin), während der Sohn, obwohl nicht weniger im Mittelpunkt stehend, einen vergleichsweise blässeren Charakter darstellt (Lewin bzw. Woldemar). Hinzu kommt eine exotische junge Frau von großer Ausstrahlung, die am Ende zur Familienangehörigen wird, sei es durch Heirat (Marie Kniehase) oder Verschwägerung (Melusine von Barby).

Der Begriff *Erzählmuster* intendiert nicht die höchste Abstraktionsebene. Jedenfalls sind Kategorien wie *Erzählweise* oder *Erzählhaltung* zur Bezeichnung von sehr allgemeinen formalen Relationen besser geeignet. Auch auf dieser Ebene (*Erzählweise*) lassen sich noch charakteristische Eigenarten im narrativen Habitus Fontanes festhalten. Dabei geht es vorrangig um zwei Phänomene, die sich wechselseitig verstärken: Einerseits werden fast alle Geschehnisse von Gesprächen begleitet, ja vielfach in Gespräche aufgelöst. Andererseits entweicht die Stimme des Erzählers immer mehr in den Hintergrund, zugleich schiebt sich die personale Form der erzählerischen Vermittlung (durch eine oder mehrere Romanfiguren) immer mehr in den Vordergrund. *Erzählmuster* können dagegen inhaltlich bestimmt sein, wenn sie z. B. Situationen aufrufen, die zu den eingeschliffenen Veranstaltungsmustern der Geselligkeit innerhalb der ‚guten Gesellschaft‘ gehören. Kein Fontanescher Gesellschaftsroman ohne Theater-, Opern-, Restaurantbesuche. Keiner ohne Abendgesellschaften bzw. Dinners mit

ihren allgemeinen und partikularen Konversationen. [7] Unvermeidlich erscheinen jedem Fontane-Leser die Ausflüge (übrigens mit recht unterschiedlichen Transportmitteln), meistens in die Umgebung Berlins, [8] gelegentlich vom Hauptquartier einer Sommerfrische aus. [9] Beim Landadel in der Mark Brandenburg werden die Ausflüge zum Teil durch rituelle gegenseitige Besuche mit Kutschfahrten zwischen den Dörfern, Gütern, Schlössern ersetzt.

Ein anderes Beispiel für solche *Erzählmuster* wäre die Häufung von ernsthaften Zwiegesprächen und selbstquälerischen Selbstgesprächen in „Effi Briest“. Hier ist also nicht die Wiederkehr von Roman zu Roman, sondern die insistente Wiederholung innerhalb eines Romans zu beobachten. Die meisten dieser Zwiegespräche, die nichts mit der üblichen Konversation zu tun haben, werden von dem Elternpaar geführt und betreffen die Ehe der Tochter, ihr zweifelhaft werdendes und schließlich zerstörtes Lebensglück. Untergründig erfährt der Leser auch einiges über die Ehe der Briests. Symptomatisch ist, dass immer Frau Luise die Aussprache sucht und ihren Mann oft verbal attackiert.

Gewissenserforschende Selbstgespräche führt mehrfach die Titelgestalt, zeitweise – im Zusammenhang mit der Duellproblematik – auch Innstetten. Ein Erzählmuster im Sinne dieses zweiteiligen Beispiels weist also formale wie thematische Bestimmungen auf, die man unterscheiden kann, aber nicht trennen sollte. Der Form nach sind es Dialoge bzw. Monologe; dem Gehalt nach Kommentare und Analysen zu einem Geschehen, das die redenden Personen nahe angeht, das sie als Unheil empfinden oder erahnen und das trotzdem nicht beeinflussbar oder korrigierbar erscheint. Ein Schicksal und das ohnmächtige Rasonieren darüber.

Als eine Kombination von formalen und thematischen oder motivischen Bestimmungen möchte ich auch die *Handlungsmuster* verstanden wissen, um die es hier vor allem gehen soll. Handlungsmuster betreffen nicht die Erzählweise, sondern das Romangeschehen an sich selbst, wie es als Gesamtergebnis der Lektüre simultan präsent ist, relativ unabhängig vom Nacheinander des Erzählvorgangs, von der Reihenfolge der dargestellten Ereignisse, von der Informationsverteilung und vom Perspektivismus. Auf dieser Ebene stellen die Handlungsmuster dann *Teilhandlungen* dar, in welche eine bestimmte Anzahl von mit handelnden oder passiv beteiligten Charakteren involviert ist. Als Teilhandlung könnte man entweder eine Sequenz oder einen Strang des Romangeschehens abgrenzen. Für solche Handlungsmuster, wie für die Handlungsführung insgesamt, ist letzten Endes nur der Autor selbst

verantwortlich. Ob er als Romancier oder Dramatiker fungiert, ist im Hinblick auf die Kategorie ‚Handlung/Plot‘ unerheblich.

Handlungsmuster erscheinen relativ abstrakt, weil sie unabhängig von den konkreten Handlungsimpulsen der fiktionalen Personen wahrnehmbar sind. Diese Muster stellen aber keine selbstgenügsame Ornamentik dar, sondern widerspiegeln typische Verhaltensweisen und die ihnen zugrunde liegenden oder aus ihnen hervorgehenden gesellschaftlichen Verhältnisse. Sie verdeutlichen das Gewicht der materiellen und institutionellen Gegebenheiten, in deren Kraftfeld die Personen ihre je individuelle Lebensstellung einnehmen. Sie unterstützen den Realismus-Anspruch auf einer mittleren Ebene zwischen dem programmatischen Diskurs und der Schilderung des Partikularen.

Der Begriff Handlungsmuster soll also primär auf *die Handlung als poetologische Kategorie* (plot) bezogen sein. Erst in zweiter Linie kommen konkrete Handlungen oder Verhaltensweisen, die einzelnen Figuren oder Gruppen zurechenbar sind, in Betracht. Auf der Abstraktionsebene, die hier intendiert ist, kann man nicht sagen, dass ein Handlungsmuster von den handelnden Personen hervorgebracht wird; sondern umgekehrt: das vom Autor entworfene Handlungsmuster bringt auch die dazu nötigen Figuren in der erforderlichen Konstellation als Träger eben dieser Handlungssequenz oder dieses Handlungsstrangs auf den Schauplatz.

Nun soll aber eine Bühnenhandlung, die Rollenspiele in Szene setzt, bzw. eine mental vorgestellte Romanhandlung, die von fiktionalen Personen ausgeht, zugleich als *Mimesis von Handlung* fungieren. Es werden Handlungen oder Verhaltensweisen von wirklichen Menschen in ihrer realen Lebenswelt mit erkennbaren Motivationen nachgeahmt. Das Tun, Verhalten und Erleiden menschlicher Individuen ist bekanntlich geprägt von Verhaltensmustern, die sich unter den gegebenen psychischen und sozialen Bedingungen herausgebildet haben. Solche *Verhaltensmuster*, auf Romanfiguren projiziert, können als mimetisches Korrelat zu den abstrakten Handlungsmustern aufgefasst werden. Der Wiederholungszwang z. B. erzeugt Verhaltensmuster, insofern er zur ‚Psychopathologie des Alltagslebens‘ gehört, kann aber auch bestimmten Handlungsmustern zugeordnet werden, insofern Wiederholungen der verschiedensten Art zu den künstlerisch-literarischen Darstellungsmitteln gehören (vgl. unten Kap. III, 2).

Die wiederkehrenden und dabei abgewandelten Muster des Tuns, Verhaltens und Erleidens lassen sich vom Standpunkt der Mimesis, erst recht nach dem realistischen Prinzip, als *Determinierungen* im Sinne einer komplexen Kausalität auffassen. Aber gleichzeitig kann man dieselben als

*Vorherbestimmungen* im Sinne einer schicksalhaften Finalität ausgeben. Der über sein Konstrukt oder Artefakt souverän verfügende Dichter kann sich zum Statthalter des Schicksals aufschwingen. Dabei werden apriorische Gegebenheiten der Seinsweise von Dichtung (Fiktion) gern metaphysisch aufgeladen. Dieser Problemkreis soll im nächsten Kapitel erörtert werden. Abschließend sei noch hingewiesen auf eine besondere Art Handlungsmuster, welches den *plot* zusätzlich und großräumig strukturiert. Auch im Gesamtaufbau, in der Tektonik der Erzählwerke Fontanes lässt sich ein wiederkehrendes Schema beobachten. Mehrere seiner Romane weisen eine markante *Zweiteilung* auf. Es werden zwei deutlich unterschiedene *Handlungsblöcke* einander gegenüber gestellt, die aber ersichtlich aufeinander bezogen bleiben. Das früheste Beispiel ist die Chroniknovelle „Grete Minde“: sie zerfällt in zwei Teile, die man mit den Überschriften ‚das Aschenputteldasein‘ und ‚die maßlose Rache‘ versehen könnte. Getrennt und verbunden werden die beiden Blöcke durch einen suggestiven Zeitsprung (Kapitel 15: „Drei Jahre später“). Der Roman „Quitt“ evoziert mit seinem Titel den Ausgleich von Schuld und Sühne. Dieses Vergeltungsprinzip stützt sich auf zwei Handlungsblöcke, die topographisch bzw. geographisch extrem unterschiedlich lokalisiert sind und zudem sechs Jahre auseinander liegen: das Schuldigwerden (der Wilderer tötet den Förster im Zweikampf) geschieht im Riesengebirge, die Sühne (der freiwillig riskierte Tod zugunsten einer Lebensrettung) vollzieht sich in Nordamerika. Topographisch zweigeteilt, zwischen Thale und Berlin, ist auch der Gesellschaftsroman „Cécile“. Dem räumlichen entspricht ein atmosphärischer Gegensatz zwischen der Sommerfrische im Harz, die zumindest an der Oberfläche harmonisch, ja idyllisch erscheint, und der zunehmenden Verstimmung nach der Rückkehr ins Berliner Gewohnheitsleben. Freilich ist schon der erste Handlungsblock von latenten Spannungen durchzogen, die sich im zweiten dann zum akuten Konflikt steigern und schrille Dissonanzen erzeugen.

In zwei weiteren Gesellschaftsromanen wird eine Dichotomie des Gesamtgeschehens jeweils durch Beziehungsbruch und Partnerwechsel bewirkt. Melanie, die Hauptperson von „L’Adultera“, bricht und beendet ihre Konvenienzehe, durchlebt eine Liebesbeziehung und legitimiert diese durch Liebesheirat. „Irrungen Wirungen“ zeigt eine gleichartige Konstellation, aber in doppelter Hinsicht seitenverkehrt. Hier ist die Hauptperson männlich, Botho von Rienäcker, und seine Geschlechtsbeziehungen durchlaufen die umgekehrte Reihenfolge. Die Liebe zwischen dem Leutnant und der Näherin Lene Nimptsch ist von Beginn an ohne Zukunft (obwohl die Möglichkeit einer Mesalliance

erwogen wird); an ihre Stelle tritt die Konvenienzehe innerhalb des Kleinadels. Die mit dem Partnerwechsel erfolgende Aufspaltung des plot hat auch hier eine temporale Dimension und zudem eine topographische Konsequenz: Es gibt wieder einen Zeitsprung („Drittelhalb Jahre waren seit jener Begegnung vergangen“, so setzt Kapitel 17 ein); und Lene ist nur deshalb umgezogen, weil sie eine Wiederholung der schockartigen Begegnung mit ihrem ehemaligen Liebhaber vermeiden will. Auch sie fügt sich am Ende resignierend in eine Versorgungsehe. – Eine Sonderstellung in dieser Reihe kommt dem späten Roman „Die Poggenpuhls“ zu, einem gewissermaßen minimalistischen Werk mit sehr geringer Handlungsdynamik; es ist eigentlich nur eine Zustandsschilderung, die kurze Einblicke in die Lebensbedingungen einer verarmten Adelsfamilie gewährt. Auch hier macht sich so etwas wie eine Teilung geltend, indem zwei skizzenhafte Tableaus zwanglos nebeneinander gestellt werden. Die beiden Episoden (ein Geburtstag, ein Todesfall) bilden getrennte Zeitabschnitte, aber keine kompakten Zeitblöcke: die Ereignisse sind an sich undramatisch, der Abstand beträgt nur Monate und wird zudem durch Briefwechsel mit den abwesenden Familienmitgliedern narrativ überbrückt. Diese Art von Zweiteilung bewirkt keine Kontrastierung. Der Gesamtaufbau des Romans ähnelt einem zweiflügeligen Gemälde.

## II. SCHICKSAL - PRÄDESTINATION - DIE VERHÄLTNISSE

Die Rede vom Schicksal pflegt mit allerlei Mystifikationen einherzugehen. Nun hat Fontane selbst immer mal wieder das Schicksal, insbesondere die Prädestination ins Spiel gebracht. Die Interpreten seiner Romanwelt müssen sich also mit dieser Problematik auseinandersetzen. Aber nicht selten wirken ihre Ansätze unkritisch und ihre Ergebnisse unklar. In der Regel wird zwischen ontologischen oder gar metaphysischen Bestimmungen und poetologischen Gegebenheiten nicht deutlich unterschieden. ‚Schicksalsvorausdeutungen‘, wie sie etwa „Effi Briest“ in dichter Vernetzung aufweist, verlangen keineswegs die Annahme eines Fatums, das machtvoll im Verborgenen waltet und sich zugleich immer wieder punktuell offenbart. Es genügt, sich die teleologische Struktur fiktionaler Welten und Lebensläufe zu vergegenwärtigen. In der Natur, in der wirklichen Welt gibt es kein Telos. Auch im menschlichen Leben kommt Finalität nur insofern zur Geltung, als die Individuen Absichten haben, Pläne schmieden, Projekte machen und langfristige Lebensentwürfe verfolgen. Jedoch

beziehen die empirischen Lebensläufe ihren Sinn und Zusammenhang nicht vom Ende her; am Ende, d.h. mit dem Tod sind sie lediglich abgeschlossen und dadurch überschaubar. Sobald der Lebenslauf eines herausragenden Individuums literarisch bearbeitet wird, sei es als Biographie oder Autobiographie, muss man sich allerdings auf subtile teleologische Deutungen gefasst machen, die sich meist verleugnen, zumal die Gattung als solche nicht explizit den Gesetzen der Fiktion unterstellt ist. In der (Auto-)Biographie wird die Lebensleistung der darzustellenden Persönlichkeit vom Resultat her, also von hinten rekonstruiert. (Damit ist aber keine Sinngebung vom Lebensende her gemeint; zumal der Autobiograph seinem Tod noch nicht begegnet sein kann.) Vollends im Roman werden die Geschehnisse und die Schicksale der Figuren gemäß den Intentionen des souveränen Autors nach einer Zielvorgabe aufgebaut und heimlich von hinten her motiviert, um diesen Mikrokosmos sinnvoll abzurunden. Ein etwas längerer Gedankengang (von Heinz Schlaffer) sei zur Vertiefung hier angeführt: „Nachdem der Rationalismus die wunderbaren Eingriffe der Götter in die Menschenwelt, von denen das Epos berichtet, für widersinnig erklärt oder in unsinnliche Allegorien verflüchtigt hat, treten im Roman keine Götter mehr auf, doch stehen hinter seinen Begebenheiten Ratschlüsse des Autors, die den göttlichen gleichkommen. (...) Da er für seine Geschichte die Momente eines möglichen Geschehens so ausgewählt hat, dass sie einen bedeutungsvollen Zusammenhang ergeben, wird der Leser seinerseits während der Lektüre auf Spuren achten, die ihm den Fortgang und Ausgang des Geschehens verraten. Er sucht als Omina des Schicksals zu deuten, was der Autor bewusst konstruiert hat, und gerät dadurch ebenfalls in eine divinatorische Denkweise. ‚Schicksal‘ heißt, dass das Resultat eines Lebens vorherbestimmt ist (was nur in der Dichtung der Fall sein kann), und dass jede Situation von diesem Resultat her ihren Sinn erhält. Die schicksalhafte ‚Motivation von hinten‘ ist durch eine realistische, Kausalität vorspiegelnde ‚Motivation von vorne‘ verkleidet. Deshalb hat Lugowski diese Erzählstruktur ein ‚mythisches Analogon‘ genannt.“ [10] Den von Lugowski übernommenen Begriff „Motivation von hinten“ hat Heinz Schlaffer poetologisch verallgemeinert. Bei Untersuchung der Romane Jörg Wickrams stellte Lugowski fest, dass die Motivierung dort ganz überwiegend von hinten erfolgt, weithin unter Verzicht auf „vorbereitende Motivierung“, d.h. in erster Linie psychologische Motivation, wie sie in Romanen mit Realismus-Anspruch üblich ist. [11] Dagegen unterstellt Schlaffer die beiden Motivationsarten als nebeneinander herlaufend, wobei die kausale Abfolge den Vordergrund einnimmt, während die teleologische Verknüpfung im Hintergrund bleibt und sich nur durch Andeutungen zu

erkennen gibt, - ein Modell, das auf Fontanes erzählende Werke in hohem Maße zutrifft.

Ein Autor ist in seinem Reich allerdings nur nominell, nicht faktisch vollkommen souverän (geschweige denn allmächtig), - ganz ähnlich wie ein Fürst oder König im Zeitalter des Absolutismus. Die Annahme, dass ein Autor in seinem artifiziell verkleinerten Universum gottgleich schalten und walten könne, würde zunächst voraussetzen, dass derselbe ausschließlich seinen Kunstverstand einbringt. Kreative Potenzen, die sich aus tieferen psychischen Schichten speisen, werden dabei nicht berücksichtigt. Der wohlbekannteste Umstand, dass Fontane – wie andere Künstler – im Schaffensprozeß seine *Obsessionen* verarbeitet, umformt oder zu bändigen versucht, dürfte seine souveräne Entscheidungsbefugnis spürbar einschränken und erst recht ein „heiteres Darüberstehen“ [12] schwierig machen. Das wichtigste Exempel ist zweifellos die romantisch-mythologische Gestalt der *Melusine*, an deren Eigenschaften viele verführerische Frauenfiguren in Fontanes Erzählwerk teilhaben. [13] Inzwischen hat die Gender-Forschung gezeigt, dass dieses Elementarwesen nicht nur ein Erbe der Romantik ist, sondern die spezifisch Fontanesche Verkörperung der im 19. Jahrhundert virulenten männlichen Zwangsvorstellung von den Frauen als ‚Naturwesen‘. [14] Auch der *Wiederholungszwang*, den ich im vorliegenden Beitrag als ein rekurrentes Verhaltens- oder Handlungsmuster aufzeigen möchte, hat obsessive Züge (die man sowohl dem Autor als den darin verwickelten Romanfiguren zuschreiben könnte). Fontane besitzt eine Vorstellung davon, dass so etwas wie das Unterbewusstsein als Inspirationsquelle fungiert. Die folgende, zu Recht viel zitierte Äußerung im Brief an seine Frau (14. Mai 1884) beweist es: „Meine ganze Produktion ist Psychographie und Kritik, Dunkelschöpfung im Lichte zurechtgerückt.“ [15] Psychographie meint offenbar die erste, protokollartige Niederschrift dessen, was eine kreative Einbildungskraft aus der Tiefe spontan hervorgebracht hat; dieses Rohmaterial soll dann kritisch beleuchtet und planvoll bearbeitet werden. - Weiterhin findet sich die souveräne Verfügungsgewalt des Schöpfers dadurch eingeschränkt, dass das fertige und der Öffentlichkeit übereignete Werk im Rezeptionsprozess ein Eigenleben zu führen beginnt, welches der Kontrolle durch den Autor entzogen ist. So ergeht es auch dem Urheber von „Effi Briest“: Er wundert sich, dass alle Leserinnen und Leser so intensiv mit Effi sympathisieren, und umgekehrt missbilligt er, dass einige Leute Innstetten ohne Nuancen als „alten Ekel“ abtun. [16] Diese Entstehungs- und Wirkungsbedingungen zugrunde legend, könnte man die Existenzweise des literarischen Werks folgendermaßen umreißen: Das Werk

besitzt eine relative Selbständigkeit und entfaltet sich zu einem Mikrokosmos sui generis, der einerseits von der realen Welt deutlich abgegrenzt ist und andererseits ein verkleinertes Modell von Welt bietet. Die Vorstellung von einem *Mikrokosmos* eröffnet die Möglichkeit unterschiedlicher metaphorischer Ausdeutungen. Zunächst kann die Spiegelmetaphorik hier anknüpfen. Wenn man nach alter Tradition den Menschen als Mikrokosmos dem Universum als Makrokosmos gegenüberstellt, so fungiert das menschliche Bewusstsein mit seiner Fähigkeit zur Reflexion (und davon abgeleitet zur Schaffung von Artefakten) als ein Organ, das die Natur bzw. das Weltall in geraffter Form und individueller Perspektive widerspiegelt. Ein ähnliches Analogiedenken kann aber auch auf modernere Vorstellungsweisen angewendet werden. Jeder lebende Organismus kann als ein Mikrokosmos gelten, insofern er ein geschlossenes selbstreferentielles System bildet und dennoch ständige Austauschbeziehungen mit seiner Umwelt unterhält, auf den Stoffwechsel angewiesen ist und dennoch (vielmehr gerade deswegen) seine Grenzen bewahren muss. Entsprechend wäre das Verhältnis zwischen dem Werk und den umfassenderen Wirklichkeiten zu bestimmen. Eine solche Korrelation hat Michail Bachtin ansatzweise hergestellt. [17] Was die Geschlossenheit für den Organismus, ist die Kohärenz für das Werk. In dieser Hinsicht mag z. B. der Schicksalsdiskurs in seiner subtilen Vernetzung zur Herstellung oder Steigerung von Kohärenz beitragen. Karl Eibl spricht sogar von „Überkohärenz“ als Existenzbedingung poetischer und fiktionaler Texte. Insofern die uneigentliche Rede den „angestammten Referenzraum“ der Wörter verlässt und nicht mehr „rückstandslos ins Eigentliche“ übersetzbar ist, schaffen ihre freigewordenen Bedeutungen so etwas wie eine „Nichtwelt“. Ermöglicht wird dies eben durch eine Überkohärenz, welche „die Texte zu transportablen, von der Situation ablösbaren ‚Dingen‘ mit eigener Integrität“ macht. [17 a]

Wir dürfen davon ausgehen, dass Fontane selber die prädestinativen Züge seiner Werke nicht nur als Begleiterscheinung des auf Inspiration und Kalkulation beruhenden Schaffensprozesses verstanden wissen wollte und seine vorausdeutende, divinatorische Darbietungsweise nicht bloß auf poetologisch selbstreferentielle Strukturen zurückgeführt hätte. Für ihn manifestieren sich im ‚Schicksal‘ numinose Kräfte, rational nicht erfassbar, aber wirkend. Schon sein Balladenschaffen dürfte ihn vertraut gemacht haben mit der als Gattungsmerkmal postulierten Teilhabe am Numinosen. Die fiktionale Darstellung schicksalhaft vorherbestimmter Ereignisse oder Zusammenhänge, so diskret sie auch ausgeführt sein mag, soll demnach ontologische Bestimmungen abbilden.

Anlässlich einer Aufführung (1873) des „König Ödipus“ von Sophokles preist Fontane die echte „*Schicksalstragödie*“ und bekennt sich als prädestinationsgläubig. Für seine Empfindung sei es evident, „dass die große, die echte, die eigentliche Schicksals-Tragödie unsere Schuld-Tragödie an erschütternder Gewalt überragt.“ Das „*Verhängnis*“, das unbegreifliche, aber „unerbittliche Gesetz, das von Uranfang an unsre Schicksale vorgezeichnet hat“, kümmert sich nicht um unsere kleinbürgerlichen Anschauungen von Sittlichkeit, indem es „dies Zug- und Klippklappspiel von Schuld und Sühne“ einfach beiseite schiebt. Abgeschlossen wird der längere Passus durch folgende Aussage: „All dies ist nicht heidnisch und am wenigsten ‚modern überwunden‘; - es war der große Gedanke Calvins, die *Prädestination* als einen Fundamentalsatz mit in das christliche Bekenntnis hinüberzunehmen.“ [18] Was haben das ‚Verhängnis‘ und die ‚Prädestination‘ gemeinsam? Sehr wenig! Allenfalls die Unbegreiflichkeit verbindet jene antike Schicksalsvorstellung mit der calvinistischen Vorherbestimmungslehre. Das als göttlich oder sogar übergöttlich gedachte ‚Verhängnis‘ der Antike (lat. *fatum*, gr. *heimarmene*) betrifft die Menschen als leibliche Wesen in ihrem irdischen Leben, nicht als Schattenwesen. Dagegen interessiert sich das christliche Dogma eigentlich nur für die Schicksale der unsterblichen Seelen im Jenseits; das Treiben der Menschen im Diesseits kommt nur soweit in Betracht, als ihr Seelenheil irgendwie damit zusammenhängt. Nun hat gerade die protestantische Doktrin (aller Konfessionen) die früher gewohnte, einfache und berechenbare Korrelation von irdischem Lebenswandel und jenseitiger Bestimmung gekappt: Erwähltheit bzw. Nichterwähltheit hängt ausschließlich von der unerforschlichen, völlig souverän (willkürlich?) verfahrenen göttlichen Gnade ab. Insofern könnte man allerdings sagen, dass mit der Reformation ebenfalls ein Schuld-und-Sühne-Modell, nämlich das katholische System der Belohnungen und Strafen außer Kraft gesetzt worden ist. Folglich erlaubt die verschärfte Trennung von Diesseits und Jenseits keine sicheren Rückschlüsse mehr vom irdischen Dasein auf die himmlische Bestimmung. Eine streng sittliche Lebensweise darf lediglich noch als Hoffnung, Symptom und bedingtes Indiz der Erwählung zum ewigen Leben beansprucht werden. Prädestination ist (nach der Formulierung von Max Weber) „die Determination des religiösen Jenseitsschicksals des Einzelnen“. [19] Die calvinistische Prädestinationslehre verheißt also zunächst die Alternative Gnadenwahl oder ewige Verdammnis. [20] Darüber hinaus erscheint sie „als *Vorsehung*, d.h. als eine zwar vom Menschen aus gesehen irrationale, dagegen von Gott aus gesehen rationale Ordnung“, als ein planvolles „Weltregiment“, - im Gegensatz zum vielfach als

blind vorgestellten antiken *Verhängnis*. [21] – Dass die einfache Korrelation zwischen den irdischen und den himmlischen Dingen gekappt worden ist, schließt aber keineswegs eine strukturelle Homologie zwischen den beiden Ebenen, d.h. den Nachweis einer Analogie der Funktionen aus. Von einem religions- oder ideologiekritischen Standpunkt kann man die religiöse Sphäre als illusionären Widerschein realer Verhältnisse im Diesseits auffassen und z. B. (dem Prinzip des historischen Materialismus folgend) das bestimmte Dogma auf konkrete sozioökonomische Lebensbedingungen zurückführen. [22] Aus solcher Perspektive erscheinen dann freilich alle metaphysischen Vorstellungen vom ‚Schicksal‘ gegenstandslos.

Philosophische oder theologische Fragestellungen waren Fontanes Sache nicht. Der Hang zu einer vage fatalistischen Lebensauffassung war wohl ein Bestandteil seines Temperaments. Vermutlich hat die Bewußtmachung der ihm innewohnenden seelischen Zwänge seinen Fatalismus begünstigt. Die Berufung auf Calvin mag zugleich als gewollte Rückbindung an das hugenottische Familienerbe verstanden werden. Das ändert aber nichts an der weltanschaulichen Inkonsistenz jener als Credo verkündeten Fundamentalsätze aus der „Ödipus“-Besprechung. Vergleichsweise könnte man Stifters „Abdias“ heranziehen, wo der Erzähler sich zur Einleitung einer ergebnislos bleibenden Grübele mit den Stichworten *Fatum*, *Schicksal*, *Vorsehung* hingibt. So wenig der Gedankengang bei Stifter katholisch ist, so wenig sind die Aussprüche Fontanes calvinistisch. Offensichtlich gibt es für ihn (wie für die meisten Bildungsbürger seiner Zeit) keine erkennbare, definierbare metaphysische Instanz mehr, welcher man eine gütige oder strenge Vorsehung oder Vorherbestimmung zuschreiben könnte.

Fontane hat auch im Rahmen der Fiktion einen recht unscharfen Calvinismus-Begriff verwendet. Zum Porträt des Konrektors Othegraven („Vor dem Sturm“; II, 18) gehört folgende Charakterisierung: „Seinem Bekenntnis, noch mehr seiner Parteistellung nach streng lutherisch, ruhte doch – ihm angeboren und deshalb unveräußerlich – auf dem Grunde seines Herzens ein gut Stück prädestinationsgläubiger Calvinismus.“ [23] Diese schwerblütige Romangestalt wird vom Unglück verfolgt. Zunächst scheitert der junge Geistliche mit einem Heiratsantrag. Bald darauf findet er als Opfer des beginnenden Kampfes gegen Napoleon den Tod: Beim missglückten Handstreich gegen die Garnison von Frankfurt/Oder wird er gefangen genommen und standrechtlich erschossen. Dieser Gestalt mag eine stoische Haltung und ein fatalistischer Glaube gut anstehen, - aber nicht unbedingt dem kritischen Leser. Wenn eine Romanfigur ‚vom Schicksal heimgesucht‘ wird, wenn ihre Unglücksfälle ihr selbst als

vorherbestimmt erscheinen, - etwa aufgrund angeborener oder gar über Generationen hinweg vererbter charakterlicher Dispositionen, die einen gewissen Wiederholungszwang auslösen -, so ist das für den Beobachter wohl nachvollziehbar; es hat aber nichts mit Calvin zu tun. Soweit es sich um verstandesmäßig erfassbare Ereignisse und Verhältnisse handelt, sollte eine Erklärung durch psychische und gesellschaftliche Determinierungen gesucht werden. Soweit angeblich irrationale Kräfte einer höheren Ordnung ins Spiel kommen, sind sie von der Kritik zumindest vorläufig in den Bereich des Aberglaubens zu verweisen.

Auch der erste Gesellschaftsroman Fontanes, „L'Adultera“, thematisiert den Prädestinationsglauben. In Kapitel 2 wird eine Kopie des titelgebenden venezianischen Gemäldes, angeblich von Tintoretto, ausgepackt, was den Eheleuten Melanie und Ezechiel van der Straaten Anlass zu allerlei selbstbezüglichen Kommentaren gibt. Melanie findet, dass die neutestamentliche Ehebrecherin auf dem Bild eigentlich unschuldig wirkt, als ob sie keine Reue empfinde. Die Betrachterin fügt hinzu: „Und alles wie vorherbestimmt.“ Am Ende des Gesprächs bekräftigt sie noch einmal: „Und vorherbestimmt, sagt' ich. Prädestiniert!“ Vermutlich hat Fontane hier eine seiner ‚Finessen‘ ausspielen wollen, indem die aus Genf stammende Hauptfigur den calvinistisch besetzten Begriff der Prädestination einbringt. Parallel dazu redet Ezechiel von seinem „Geschick“ und macht die kryptische Bemerkung: „Denn es ist erblich in unserm Haus ...“. [24] Der Leser bekommt keinerlei zusätzliche Anhaltspunkte für einen Erbflecht, der auf der Sippe des Bankiers lasten könnte. Wozu also taugen solche isolierten Versatzstücke aus dem Diskurs vom unabwendbaren Schicksal? Gewiss, es geht zunächst nur um Figurenrede, die der Erzähler bzw. der Autor nicht auf seine Kappe nehmen muss. Doch diese Vorahnungen sind entbehrlich, auch wenn sie als bloß innerfiktionale Vorausdeutungen dienen sollten; denn mittlerweile ist jedem klar geworden, dass die gemalte Sünderin eine umfassende Präfiguration des künftigen Verhaltens der erzählten Figur darstellt. – Die Romanhandlung ist an sich selbst genügend motiviert und insofern auch determiniert. Wenn man bedenkt, dass die Eheschließung in der Vorgeschichte wie ein vertraglicher Tausch von Jugend und Schönheit gegen Reichtum vonstatten gegangen war, dann konnte es von vornherein keine günstigen Prognosen über die Stabilität dieser Verbindung geben. Die brüchige Grundlage wird weiter unterminiert durch die Unart des besitzergreifenden Eheherrn, seine Reden in Anwesenheit von Gästen mit sexuellen Anzüglichkeiten zu würzen und seine Frau dabei in

Verlegenheit zu bringen. [25] Kurz gesagt: das Resultat ergibt sich nachvollziehbar aus den Prämissen, nicht aus einem Verhängnis.

Noch in dem 1890 veröffentlichten Roman „Quitt“ (Kap.32) entfaltet sich ein fragmentarischer Diskurs über das „Fatum“ bzw. „Schicksal“, wobei diese Rede nicht etwa der Erzählerstimme (was sicher näherliegend wäre), sondern einer dafür ganz unpassenden Figur zugewiesen wird. Im zweiten Teil des Romans hat die Hauptgestalt Lehnert Menz bei Obadja, dem Patriarchen der Mennonitengemeinde Nogat-Ehre (im Indianer-Territorium von Oklahoma) Zuflucht gefunden und wirbt um dessen Tochter Ruth. Bei Obadja lebt auch der nach Neukaledonien deportierte und von dort entflohenen Kommunarde L’Hermite. Die beiden Männer haben jeder eine Bluttat auf dem Gewissen, sind daher objektiv und subjektiv aus der Gesellschaft Ausgestoßene. [26] Aufgrund dieser Gemeinsamkeit könnte man sie als Schicksalsgenossen bezeichnen. Sie haben jedenfalls ähnlich wechselvolle Schicksale (im Plural) durchlebt. Deshalb muss man aber nicht ‚das Schicksal‘ wie eine metaphysische Wesenheit oder allegorische Person bemühen. L’Hermite nun will Lehnert davon überzeugen, dass er keine Chance hat, durch die Heirat mit Ruth wieder ein normales, ehrbares Leben führen zu können. Er formuliert die Maxime: „wenn man erst mal *heraus* ist, kommt man nicht wieder *hinein*.“ Das klingt plausibel, soweit es als ein Erfahrungssatz des gesellschaftlichen Zusammenlebens gelten kann. Aber diese Maxime tritt als ein Gesetz auf, das vom ‚Fatum‘ höchstselbst erlassen wurde. Ausgerechnet dem erklärten Atheisten L’Hermite wird der Glaubenssatz in den Mund, gelegt, dass es zwar keinen Gott gebe, sehr wohl aber ein Fatum: „Und weil es ein Fatum gibt, geht alles seinen Gang, dunkel und rätselvoll, und nur mitunter blitzt ein Licht auf und lässt uns gerade soviel sehen, um dem Ewigen und Rätselhaften, oder wie sonst Ihr’s nennen wollt, seine Launen und Gesetze abzulauschen.“ Nicht genug mit dieser paradoxen Mischung aus Willkür und Notwendigkeit, kommt abschließend auch noch die hinduistische Variante der Vorstellung vom Rad der Fortuna ins Spiel: „Es ist da so was Merkwürdiges in der Weltordnung, und Leute wie wir (...), die nimmt das Schicksal, der große Jaggernaut, unter die Räder seines Wagens und zermalmt sie, wenn sie glücklicher sein wollen, als sie noch dürfen.“ [27] Hier drängt sich der Spruch auf: weniger wäre mehr gewesen.

Fontane scheut sich nicht, als Publizist die Redensart vom ‚unerforschlichen Schicksal‘ zu verwenden. [28] Aber wenn er Betrachtungen über konkrete menschliche Schicksale anstellt, wird der Rückgriff auf numinose Mächte entbehrlich. In brieflichen Erläuterungen zu seinem Roman „Cécile“ beruft er sich auf rein gesellschaftliche Bestimmungsgründe für das tragische Ende der

Titelfigur. Diese Geschichte, schreibt der Autor, sei durchaus moralisch, „denn sie predigt den Satz: ‚sitzt man erst mal drin, gleichviel ob durch eigene Schuld oder unglückliche Konstellation, so kommt man nicht mehr heraus. Es wird nichts vergessen.‘“ [29] Fontanes Eigendeutung, obgleich umgangssprachlich formuliert, erlaubt einige weiterführende Gedanken: 1. Es gibt einen starken, unüberwindlichen Determinismus. 2. Dieser Zwang hat keinerlei naturgesetzliche Grundlagen, er beruht eigentlich nur auf Hirngespinnsten. 3. Trotz seiner Substanzlosigkeit ist das Ensemble von bloßen ‚Meinungen‘ (im Sinne der Ideologiekritik der Aufklärung), Vorurteilen, Konventionen und Verhaltensmustern der ‚guten Gesellschaft‘ wie ein unentrinnbares Spinnennetz. 4. Man könnte hinzufügen, dass Befreiungsversuche meist die gegenteilige Wirkung haben, d.h. die ‚Drinsitzenden‘ noch tiefer in den Sumpf hineinziehen. 5. Die Kategorie der ‚Schuld‘, obwohl sie gern zu apologetischen Zwecken (im religiösen oder moralisierenden Diskurs, manchmal auch in der idealistischen Ästhetik) bemüht wird, ist völlig unerheblich für die Urteile des ‚tyrannischen Gesellschafts-Etwas‘, für seine Vorurteile, die zu Todesurteilen werden können.

Die im realistischen Roman immer wieder geschilderte soziale Determination der Individuen führt dazu, dass sie aus ihrem vorgegebenen Milieu, ihrer Lebensweise oder ihrer besonderen Situation nicht mehr ‚heraus kommen‘, dass sie ‚drin sitzen‘ und feststecken. Noch stärker umgangssprachlich als Fontane selbst und mit elementar realistischer Einstellung bringt eine seiner Romangestalten das zum Ausdruck. Die resolute Witwe Pittelkow (aus „Stine“, die ältere Schwester der Titelfigur) warnt vor der Heiratsabsicht des Grafen Waldemar, - nicht aus Ehrfurcht vor dem blauen Blut, sondern weil ein Adliger und eine Heimarbeiterin aus gar zu ungleichen Kreisen kommen und weil die privilegierte Kaste alles tun wird, um eine solche Mesalliance zu verhindern. „Ich puste was auf die Grafen (...)“, erläutert Pauline Pittelkow ihre plebejische Weltsicht. „Aber (...) ich puste sie doch nicht weg, un den Unterschied auch nicht; sie sind nun mal da, und sind wie sie sind, und sind anders aufgepöppelt wie wir, und können aus ihrer Haut nicht raus. Un wenn einer mal raus will, so leiden es die andern nicht und ruhen nicht eher, als bis er wieder drin steckt.“ [30] Diese Figur weiß durch ihre Lebenserfahrung, dass die gesellschaftlichen Zwänge nötigenfalls mit Druck von außen, seitens der Familienangehörigen und Standesgenossen durchgesetzt, in der Regel aber als verinnerlichte Normen von den Individuen sich selbst auferlegt werden. Der Schöpfer der Figur weiß es natürlich auch, kann sich aber nur schwer von seinem numinosen Begriff der Vorherbestimmung trennen.

Mag sich das Schicksal auch ganz in die Immanenz zurückziehen, so haben mythische Vorstellungen als metaphorische Ausdrücke im Rahmen der Fiktion dennoch ein gewisses, bescheidenes Nachleben. Zum Beispiel treten maskierte oder verfremdete Parzen auf. Gordon, die männliche Hauptfigur aus „Cécile“, erlangt durch einen Brief seiner Schwester endlich alle wesentlichen Informationen über die Vorgeschichte der rätselhaften Frau. Seine neuen Erkenntnisse bewirken eine radikale Verhaltensänderung und provozieren in letzter Instanz seinen Tod. Die Schwester nun heißt bedeutungsvoll Clothilde; ihre Angehörigen und Freunde benutzen die Kurzform Clotho. (Offenbar hat Fontane die Arbeitsteilung zwischen den drei Parzen nicht berücksichtigt: Klotho ist diejenige, die den Lebensfaden spinnt, nicht abschneidet.) Der metaphorische wird um einen ironischen Wortgebrauch ergänzt, wenn wir von der schwarz gekleideten Verkäuferin einer Friedhofsgärtnerei erfahren, dass sie „etwas ridikul Parzenhaftes hatte“. [31]

Zum Abschluss dieses Kapitels möchte ich vier ältere Beiträge (drei davon aus dem Jahr 1966) betrachten und bewerten, die sich, wie ihre Titel ankündigen, mit der Thematik des Schicksals bzw. der Prädestination bei Fontane auseinandersetzen.

Der Aufsatztitel „*Prädestination und soziale Determination* in Fontanes Romanen“ von Dietrich Sommer [32] scheint zu suggerieren, dass das metaphysische Konzept der Vorherbestimmung sich allmählich in das näher liegende Konzept der Bestimmung durch gesellschaftliche Milieus transformiere; dass jenes durch dieses ergänzt oder ersetzt werde in dem Maße, wie ein programmatischer Realismus in den späteren Gesellschaftsromanen an Terrain gewinnt. Aber dies ist eigentlich gar nicht das Thema: es geht um die frühen Erzählwerke, allein der Erstlingsroman „Vor dem Sturm“ beansprucht die Hälfte des Aufsatzes. Sommer entfaltet die These, dass die Vorstellung von Prädestination sich säkularisiere (und teilweise rationalisiere), indem sie auf die an- und eingeborene Natur des einzelnen Menschen bezogen wird. „Das Wort Natur bezeichnet im Roman die individuelle Eigenart des Menschen, seine physischen und vor allem psychischen Anlagen, die emotionelle und intellektuelle Grunddisposition seines Charakters.“ [33] So kann sich das Vorbestimmte zugleich als das Natürliche erweisen. Das ist bei weitem noch keine soziale Determination, doch ausgeprägte charakterliche Veranlagungen bieten Ansatzpunkte für so etwas wie psychische Determination. Sommers Analyse wirkt einleuchtend, - wenn man die vom Titel her nicht zu vermutende Schwerpunktsetzung akzeptiert. Verwunderlich ist aber, dass er die

„Autonomieerklärung der individuellen Natur“ [34] in diesem historischen Roman (1812-13) nicht mit dem zeitgenössischen Ideal der Persönlichkeit, mit der neuhumanistischen Atmosphäre verknüpft. Wenn „die *vorgeprägte Natur* als ein absoluter, autonomer Wert“ gilt, [35] dann ist an Goethes Konzept der *Entelechie* zu erinnern: „Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“ [36] In dem Aufsatz „Effi Briest – ‚auch wie ein Schicksal‘. Über den *Andeutungsstil* bei Fontane“ [37] entwickelt Dietrich Weber einen Gedankengang, der als repräsentativ gelten kann für jene Richtung, die den realistischen Charakter der Fontaneschen Romanwelt partiell in Frage stellt oder relativiert. Ich referiere kurz: Unser Autor „begnügt sich nicht mit der psychologischen und gesellschaftlichen Motivierung des Geschehens“, sondern operiert zusätzlich „mit irrationalen Motiven, die dem Ganzen einen (...) suggestiven Schicksalscharakter verleihen.“ [38] Dazu gehören „so befremdliche Dinge wie Naturkultus, Naturmagie und das unmittelbare Wirken der Elemente“. [39] Hier kommt wieder die Gestalt der Melusine ins Spiel. Dieses Elementare (im Sinne der heidnischen bzw. romantischen Elementargeister), vor allem Effis Affinität zur Luft, wird „nicht thematisch für den gesamten Ablauf des Romans, sondern ist nur episodisch wirksam als Andeutung eines geheimnisvollen Hintergrundes.“ Wo sich Ausblicke auf solchen Hintergrund eröffnen, zeigt sich „der Bereich des Schicksals“. [40] Fazit: „der Motivzusammenhang weist aus, dass der Autor die Geschichte Effis als Schicksalsgeschehen verstanden wissen will.“ [41] Auf der Ebene der Autorintentionen wird sich diese Feststellung kaum leugnen lassen; darüber herrscht weitgehend Konsens. Zu diskutieren wäre jedoch die Frage, ob der realistisch motivierte durchgehende Handlungsbogen und die bloß gestrichelte Linie der numinosen Momente ohne Störung neben einander herlaufen können, ob nicht die doppelte Motivierung hier und da inkompatible Ergebnisse zeitigt. [42] Abschließend macht der Interpret einen Deutungsvorschlag, der sich auf jenes vom Theaterkritiker Fontane anlässlich des „König Ödipus“ eingeführte und erläuterte Begriffspaar bezieht: „Die beiden Dimensionen des Romans, der rationale Gesellschaftsstoff und der irrationale Andeutungskomplex, verhalten sich nämlich zueinander wie die ‚Schuldtragödie‘ zur ‚Schicksalstragödie‘“. [43]

Teilweise anknüpfend an Dietrich Webers Formulierungen, beschreibt auch Peter Paul Schwarz mit seinem Aufsatz „‚Tragische Analysis‘ und *Schicksalsvorausdeutungen* in Fontanes Roman ‚Effi Briest‘“ [44] den Geschehensverlauf als „Nebeneinander von gesellschaftlicher und schicksalhafter Motivation“. [45] Dabei entsteht mehrfach der Eindruck, als ob die Sphäre des ‚Schicksalhaften‘ im Roman, ähnlich wie die Darstellung der

gesellschaftlichen Verhältnisse, so etwas wie ein außerfiktionales Substrat haben müsse. Der Rückschluß von einer engmaschigen Struktur der Vorausdeutungen auf das Walten einer aparten Schicksalsmacht ist keineswegs stringent. Der ganze „*Vorausdeutungskomplex*“, von dem Schwarz in Anlehnung an Lämmert spricht, [46] ergibt sich ohne weiteres aus den Gestaltungsmöglichkeiten der Narrativik bzw. der Poetik (da ja die dramatischen Gattungen über gleichartige Potenzen verfügen). Wie der Roman insgesamt, sind die Schicksale der Romanfiguren ein Konstrukt des Autors. Der Dichter selbst spielt Schicksal, wenn er es wünscht. Die „Künstlichkeitssphäre“ der Dichtung erzeugt ein „mythisches Analogon“ (Lugowski), in dem die Skepsis der Rezipienten suspendiert wird und daher auch das ‚Fatum‘ wieder auftreten darf. [47] ‚Vorausdeutungen‘ im narratologischen Zusammenhang – offen oder versteckt, einzeln oder vernetzt – finden am Ende immer ihre Bestätigung, weil die erzählte Kleinwelt von vornherein darauf zugeschnitten ist. In der empirischen Lebenswelt hingegen ist die Sache mit den ‚Vorzeichen‘ sehr unsicher, - wie Fontane selbst nach einer schmerzhaften Erfahrung konstatiert hat. [48]

Die meisten Interpretationen zu „*Effi Briest*“ ignorieren und übergehen die gleich zu Anfang lückenhaft und nur andeutungsweise mitgeteilte *Vorgeschichte*, aus deren Perspektive die im Vordergrund vollzogene Verlobung Effis höchst befremdlich, wenn nicht unheilvoll erscheinen müsste. Daher ist es erwähnenswert, dass Schwarz diese *Vorgeschichte* explizit ins Licht rückt. Seine Folgerung lautet: „Effis gesellschaftliche Zukunft erweist sich so als von vornherein festgelegt in der Wiederholung eines gesellschaftlichen Rollenschicksals“. [49] Gemeint ist zunächst die Unterjochung der Frauen durch eine elterlicherseits arrangierte Konvenienzehe. Wobei allerdings die Besonderheit dieser merkwürdigen Antezedentien mit einem Liebhaber zwischen Mutter und Tochter einer näheren Untersuchung bedarf (vgl. unten Kap. III, 4). Außerdem schießt der Verfasser über das Ziel hinaus, wenn er für eine ziemlich schwächliche Episode aus der Vergangenheit gerade die alles verschlingende *Vorgeschichte* des Ödipus-Dramas zum Vergleich heranzieht. Schon das Stichwort ‚tragische Analysis‘ aus dem Titel ist eine Anspielung, verweist auf eine Bemerkung Schillers über Sophokles. In seinem Brief an Goethe vom 2. Oktober 1797 hatte Schiller geschrieben: „Der Ödipus ist gleichsam nur eine tragische Analysis. Alles ist schon da, und es wird nur herausgewickelt.“ [50] Alle Geschehnisse, soweit es sich um die unbewussten Untaten handelt, sind bereits in der *Vorgeschichte* enthalten; die Bühnenhandlung setzt lediglich deren Aufdeckung und Bestrafung in Szene. Daraus hat die neuere Literaturwissenschaft den Formtypus des ‚analytischen

Dramas' abgeleitet. Es gilt das Axiom: „Zum analytischen Drama gehört durchweg eine Vorgeschichte.“ [51] Der Umkehrschluss ist jedoch unzulässig: nicht jede Vorgeschichte (ob in einem Drama oder Roman) erfordert ein streng analytisches Verfahren. – Was ich oben als „ernste Zwiegespräche“ (meistens zwischen den Mitgliedern der Familie Briest) bezeichnet habe, nennt Schwarz „analytische Dialoge“, die „nicht dem Aufbau der Handlung dienen, sondern das Geschehen im voraus oder im nachhinein einer Analyse unterziehen.“ [52] Soweit erscheint es unproblematisch. Wenn aber von den „analytischen Dialogen“ zur „tragischen Analysis“ ein gleitender Übergang hergestellt und schließlich eine Analogie zwischen den beiden Sachverhalten behauptet wird, [53] so liegt hier m. E. eine bloße Äquivokation der Begrifflichkeit vor.

Das Phänomen der doppelten Motivierung hat auch Heinz Schlaffer registriert. Sein Aufsatz „Das *Schicksalsmodell* in Fontanes Romanwerk. Konstanz und Auflösung“ [54] ist dank der breiten Materialbasis, umfassenden Thematik und einheitlichen Perspektive der gehaltvollste dieser Forschungsbeiträge. Schlaffer gliedert Fontanes Erzählwerk in drei Abteilungen, die einander stufenartig folgen, aber zugleich fließende Übergänge aufweisen: 1. Schicksalsnovellen, 2. Gesellschaftsromane, 3. Alterswerk. Allerdings bleibt es unklar, wo die beiden historischen Romane einzuordnen wären. Die (überwiegend frühen) *Schicksalsnovellen* bzw. Kriminalgeschichten [55] funktionieren nach dem Modell von Schuld und Sühne, wie es in dem Romantitel „Quitt“ sehr klar zum Ausdruck kommt. Das Schicksal bestraft ein Individuum, das sich gegen die Ordnung auflehnt und das Gesetz bricht. Hier waltet ein ausgleichendes Fatum; doch ist diese höhere Instanz in keiner Weise identifizierbar. [56] Die *Gesellschaftsromane* (beginnend mit „L'Adultera“), die jene Erzählungen nach und nach ablösen, bleiben ihnen jedoch verwandt, indem sie ebenfalls am Schicksalsmodell partizipieren. So lautet die zentrale These des Aufsatzes. Da dieser Romantyp andererseits dem Realismusprogramm verpflichtet ist, verdoppelt sich bei ihm die Art der Motivierung. „Die Determinierung des Menschen folgt gleicherweise aus dem romantischen Schicksalsgedanken wie aus der realistischen Milieutheorie.“ [57] „Wie die Dinge im Gesellschaftsroman doppeldeutig auf das realistische Milieu und darüber hinaus auf Schicksal verweisen, (...) so janusköpfig erscheint auch die oberste Ordnungsmacht als Gesellschaft und höheres Schicksal. Von jener hat sie den Stoff, von diesem die Struktur.“ [58] „Wechselweise verwirklicht sich der Schicksals- im Kausalzusammenhang und fungieren die Realien als Omina.“ [59] Selbstverständlich befinden sich die konkurrierenden Bestimmungen nicht in Harmonie und Gleichgewicht. Von Fall zu Fall dominiert das archaische oder

das moderne Erklärungsmodell. Der Verfasser illustriert das anhand zweier Beispiele: „In ‚Effi Briest‘ wirkt dieses mythische Modell vom Schicksalsganzen noch über der gesellschaftlichen und psychologischen Kausalität (und muß deshalb zum Zufall Zuflucht nehmen), was diesen Roman in die Nähe der früheren Werke bringt. In ‚Irrungen Wirrungen‘ dagegen ist der Zwang der Verhältnisse so einsichtig, die Objektivität dessen, was kommen muß, so wahrscheinlich, dass die Ahnung der Irrationalität den einzelnen Figuren überlassen ist, deren Prophezeiung mehr über ihren Seelenzustand als über den sowieso klaren Nexus der Dinge aussagt.“ [60] Es gibt also keine kontinuierliche Zurückdrängung der Fatalität zugunsten der Kausalität: „Irrungen Wirrungen“, wo man sich explizit auf die sozialen „Verhältnisse“ beruft, [61] ist sieben Jahre vor „Effi Briest“ erschienen.

In der weiteren Entwicklung dieses Romantyps entstehen zunehmend Divergenzen zwischen dem ‚Fatum‘ und der Gesellschaft; durch die Eigenlogik des realistischen Prinzips wird das ‚Schicksalsmodell‘ allmählich zerrüttet. Die beiden späten Romane „Frau Jenny Treibel“ und „Mathilde Möhring“ haben die geschlossene ständische Welt des Adels – wo lastende Konventionen, Zwänge der ‚guten Gesellschaft‘ weiterhin herrschen, wo das hohle „uns tyrannisierende Gesellschafts-Etwas“ (nach dem bekannten Wort Innstettens [62]) sich die eiserne Maske des Schicksals vorhält – gänzlich verabschiedet und durch besitz- und bildungsbürgerliche bzw. kleinbürgerliche Milieus ersetzt. Indem die beiden Titelfiguren jeweils ihre Angehörigen erfolgreich manipulieren, machen sie selbst Schicksal wie kleinformatige Parzen, führen also implizit die Diskurse vom Schicksal ad absurdum. Das Modell befindet sich in Auflösung; gleichzeitig vollzieht sich der Übergang zum *Alterswerk*, dem „Die Poggenpuhls“ und vor allem „Der Stechlin“ zugerechnet werden. Das Alterswerk orientiert sich an der anti-metaphysischen, genügsamen und leutseligen Maxime „leben und leben lassen“. [63] Schlaffers Grundgedanke hinsichtlich der Wandlungen in Fontanes Erzählwerk besagt, dass die wesentliche Trennungslinie nicht zwischen der ersten und zweiten Abteilung anzusetzen ist (wie es die Forschung bis dahin getan hatte), weil hier noch das Schicksalsmodell aufrechterhalten wird (Stichwort „Konstanz“), sondern zwischen der zweiten und dritten Abteilung. Nachdem sich das obsoletere Schema aufgelöst hat, entfaltet sich im Alterswerk ein neuer Realismus des Faktischen, der die Breite und Vielfalt der Welt in austauschbaren Ausschnitten widerspiegelt.

### III. EIN KOMPLEX VON HANDLUNGSMUSTERN

#### 1) Abgrenzungen und Verknüpfungen

Folgende abstrakte Handlungsmuster (Teilstrukturen des ‚plot‘) lassen sich sowohl unterscheiden als auch kombinieren:

- Das Generationenschema, insofern es die Kontrolle der Alten über die Jungen aufrecht erhält und die Lebensplanung der letzteren kanalisiert.
- Die Vorgeschichte, insofern sie präjudizierende und belastende Nachwirkungen hat; insofern unheilvolle Geschehnisse oder ungelöste Spannungen aus der Vergangenheit in die gegenwärtigen Beziehungen eindringen.
- Der Wiederholungszwang (oder abgeschwächt: Wiederholungsdrang) als eine psychosoziale Disposition, die alten Verhaltensweisen ständig zu reproduzieren und damit die Verhältnisse zu festigen.

Diese Handlungsmuster bilden einen komplexen Verbund mit gleitenden Übergängen, vielen Berührungspunkten und variablen Zuordnungen. Fallweise können sie auch zusätzliche Motive von geringerer Reichweite einbeziehen. Es fällt nicht schwer, diese drei Muster von einer umfassenderen Tiefenstruktur abzuleiten. Zugrunde liegt ihnen die Macht der Tradition, das Beharrungsvermögen gesellschaftlicher Verhältnisse und Mentalitäten; gemeinsam ist ihnen die Determinierung der Gegenwart durch die Bleigewichte der Vergangenheit, die Vorherrschaft des Alten über das Neue .

#### a) *Generationenschema*

Es geht hier nicht um die Abfolge und Verkettung der Generationen schlechthin, als anthropologische Gegebenheit, als Garant der soziokulturellen Identität und Kontinuität der Menschheit. Es geht um das Verhältnis zwischen Vorfahren und Nachkommen, im engeren Sinne zwischen der jeweils älteren und jüngeren Generation. Die Frage lautet, inwieweit die Eltern das Schicksal ihrer Töchter und Söhne determinieren können. In traditionellen Gesellschaften, besonders in den privilegierten Klassen, Ständen oder Kasten derselben, wird alles dafür getan, dass sich der status quo möglichst unverändert konserviert, genauer gesagt, dass die Verhältnisse sich mit nur minimalen Abweichungen reproduzieren. [64] Folglich wird in den Familien als den Keimzellen der Gesellschaft bzw. der Klasse eine langfristige Familienpolitik betrieben, deren

Kernstück die standesgemäße Heiratspolitik bildet. Für die jeweils jüngere Generation im heiratsfähigen Alter ist also die Institution der Ehe von vornherein dem Wesen nach ein Zwangsapparat. Die Eltern arrangieren für ihre mehr oder weniger erwachsenen Kinder eine Ehe nach den Regeln der gesellschaftlichen ‚Konvenienz‘, und die Kinder fügen sich. Rebellion dagegen, auch nur ansatzweise, ist – wenigstens bei Fontane – die große Ausnahme. [65] Denn die Eltern wissen überzeugende Argumente mit wirksamen Druckmitteln zu verbinden. Es geht um die Aufrechterhaltung des materiellen Lebensstandards, im schlimmeren Falle um die finanzielle Sanierung. Es werden Grundlagen für Karrieren und Sozialprestige bereitet. Übrigens betreiben bei Fontane häufig die Mütter Familienpolitik und geben dabei die Zügel nicht aus der Hand. Zwar sind einige der Mütter schon verwitwet, - die Rolle des Vaters wird dann oft von einem Onkel übernommen. Aber besonders resolute Frauen wie Luise von Briest und Jenny Treibel setzen sich auch gegen ihre Ehemänner durch und lassen sich von den Einwänden ihrer jovialen und nachgiebigen (nominellen) Familienoberhäupter nicht beirren.

Das Generationenschema (in diesem spezifischen Sinne) erweist seine Macht, seinen Zwangscharakter exemplarisch an der Hauptperson von ‚Irrungen Wirrungen‘. Botho von Rienäcker lebt deutlich über seine Verhältnisse; doch kann er solche Lebensweise kaum vermeiden, wenn er als junger Leutnant aus dem Landadel in Berlin standesgemäß auftreten will. Um sich und seine Familie vor dem Abstieg zu retten, muss der verarmende Krautjunker die reiche Tochter des Gutsnachbarn heiraten. Nach kurzem Zögern kapituliert Botho vor den dringenden Ermahnungen seiner Mutter und seines Onkels. Der Übergang von seinem Liebesverhältnis mit der Näherin zur Vernunfthehe mit der Kusine scheint sich auf den ersten Blick ganz in der Erzählgegenwart abzuspielen. Bei genauerem Hinschauen zeigt sich jedoch, dass dieser Verbindung eine langfristige Heiratsabsprache zwischen den Elternpaaren zugrunde liegt. Obwohl die beiden Väter schon verstorben sind, ist das vormals vereinbarte Optionsgeschäft noch gültig. Allerdings läuft die Frist nun ab; und so wird Botho vom Onkel aufgefordert, mit einem formellen Antrag endlich das zu besiegeln, „was die Eltern schon verabredet haben, als ihr noch Kinder wart.“ [66] Die Familienbande erweisen sich als Gängelband, das die jüngere Generation noch im erwachsenen Lebensalter, fremdverschuldet und selbstverschuldet zugleich, in Unmündigkeit hält. Durch das Wirken des Generationenschemas erhält der zweite Handlungsblock dieses Romans eine eigene, zwar unscheinbare, aber determinierende Vorgeschichte. (Auf Botho von Rienäckers Dilemma komme ich in Kapitel III, 8 zurück.)

Das Generationenschema in dieser Bedeutung soll abstrahierend als ein *Handlungsmuster* oder Teil eines komplexeren Handlungsmusters verstanden werden. Aber nicht zu vergessen: es entspricht in mimetischer Beziehung einem stark ausgeprägten *Verhaltensmuster* mit sehr zählebigen sozialgeschichtlichen Wurzeln.

b) *Vorgeschichte*

Nicht alle erzählenden Werke Fontanes bieten eine ausgeformte oder auch nur rekonstruierbare Vorgeschichte. Wenn eine solche wenigstens andeutungsweise erkennbar ist, fungiert sie häufig bloß als dünne Folie für die eigentliche Handlung, gewissermaßen als der verschwimmende rückwärtige Horizont des erzählten Mikrokosmos. – Ein Beispiel: Im 1. Kapitel des Romans „L’Adultera“ erfahren wir, dass die Hauptfigur Melanie, Tochter eines Adligen aus der französischen Schweiz, der bei seinem frühen Tod nur Schulden hinterlassen hatte, sich im Alter von 17 Jahren mit dem 42jährigen reichen Berliner Bankier, Kommerzienrat Ezechiel van der Straaten vermählte. Also eine typische Geldheirat. Die Vorgeschichte wird äußerst knapp umrissen; aber diese Hintergrundinformation reicht aus, um die weitere Entwicklung vorwegnehmend zu imaginieren, wie sie ja schon der Titel ankündigt. Eine zumindest virtuelle Vorgeschichte muss es für jedes Erzählwerk geben, weil der Zeitpunkt, der als Beginn der eigentlichen Geschichte (der Kernhandlung) gewählt wird, unter dem Aspekt der abstrakten verfließenden Zeit immer relativ willkürlich bleibt. Unter dem Aspekt der konkreten Geschehnisse ist dieser Zeitpunkt freilich nicht beliebig, sondern muss sorgfältig so ausgewählt werden, dass er wie ein Neuanfang erscheint, der das Vorherige hinter sich gelassen hat und eine abgerundete Eigenwelt verspricht. Wo das *Incipit* gesetzt wird, ist daher eine strategisch wichtige und oft prekäre Entscheidung. Doch kann sich das aktuell Erzählte selten völlig voraussetzungslos abspielen. Der Erzählfluss bleibt hier und da an Sachverhalten hängen, die wie Trümmer aus der Vergangenheit in den gegenwärtigen Geschehensverlauf hineinragen. Wenn eine bis dahin verborgene Vorgeschichte aufgedeckt wird, sei es plötzlich oder stückweise, erzeugt sie oft eine Aura des Unheils, sie scheint eine Wiederholung oder Fortsetzung dieses Unheils anzudrohen und vermittelt den Eindruck des unvermeidlich Vorherbestimmten. Den Prototyp einer solchen Aufdeckungsdramaturgie, „König Ödipus“, hat Fontane (wie wir sahen) sehr bewundert; und auch die deutschen Klassiker, die dem Sophokles nacheiferten

(Schillers Tragödie „Die Braut von Messina“, Kleists Komödie „Der zerbrochene Krug“), waren ihm vertraut. Eine näher liegende Parallele bieten freilich die fast durchweg analytisch angelegten Theaterstücke des Zeitgenossen Henrik *Ibsen*, den Fontane in handwerklich-künstlerischer Hinsicht hochschätzte, aber in weltanschaulicher Hinsicht kritisch beurteilte und als ‚Doktrinär‘ tadelte. Die für eine analytische Bauform unentbehrliche Vorgeschichte wird bei Ibsen häufig mit seiner zentralen Thematik der ‚Lebenslüge‘ verknüpft. Die Aufdeckung einer Vorgeschichte und die Entlarvung einer Lebenslüge bedingen sich gegenseitig. Die moralische Qualität und die praktischen Konsequenzen der Enthüllung sind in den einzelnen Stücken aber unterschiedlich. Für „Die Stützen der Gesellschaft“ und „Nora/Ein Puppenheim“ bedeutet die Aufdeckung und Aufarbeitung der verdrängten Vergangenheit eine Art von Katharsis. In „Gespenster“ (eigentlich müsste der Titel als ‚Wiedergänger‘ übersetzt werden) kommt am Ende der Verzicht auf weitere Vertuschung viel zu spät, so dass die Wahrheit keine reinigende Kraft mehr entfalten kann, sondern nur das unausweichliche Unheil in krudes Licht stellt. „Die Wildente“ demonstriert dann, wie gerade der Entlarvungseifer eine Katastrophe herbeiführt. Hier sind nicht (wie im ‚Ödipus‘) alle tragisch ungewollten Verbrechen schon in der Vorgeschichte begangen worden; sondern ein Wahrheitsfanatiker, der ein Knäuel von alten Verfehlungen ans Licht zerrt, löst dadurch eine Kettenreaktion aus und provoziert den Tod eines Kindes. (Im Hinblick auf diesen Handlungsaufbau wird sich bei genügender Abstraktion eine Strukturanalogie zwischen Ibsens Meisterwerk und dem Roman „Cécile“ nachweisen lassen; vgl. Kap. III, 6). Mit ausführlichen Besprechungen hat Fontane u. a. „Gespenster“ und „Die Wildente“ gewürdigt, Bühnenwerke, in denen die Sünden der Väter sich verheerend auf die Söhne auswirken, die also das Generationenverhältnis ins Spiel bringen. Die fixe Idee der Naturalisten von einer biologischen Vererbung (auch) erworbener Krankheiten [67] findet allerdings bei Fontane keinen Widerhall. Doch bringt er die Vorgeschichte oft in Verbindung mit der Generationenfolge. Rein temporal betrachtet, wäre die Vorgeschichte dann gleichbedeutend mit der Jugendgeschichte der Elterngeneration. Dem Inhalt nach handelt diese Geschichte von einem vergangenen, aber noch nicht erledigten, nicht versöhnten Konflikt. [68] Für die jeweils jüngere Generation kann diese alte, untergründig weiterwirkende, halb verschwiegene Geschichte unheilvolle Spätfolgen mit sich bringen, sei es als unwillkürlich-schicksalhafter Wiederholungszwang, sei es als Resultat einer angestrebten, aber missglückenden Kompensation. Eine unerlöste Vergangenheit scheint ‚Wiedergänger‘ auszuschicken.

c) *Wiederholungszwang*

Als tiefenpsychologisches Phänomen fällt der Wiederholungszwang zweifellos in den Zuständigkeitsbereich Sigmund Freuds. Dieser zieht zur Erklärung die konservative Natur der Triebe sowie die infantile Regression heran. Den Versuch einer weiter entfernten Herleitung (ein Wunsch zur Rückkehr in evolutionär ursprünglichere Zustände, der stärker als das Lustprinzip sei) lasse ich als fragwürdige Spekulation auf sich beruhen. Dieser Trieb soll lediglich in die ‚Psychopathologie des Alltagslebens‘ einbezogen werden, zumal Freud mehr als einmal betont hat, dass auch nicht neurotische Personen (also eigentlich alle normal verrückten Menschen) dem Wiederholungszwang unterliegen. Diesem „inneren Wiederholungszwang“ eignet etwas Unheimliches, er verleiht dem Seelenleben einen „dämonischen Charakter“. [69] Besonders abgründig erscheint die zwanghafte Wiederholung desselben Schicksals (Freud spricht sogar von „Schicksalszwang“ [70]), wenn scheinbar rein passiv erlittene, aber dennoch unwissentlich und unbewusst selbstbereitete Kränkungen das betroffene Individuum mehrfach heimsuchen. Ein charakteristisches Beispiel aus Fontanes Werk wird sogleich im Abschnitt III, 3 vorgestellt. Dort soll auch Freud mit einigen längeren Zitaten zu Wort kommen. Bekanntlich hat der Schöpfer der Psychoanalyse seine Theoreme gern mit Beispielen aus der Dichtung illustriert. Ein besonders verblüffendes Beispiel für den ‚passiven‘ Wiederholungszwang ist ihm jedoch entgangen: der Roman „The Egoist“ von George Meredith (1879). [71]

Was sich individualpsychologisch als triebhaft-zwanghafte Wiederholung äußert, findet seine sozialpsychologische Parallele in einem gemeinschaftlichen Drang, das Gegebene und Vertraute zu bewahren, zu wiederholen und wo nötig zu restaurieren. Besonders ausgeprägt zeigt sich dieser Drang in dem (schon erwähnten) Bestreben aller traditionellen Gesellschaften bzw. Kasten, die Verhältnisse möglichst identisch zu reproduzieren. Dem *unbewussten Wiederholungszwang* entspricht somit der *bewusste Wiederholungsdrang*; beide können wechselweise aneinander anknüpfen oder ineinander übergehen. Die standesgemäße Heiratspolitik der Elterngeneration, besonders der willensstarken Mütter, ist unbestreitbar eine voll bewusste Handlungsweise; das schließt aber zusätzliche unbewusste Motivationen nicht aus (wie sich an Luise von Briest zeigen wird).

Der von mir ad hoc eingeführte Begriff ‚Wiederholungsdrang‘ mag auch den Übergang von der psychologischen Ebene zu einer lebensweltlichen oder

alltagsgeschichtlichen Betrachtungsweise erleichtern. Von den Erscheinungsformen der Wiederholung lässt sich gewiss nur ein Teil den zwanghaften Verhaltensreflexen zuordnen; zum größeren Teil sind es allgemein sich anbietende, soziokulturell bestimmte Verhaltensmuster. In den „Studien zur Historik“, die Reinhart Koselleck unter dem Titel „Zeitschichten“ versammelt hat, finden sich anregende und weiterführende Gedanken über das „temporale Grundmuster der *Wiederholbarkeit*“. [72] Ausgehend vom Begriff der ‚langen Dauer‘ unterscheidet Koselleck zunächst zwischen der naturgeschichtlichen und der menschheitsgeschichtlichen Dimension. Es gibt demnach einerseits die „Kontinuität verbürgende Dauer naturhafter Vorgaben“, welche nur sehr bedingt veränderbar und steuerbar sind. „Die andere Weise der Dauer lebt von gewollter und gezielter Wiederholung. Sie verbürgt Dauerhaftigkeit und Stetigkeit gesellschaftlicher Verhaltensweisen.“ Diese Regelmäßigkeit ist also keine den kosmischen Kreisläufen analoge Erscheinung: „nicht – ewige – Wiederkehr, sondern – jeweils aktuell vollzogene – Wiederholung“ liegt ihr zugrunde. [73] Zusammenfassend gesagt: „es handelt sich um *Wiederholungsstrukturen*, die der Mensch bewusst aufnimmt, ritualisiert, kulturell anreichert und auf jene Stetigkeit einspielt, die seine jeweilige Gesellschaft stabilisieren hilft.“ [74]

## 2) Wiederholungseffekte - Verdoppelungen

Im Bereich der literarischen Formen und der von ihnen erzeugten ästhetischen Wirkungen machen sich Wiederholungen auf vielfältige Weise geltend. Sie durchziehen alle Gattungen der Dichtung, sind aber vorzugsweise für die lyrischen Genres mit ihren spezifischen Klangeffekten (Refrain, Reim u.a.) kennzeichnend. [75] (Letzteres trifft noch weit stärker für die Musik zu.) Doch beschränken wir uns auf narratologische Fragen. Das Phänomen der ‚wiederkehrenden Muster‘ zeugt schon an sich selbst für das Prinzip Wiederholung. Die mehr oder weniger abgewandelte Reproduktion bestimmter Erzählmuster oder Handlungsmuster könnte durch einen Wiederholungsdrang des Urhebers erklärt, aber auch mit vorgegebenen Gattungskonventionen, kulturellen Traditionen und letztlich gesellschaftlichen Verhaltensregeln in Zusammenhang gebracht werden. Selbstverständlich sind in Romanen mit Realismus-Anspruch auch unauffälligere Wiederholungstendenzen zu erwarten. Sie können alltägliche, habitualisierte Verhaltenweisen aufrufen oder die Romanfiguren durch ihre individuellen Verhaltensmuster charakterisieren. Ganz

anders steht es mit den bedeutungsträchtigen, oft symbolisch aufgeladenen Wiederholungseffekten.

Im Wiederholungszwang (verwandte Phänomene eingeschlossen) vollzieht sich ein Geschehen, das primär auf konkrete Verhaltensmuster von Romanfiguren zurückgeht, darüber hinaus auch zur kompositorischen bzw. tektonischen Gestaltung herangezogen werden kann. Der bloße *Wiederholungseffekt* dagegen ist ein abstraktes Handlungsmuster, das ausschließlich dem Autor zugerechnet werden muss und zum Aufbau einer überwölbenden Tektonik beiträgt. Bezeichnend für Fontanes Erzählwerk ist nun, dass die sinntragenden Wiederholungsformen in allen Varianten auf *einmalige* Wiederholung begrenzt sind und beschränkt bleiben. (Es handelt sich also nicht um Leitmotive, die beliebig oft wiederkehren können.) Insofern erweisen sich die Wiederholungen, die hier Gegenstand der Analyse sein sollen, immer als *Verdoppelungen*. Diese übernehmen teilweise auch die Funktion von Rahmungen. Fontane hat offenbar eine Vorliebe für alle Arten von Zweiteilungen. Sein mehrfach geübtes Verfahren, das Gesamtgeschehen eines Romans in zwei deutlich unterscheidbare Handlungsblöcke aufzuteilen, wurde bereits beschrieben.

In den folgenden Kapiteln werde ich mehrere Romane (auch) im Hinblick auf unterschiedliche Wiederholungsphänomene eingehender untersuchen. „Vor dem Sturm“, „Effi Briest“ und „Frau Jenny Treibel“ liefern markante Beispiele für Wiederholungszwänge im Sinne einer psychosozialen Determinierung, ohne dass sich eine formale Entsprechung, etwa eine Symmetrie auf der Ebene der Komposition nachweisen ließe. In „Cécile“ wird dagegen ein Wiederholungszwang (zweimalige Duellforderung) durch eine dazu passende Bauform intensiviert: der tödliche Ausgang beider Duelle bildet jeweils den narrativen Schlussstein, erst der Vorgeschichte, dann der Kernhandlung. Hier erscheint ein starker Wiederholungszwang als Impuls eines der Protagonisten und bewirkt zugleich einen Wiederholungseffekt, der den Roman kompositorisch prägt. Ein Wiederholungs- oder Verdoppelungseffekt rein als abstraktes Handlungsmuster bestimmt die Tektonik von „Graf Petöfy“: das Werk wird eingerahmt durch je eine Selbsterschießung der Ehre wegen am Anfang und am Ende der erzählten Zeitstrecke. Schließlich wiederholt sich in „Irrungen Wirrungen“ (Kap. 23) das Dilemma zwischen Liebesverhältnis und Standesheirat, das Botho von Rienäcker mit Mühe und seelischen Verletzungen hinter sich gelassen hat, einige Jahre später auf ähnliche Weise bei einem Rat suchenden jüngeren Offizierskameraden, der

ernsthaft erwägt, sich dem Zwang einer standesgemäßen Konvenienzehe zu entziehen. Die Wiederholung in dieser besonderen Erscheinungsform fußt zwar auf psychosozial motivierten Verhaltensweisen von Romanfiguren und lässt auch keine kompositorische oder tektonische Funktion erkennen; da sich aber die Lebenskreise der beiden Personen kaum berühren, darf man schlussfolgern, dass die *Parallelepisode* unmittelbar auf den souveränen Willen des Autors zurückgeht und insoweit zu einem Handlungsmuster gehört. Das erwähnte Dilemma reproduziert sich ständig im Milieu der junkerlichen Leutnants, es ist *typisch* im Sinne des Realismus-Programms. Eine werkinterne Disposition unterstützt also die Widerspiegelung externer, sozialgeschichtlich feststellbarer Verhältnisse. Dabei ist bemerkenswert, dass Fontane hier eine auf die Zukunft orientierte Perspektive (allerdings nur durch eine sehr kleine Luke) eröffnet, während seine Wiederholungseffekte sonst häufig ein mental rückwärts gewandtes Verhalten illustrieren.

Drei weitere Romane (auf die ich später nicht mehr zurückkommen werde) bieten Anschauungsmaterial für verschiedenartige Wiederholungseffekte bzw. Verdoppelungen.

„Mathilde Möhring“, der postum veröffentlichte Roman einer weiblichen Emanzipation in den Grenzen des um 1900 Möglichen, macht eine motivische Wiederholung zur qualitativen *Steigerung* und zeigt dadurch eine erweiterte Zukunftsperspektive. Die Titelgestalt, Tochter eines verstorbenen Buchhalters, nüchtern, intelligent und zielstrebig, allerdings nicht sehr attraktiv (in der Fontaneschen Privatmythologie und Namenssemantik verkörpert eine Mathilde das Gegenteil einer Melusine), nimmt sich vor, den verbummelten Jura-Studenten Hugo Großmann, den sie als Untermieter für ihre und ihrer Mutter Wohnung ausgewählt hat, in einen brauchbaren Ehemann zu verwandeln. Mit viel Geduld, starkem Willen und erzieherischem Geschick schafft sie es, ihn auf das Referendarexamen vorzubereiten und am Ende auch durchzubringen. Auf die nächste Sprosse, das Assessorexamen, verzichtet sie aber, weil er damit ihrer Einschätzung nach überfordert wäre, und verhilft ihm stattdessen zu dem Posten als „Burgemeister“ einer sehr kleinen Stadt in Westpreußen. In der neuen Situation entwickeln sich die Dinge recht gut; Mathilde arbeitet weiter an seiner und ihrer Honoratiorenkarriere. Ihr Lebensplan scheint sich zu verwirklichen. Doch Hugo stirbt sehr bald an Lungenentzündung; er war, ungeachtet seines schmucken Vollbarts, „nur schwach auf der Brust“, wie die junge Witwe ungerührt anmerkt. Mathilde beschließt nun eine strategische Umorientierung. Sie will nicht mehr aufsteigen, indem sie einen willfähigen Ehemann antreibt,

sondern sich selbst eine Stellung in der Gesellschaft als berufstätige Frau erwerben. Realistischerweise kommt nur der Beruf Lehrerin in Frage. Sie studiert, legt ihr Examen ab und wird sofort auf eine freie Stelle berufen. All das erfährt der Leser durch eine geraffte Darstellung auf den letzten Seiten. Der beim Stichwort *Examen* fällige Vergleich beschränkt sich auf einen diskreten Hinweis des Erzählers: es ist die Rede von „dem Examen, das Thilde glänzend bestand, viel glänzender als Hugo damals das seine.“ [76] Schlussfolgerungen aus dieser gesteigerten Wiederholung zu ziehen, bleibt den aufmerksamen Rezipienten anvertraut.

Eine ganz andere Art von Verdoppelung bietet der Eheroman „Unwiederbringlich“: es wird eine hoch symbolische *Wiederholungsgeste* in restaurativer Absicht zelebriert. Ehebruch durch den Mann und Scheidungswunsch führen zu einer langen Trennung des Paares; der Bruder bzw. Schwager unternimmt den Versuch einer Versöhnung. Zivilrechtlich sind die Eheleute niemals geschieden gewesen, können also nicht erneut heiraten. Trotzdem soll durch die entsprechende kirchliche Zeremonie ihre Eheschließung quasi wiederholt und damit bekräftigt werden. Das Paar soll „wie [sic] zu neuem Ehebunde den Segen der Kirche empfangen“. [77] Es ist, als ob man der rituellen Handlung eine magische Wirkung zutrauen würde. Vergebliches Bemühen; der Titel hatte es bereits angekündigt. Unheilvolle Situationen wiederholen sich oft von selbst. Dagegen ist die ‚Wiederbringung‘ eines ursprünglichen Zustandes nur als Eschatologie vorstellbar. [78] In der Eigenart der Titelgebung hat „Unwiederbringlich“ eine gewisse Ähnlichkeit mit „Quitt“. Beide Romantitel sollen in Form eines prädikativen Adjektivs und in der Funktion eines Ausrufs die Struktur der Gesamthandlung umreißen. Bei „Unwiederbringlich“ ist die Negation in zweifacher Hinsicht erhellend, indem sie das Scheitern aller Versöhnungsanstrengungen seitens der Romanfiguren erwarten lässt und dabei auch den Wissensvorsprung des Autors bzw. der Leser andeutet. Dagegen kann man den Ausgleich zwischen Schuld und Sühne, wie er durch das Titelwort „Quitt“ versprochen und am Ende mechanisch durchgeführt wird, als ein fragwürdiges Handlungsmuster kennzeichnen, das allein dem Autor zugerechnet werden muss. Der Protagonist büßt das von ihm begangene Tötungsdelikt [79] durch einen Unfalltod, der in den äußeren Umständen qualvollen Sterbens den Todeskampf seines Opfers geradezu kopiert. Von Wiedergutmachung kann wohl kaum die Rede sein. Auf mysteriöse Weise scheint hier das ‚ius talionis‘, die spiegelbildliche Vergeltung (nach dem Prinzip ‚Auge um Auge ...‘) zu walten. Die im Titelwort ausgedrückte Affirmation wirkt nicht überzeugend, weil die ‚poetische

Gerechtigkeit', der innere Zusammenhang von Vergehen und Strafe an einen willkürlich gesetzten *Wiederholungseffekt* geknüpft ist. Das ästhetische Vehikel wird mit ethischem Gehalt überfrachtet. Fontane hat nachträglich selber der Kritik an diesem schablonenhaften Zahlungsausgleich zugestimmt. [80]

### 3) „Vor dem Sturm“: Ladalinskis Verhängnis

Fontanes erster Roman „Vor dem Sturm“, den man mit leichter Paradoxie als historischen Gesellschaftsroman definieren könnte, hat keine hervorstechende Hauptperson, sondern eine Gruppe von Zentralfiguren, die im Wesentlichen aus den Mitgliedern zweier Familien besteht. Ganz im Vordergrund agieren der verwitwete märkische Junker Bernd von *Vitzewitz*, seine Kinder Lewin und Renate und seine ältere Schwester Amelie. Hinzu kommt Marie, Pflege Tochter des Dorfschulzen Kniehase, leibliche Tochter eines fahrenden Schaustellers, die am Ende von Lewin zu seiner Ehefrau erhöht wird. [81] Komplementär zu dieser Familie, dabei verhältnismäßig etwas zurückgestuft, erscheint das Haus *Ladalinski* mit dem Vater (Alexander) sowie den Kindern Tubal und Kathinka. Der Geheimrat von Ladalinski, polnischer Herkunft, war seit langem in Preußen eingebürgert, ja gewissermaßen zum Preußentum mit seiner Pflichtethik, übrigens auch zum Luthertum konvertiert. „Er war bald preußischer als die Preußen selbst.“ [82] Seine Kinder wuchsen in Berlin auf.

Die beiden Familien sind verschwägert (nicht blutsverwandt): Tante Amelie ist die Witwe eines Grafen von Pudagla; dessen Schwester, Sidonie von Pudagla, hatte der noch junge Ladalinski bei einer Mission an den preußischen Hof (1786) kennen gelernt, geheiratet und auf seine polnischen Güter heimgeführt. (Fortsetzung dieser Geschichte folgt gleich.) – Die gesamte Eltern generation, d.h. Ladalinski senior, Amelie und Bernd, betreibt nun eine dauerhafte Allianz zwischen den beiden Familien in Form einer „Doppelheirat“ [83]: die vier Vertreter der jungen Generation, die seit ihrer Kindheit kameradschaftlich miteinander verkehren, sollen überkreuz zu Paaren verknüpft werden. Die bloße Verschwägerung der ersten Generation soll durch die Eheschließungen der zweiten Generation zur Blutsverwandtschaft in der dritten Generation vertieft werden. Ladalinski ist interessiert daran, seine Nachkommen in der preußisch-märkischen Erde zu verwurzeln. Die kinderlose Amelie möchte das von ihrem längst verstorbenen Ehemann geerbte Schloss Guse an jene

Familie weitervererben, welche Renate (*ihre* leibliche Nichte) und Tubal (*sein* leiblicher Neffe) erst gründen sollen.

Diese Heiratspläne scheitern vollständig. Zunächst ist in der jüngeren Generation die Liebe recht ungleich verteilt. Renate liebt Tubal, doch ohne Gegenliebe, denn Tubal ist von Marie fasziniert. Er findet gegen Ende des Romans bei der Befreiung des kriegsgefangenen Lewin einen heroischen Tod; Renate zieht sich in ein Damenstift zurück. Noch einseitiger sind die Gefühle bei dem zweiten Paar in spe. Lewin hegt geradezu eine Passion für Kathinka, doch diese verliebt sich in den polnischen Grafen Bninski und lässt sich schließlich von diesem entführen. Die Nachricht davon provoziert bei Lewin einen schweren Nervenzusammenbruch. Tante Amelie ist gerade rechtzeitig gestorben, um die Hiobsbotschaft nicht mehr vernehmen zu müssen. Am stärksten von der Katastrophe betroffen wird Ladalinski: für ihn ist es die Wiederholung einer traumatischen Erfahrung.

Zurück zur Vorgeschichte Ladalinskis. In sechs Ehejahren kamen zwei Kinder zur Welt, für die sich die Mutter gar nicht (im Falle Tubals) oder nur wenig (im Falle Kathinkas) interessierte. Die übermütige, zerstreungs- und genussüchtige Frau fand ihren pedantischen Mann immer langweiliger und ließ ihn endlich sitzen. Ohne Vorankündigung, ohne Versuch, den gesellschaftlichen Skandal zu bemänteln, brannte sie mit dem schneidigen Gutsnachbarn durch. Dies veranlasste Ladalinski zu seinem freiwilligen Exil. In der Erzählgegenwart also hat seine Tochter ihm noch einmal das gleiche Schicksal bereitet. Die Werbung des Grafen Bninski um Kathinka hatte er wegen dessen entschiedener Preußenfeindschaft abgewiesen, woraufhin das Liebespaar sich zur Flucht ohne Wiederkehr entschloss. Die fatale Wiederholung des Geschehens lässt sich im Grunde wohl auf die doppelte Unvereinbarkeit der Charaktere zurückführen. Kathinka kennzeichnet sich selbst im Augenblick der Entscheidung als Tochter ihrer Mutter und beruft sich auf eine generationenübergreifende Erbschuld: „Ich fühle, es ist beschlossen, und nicht bloß durch uns. Wir erben alles: erst das Blut und dann die Schuld. Ich war immer meiner Mutter Kind. Nun bin ich es ganz.“ [84]

Das Prinzip der Wiederholung erscheint sogar in zweierlei Gestalt: im Vordergrund als die wiederkehrende Katastrophe in der Lebensgeschichte einer Hauptperson, im Hintergrund als Parallelerfahrung einer Nebenfigur. Das akute Unglück des Geheimrats spiegelt sich im lange zurückliegenden Missgeschick des schon sehr alten Küsters und Organisten Kubalke. Ganz beiläufig erfährt der Leser (Kap. III, 25), dass Kubalkes erste Ehefrau ihm, zusammen mit einem ‚Kandidaten‘, davongelaufen war und eine Tochter zurückgelassen hatte, die mit

siebzehn Jahren ebenfalls davonlief und zugrunde ging. Auch diese Romanfigur glaubt, dass die Mutter das Schicksal ihrer Tochter quasi durch Vererbung determiniert habe: „Lange tot; gestorben und verdorben. ‚s war so der Nachlass von der Mutter her.“ [85] Den Rahmen für diese sehr persönlichen Bekenntnisse bildet folgende Szene: Der Küster begleitet den nunmehr völlig vereinsamten Geheimrat in die nächtliche Dorfkirche, wo der Leichnam seines Sohnes Tubal aufgebahrt ist. Ladalinski und Kubalke begegnen sich an dieser Stelle zum ersten Mal. Ihr Zusammentreffen ist von der Handlung her bestens motiviert; aber zugleich ist es ein Wink an den Leser, die Ähnlichkeit ihrer Geschicke zu beachten. Denn diese wird explizit weder von der gut informierten Romangestalt noch vom wissenden Erzähler angesprochen. Fontanes Darstellungsweise erinnert an das von Goethe beobachtete und verwendete Phänomen der „wiederholten Spiegelungen“ [86].

Analysieren wir den Handlungsstrang, der Ladalinski und dem Zerfall seiner Kleinfamilie zugewiesen ist, im Hinblick auf jene drei Grundmuster. Gibt es hier so etwas wie ein *Generationenschema*? Formal betrachtet gibt es zumindest ein Generationenverhältnis, da in diesem Roman drei alte und fünf junge Hauptfiguren in wechselnde Beziehungen zueinander treten. Das traditionale Generationenverhältnis mit Ehrerbietung der Jungen für die Autorität der Alten, mit Eheschließungen, die von den Eltern arrangiert und von ihren Nachkommen ohne größeren Widerstand akzeptiert werden, löst sich allerdings auf. Die Alten schmieden vergebliche Heiratspläne, die Jungen gehen ihre eigenen Wege. Der Roman spielt im Zeitalter der Französischen Revolution (Napoleon eingeschlossen) und des Neuhumanismus mit dem Anspruch auf Autonomie der Einzelpersönlichkeit und ihrer naturgegebenen Entelechie. Individuelle Selbstbestimmung wird gefordert, somit auch individuelle Gattenwahl anstelle der überlieferten Heiratspolitik im Interesse eines verzweigten Familienclans. – Das Generationenschema funktioniert hier nicht als Bestätigung überkommener Regeln, sondern wie ein neuerlicher Ausbruch eines krankhaften Zustandes. Im Abstand von 20 Jahren verliert Ladalinski erst seine Frau, dann seine Tochter für immer. Die zeitliche Dimension umfasst auf Seiten derer, die das Unheil auslösen, zwei Generationen in Folge (Mutter und Tochter), auf Seiten dessen, der es erleidet, zwei unterschiedliche Lebensphasen. Sobald die Angehörige einer neuen Generation (Kathinka) erwachsen geworden ist, erneuert sich auch der alte Konflikt um erotische Wünsche. Der seinerzeitige Ehebruch kehrt analog und verwandelt als Bruch im familialen Generationenverhältnis wieder.

Ein Porträt des Geheimrats Ladalinski mit den wichtigsten Stationen seines Lebens wird dem Leser in einem eigenen Kapitel (III, 3) geboten. Die *Vorgeschichte* dieser Gestalt erscheint zunächst bloß als vergangenes Geschehen, im Kontrast zur erzählten Gegenwart. Doch die Vorgeschichte ist vorbelastet, sie schleppt ungelöste Konflikte mit sich, die wieder erwachen können. Das Vergangene erweist sich nach einer langen Latenzphase wieder als akut gegenwärtig. Es ist offenbar einer Art von *Wiederholungszwang* unterworfen. Fragt sich nur, wer oder was eigentlich das Zwanghafte dieser Wiederholung des Geschicks verursacht. Ladalinski selbst, so scheint es bei oberflächlicher Betrachtung, kann dafür nicht verantwortlich gemacht werden, da er ja das Opfer ist, während die Frauen in seiner Familie, erst die Gattin Sidonie, dann die Tochter Kathinka, durch Taten zeigen, dass sie die Treue aufgekündigt haben. Fontane seinerseits neigt dazu (wie wir sahen), ein unbestimmtes Schicksal für solche Schläge und Verluste haftbar zu machen. Einem rationaleren Erklärungsversuch, wie Freud ihn wenigstens ansatzweise unternommen hat, sollte man aber den Vorzug geben: „Es gibt Menschen, die in ihrem Leben ohne Korrektur immer die nämlichen Reaktionen zu ihrem Schaden wiederholen, oder die selbst von einem unerbittlichen Schicksal verfolgt scheinen, während doch eine genauere Untersuchung lehrt, *dass sie sich dieses Schicksal unwissentlich selbst bereiten*. Wir schreiben dann dem Wiederholungszwang den dämonischen Charakter zu.“ [87] Freud betont, dass „man auch im Leben nicht neurotischer Personen (...) den Eindruck eines sie verfolgenden Schicksals, eines dämonischen Zuges in ihrem Erleben“ bekommen könne, dass man aber „solches Schicksal für zum großen Teil selbstbereitet“ halten müsse. Bei aktivem Verhalten einer Person wundern wir uns nur wenig über deren Wiederholungsdrang. „Weit stärker wirken jene Fälle auf uns, bei denen die Person etwas passiv zu erleben scheint, worauf ihr ein Einfluss nicht zusteht, während sie doch immer nur die Wiederholung desselben Schicksals erlebt.“ [88] Wenn der Leser die sparsam mitgeteilten Informationen zusammenfügt, so muss er zu dem Schluss kommen, dass die Verbindung zwischen Alexander von Ladalinski und Sidonie von Pudagla wegen Unvereinbarkeit der Temperamente [89] von vornherein zum Scheitern verurteilt war. „Etwas Pedantisches“ (das sich im Lauf der Zeit verstärkt haben dürfte) erscheint als hervorstechender Charakterzug des polnischen Barons mit den preußischen Sympathien. Unglücklicherweise bezauberte ihn an seiner Braut gerade die gegensätzliche Veranlagung, „der heitere Übermut ihrer Laune, die mit graziöser Rücksichtslosigkeit geübte Kunst, den Schaum des Lebens wegzuschlürfen.“ [90] Ladalinskis Schicksal, auf spektakuläre Weise verlassen

zu werden, wäre also von einem Beobachter mit psychologischem Scharfblick und genügend Lebenserfahrung vorhersagbar gewesen. Seine spätere Position als Geheimrat (d.h. als eine Art Ministerialrat im aktiven Dienst) dürfte eine Steigerung der Pedanterie zur bürokratischen Pflichtethik begünstigt haben. Die Parteilichkeit für alles Preußische (die nunmehr mit seinem persönlichen Interesse zusammenfällt) macht ihn blind für die Gefühle und individuellen Bedürfnisse seiner Tochter: Prinzipienreiterei auf der einen Seite provoziert Rebellion und Flucht auf der anderen Seite. Das Unglück wiederholt sich, indem eine gleichartige Konstellation genau die gleiche Verhaltensweise hervorbringt. Aufgrund seiner Charakterstarrheit hat sich Ladalinski sein Schicksal wenigstens teilweise (besonders bei der Tochter) selbst bereitet.

#### 4.1) Motiv: ein Mann zwischen Mutter und Tochter

Ein Mann zwischen zwei Frauen, - diese Konstellation wäre so gemeinplätzig, dass man wohl kaum von einem charakteristischen Motiv sprechen könnte. Ein Mann als Liebhaber zwischen Mutter und Tochter stehend, - dies ergibt schon ein schärfer umrissenes Motiv. Aber es kommen noch einige Präzisierungen hinzu: Der Liebhaber wirbt ursprünglich um die Mutter, sieht sich dann jedoch veranlasst, die Tochter zu heiraten. Es gibt keine Rivalität zwischen den beiden Frauen; vielmehr betreibt die Mutter selbst die Heirat ihrer Tochter. Der Mann befindet sich dagegen in einem Dilemma. Das solchermaßen definierte Motiv erscheint zentral in *Schach von Wuthenow*. Es läßt sich aber, etwas verdeckt und abgewandelt, auch am Beginn von *Effi Briest* wiedererkennen.

(Selbstverständlich sind hier die gemeinsamen Züge hervorgehoben worden; die Unterschiede werden sich noch zeigen.) Rekapitulieren wir kurz die Ereignisse. Die Titelgestalt der historischen Erzählung „Schach von Wuthenow“ (eigentlich ein Kurzroman mit einem novellistischen Kern) macht zunächst der verwitweten Frau von Carayon den Hof. Ihre Tochter, durch Blatternarben etwas entstellt, erweckt bei dem Rittmeister nur allmählich ein mäßiges Interesse. Bei zufällig sich bietender Gelegenheit kommt es zur Verführung, mit Schwangerschaft als Folge und Zwangsheirat als gesellschaftlicher Konsequenz. Die auf Verlangen der Mutter vom König höchstselbst befohlene Eheschließung wird von dem preußischen Offizier im Schein-Gehorsam mit unmittelbar anschließendem Suizid beantwortet. Schach steht also zwischen Josephine v. C. und Victoire v. C. und knüpft mit der Mutter wie mit der Tochter fast *simultan*, d.h. in der

erzählten Gegenwart gewisse Liebesbände. In „Effi Briest“ sind die entsprechenden Beziehungen zeitlich getrennt, die beiden Werbungen erfolgen *sukzessive*. Der erzählten Gegenwart wird gleich am Anfang eine problematische Vorgeschichte hinzugesellt, welche auf Konflikte zurück- und vorausdeutet.

Die Informationen über die Vorgeschichte sind freilich bruchstückhaft und figurenperspektivisch mehrfach gebrochen: Der Leser erfährt nur, was Effi, die ohne Zweifel selbst, aufgrund einer elterlichen Zensur, wenig informiert ist, in subjektiver Beleuchtung ihren Freundinnen erzählt. Immerhin lassen sich einige Fakten herauschälen: Vor etwa 18 Jahren hat sich zwischen der Gutsbesiztertochter Luise von Belling und dem damaligen Offizier Geert von Innstetten eine Art Liebesbeziehung angesponnen. Das gleichaltrige Liebespaar musste sich aber bald trennen, weil Luise nach dem Prinzip der Konvenienzehe mit dem erheblich älteren, bereits etablierten Ritterschaftsrat von Briest verheiratet wurde. Effi zufolge soll es sich um eine „Liebesgeschichte mit Entsagung“ gehandelt haben. Dem Leser dürfte es unwahrscheinlich vorkommen, daß diese beiden Romanfiguren, die er als verstandeskühle Personen kennenlernt, damals an gebrochenen Herzen krankten. Zu Beginn des aktuellen Romangeschehens jedenfalls arrangieren die beiden gemeinsam eine neuerliche Konvenienzehe (von wem die Initiative ausgegangen sein mag, bleibt unklar): Innstetten, der mittlerweile Landrat geworden ist und noch höher auf der Karriereleiter strebt, soll Effi Briest, das aus der Vernunftzehr Luises hervorgegangene einzige Kind, heiraten. Also anstatt der Mutter die Tochter. (Allerdings hatte das Objekt des Begehrens in der Vorgeschichte noch nicht den Status Mutter.) In erlebter Rede werden uns die Gedanken Luises bei der Verlobungsfeier mitgeteilt: „*sie* hatte es nicht sein können, nun war es statt ihrer die Tochter, -- alles in allem ebenso gut oder vielleicht noch besser.“ [91] Die letztere Aussage erscheint autosuggestiv; das Gegenteil ist der Fall. Dieses Arrangement ist eigentlich eine Substitution und lässt sich im ‚Zeitalter des Argwohns‘ tiefenpsychologisch als Ersatzlösung ausdeuten. Die scharfsinnige Hypothese, dass der Name *Innstetten* (der realiter nirgends nachweisbar ist, im Gegensatz etwa zu den Namen Briest oder Crampas) lediglich eine Modifizierung und Verfremdung der Präposition *anstatt* darstelle (wobei die Lautgestalt der englischen Entsprechung *instead* dem Klang dieses Namens noch näher kommt), erscheint daher sehr plausibel. Ausgehend von dem Postulat, dass die literarische Namengebung den „Zugang zu einem Subtext“ eröffne, stellt die Verfasserin die seelischen Folgen der Vorgeschichte speziell für Innstetten (nicht für Luise) sehr viel dramatischer dar, als man es den

expliziten Textinformationen nach vermuten sollte: seine Abweisung habe dem jungen Liebhaber ein lebenslanges Trauma eingetragen. [92] Jedenfalls hätte sich Luise aufgrund ihres gesetzten und gesellschaftlich konformen Charakters für Innstetten damals wie jetzt besser zur Ehefrau geeignet als das Naturkind Effi (und das Unheil wäre insoweit nicht notwendig eingetreten). Der alte Briest äußert diese Einsicht ganz krude zu seiner nunmehrigen Eehälfte: „Überhaupt hättest du besser zu Innstetten gepasst als Effi.“ [93] - Die schemenhaft erkennbare Vorgeschichte, die im Versuch einer nachträglichen Kompensation des versäumten Glücksanspruchs, im Versuch einer rückwirkenden Korrektur des Schicksals eigensinnig fortwirkt, breitet gleich zu Beginn des Romans eine unheilvolle Atmosphäre aus.

#### 4.2) „Effi Briest“: die Umstände ihrer Verheiratung

Noch einmal: was mag Luise von Briest bewogen haben, ihren einstigen Verehrer Geert von Innstetten als Bewerber um die Hand ihrer Tochter zu präsentieren? Der aufgeklärte Leser kann schwerlich umhin, einen Kompensationswunsch für den seinerzeit erlittenen affektiven Verlust zu vermuten. Die junge Luise sollte (und wollte wohl auch – verstandesmäßig) einen älteren, angesehenen, wohlhabenden Mann heiraten, während ihre Neigung, wie groß oder klein auch immer, einem Leutnant galt, der noch wenig soziales Gewicht und Prestige mitbrachte. Es war die übliche Diskrepanz zwischen Liebe und Ehe, zwischen der Neigung des Herzens und der standesgemäßen Konvenienz. Aus ihrer Vernunfttheirat ist für Luise offenbar kein solides häusliches Glück entstanden, wie ihre permanente unterschwellige Gereiztheit in den ehelichen Gesprächen mit dem jovialen Briest zu erkennen gibt. Was in der Vorgeschichte als Dissonanz liegen geblieben war, sollte zu Beginn der Kernhandlung harmonisch aufgelöst werden. Effi sollte nun stellvertretend für ihre Mutter den gereiften Innstetten als idealen Gatten anerkennen, der jetzt alle erwünschten persönlichen und gesellschaftlichen Qualitäten in sich vereinigte. In seiner Karriere hat er mit Briest gleichgezogen, als Ministerialrat wird er ihn bald überholen. Innstettens Hang zur Prinzipienreiterei findet bei Luise eher ein positives Echo (wie auch ihr späteres rigides Verhalten zur Frage einer Rückkehr Effis ins Elternhaus bestätigt), während ihre Tochter sich davor fürchtet. Die größte Selbsttäuschung Luises dürfte darin bestehen, dass sie ihre eigenen Gefühle von damals als affektive

Bindung ihrer Tochter an denselben Mann mittels Verlobung und Verehelichung übertragen zu können glaubt. Nur so wird verständlich, warum sie, die ja auch keine Virtuosin der Liebe ist, wenig später im desillusionierten Ton feststellt: Effi „gehört nicht zu denen, die so recht eigentlich auf Liebe gestellt sind“. [94] Luise ebenso wenig. Gerade diese – gemessen an den gängigen Zuschreibungen der ‚weiblichen Natur‘ – reduzierte Liebesfähigkeit ist der einzige Charakterzug, den Mutter und Tochter miteinander gemein haben. Die erhoffte Bewunderung und Zuneigung der naiven Kindfrau für ihren glänzenden Ritter (nach dem Vorbild des Käthchens von Heilbronn, die ihren ‚hohen Herrn‘ anhimmelt [95]) bleibt ein frommer Wunsch, weil die Charaktere sich als unverträglich herausstellen. Die Dissonanzen werden im Verlauf der Romanhandlung weit schriller, als sie aus der Vergangenheit überkommen waren. So erweisen sich die aus der Vorgeschichte importierten falschen Prämissen als unheilbringend. Der Wiederholungsdrang hat fatale Folgen.

##### 5) „Frau Jenny Treibel“: intrigante Heiratspolitik

Das Romangeschehen ist zum größten Teil darauf gerichtet, den Mechanismus nachvollziehbar zu machen, durch den sich das Prinzip der Konvenienzehe am Ende in zwei Lebenskreisen durchsetzt. Es sind hier nicht bloß einzelne Handlungssequenzen oder Handlungsstränge, in denen die komplexen Handlungsmuster sich entfalten, sondern sie durchziehen das Geschehen insgesamt. Insofern könnte man diesen Roman als repräsentativ bezeichnen. Unter anderen Gesichtspunkten wäre er freilich eher untypisch zu nennen: Zum einen spielt der Klein- und Landadel praktisch keine Rolle, es geht ausschließlich um das Bürgertum mit seiner Schichtung. Zum anderen ist die Darstellungsweise nicht auf ernste oder gar tragische Töne gestimmt. Der Mittelstand wird in komischer Beleuchtung gezeigt. (Allerdings wäre es gewagt, hier eine Nachwirkung der ‚Ständeklausel‘ anzunehmen. Immerhin hat Fontane in dem späten Roman „Die Poggenpuhls“ auch den verarmten Kleinadel humoristisch, mit einzelnen satirischen Glanzlichtern, ohne latente Tragik geschildert.) Walter Müller-Seidel definiert das zu untersuchende Werk als „*erzählte Komödie*“, mit Hinweis auf „The Egoist“ von George Meredith, dessen Untertitel „A Comedy in Narrative“ dem genau entspricht. [96] Die Gattungsverwandtschaft der beiden Romane erstreckt sich auf weitere gemeinsame Züge: jeweils die Titelfigur wird satirisch dargestellt, ja durch

Typensatire moralisch vernichtet, während die anderen Hauptfiguren zum Teil in humoristischer Färbung erscheinen und einige Randfiguren ins Lächerliche karikiert werden. Der Handlungsverlauf (bei Fontane) ist entschieden komödienhaft, weil er durch Intrige und Gegenintrige vorangetrieben wird. Aber auch durch szenische Verfahren bleibt das Vorbild der Komödie erkennbar: so spielen im 8. Kapitel *parallel-kontrastiv* (das Nacheinander im Erzählvorgang nimmt der Leser als Nebeneinander im Geschehen auf) eine Szene mit den alten Treibels beim Frühstück und eine Szene mit den jungen Treibels beim Frühstück; selbstverständlich ist das Gesprächsthema beider Ehepaare das gleiche und selbstverständlich sind die Schwiegermutter und die Schwiegertochter entgegengesetzter Meinung. Für eine Bühnenadaptation könnte man den szenischen Aufbau unverändert übernehmen.

Das Intrigenspiel bestimmt die Gegenwartshandlung, aber zum richtigen Verständnis ist die Vorgeschichte unabdingbar. Diese Vorgeschichte wird nicht nur in versteckten Anspielungen oder episodischen Bemerkungen aufgerufen, sie ist im ganzen Roman mehr oder weniger präsent; das Wesentliche erfährt man in einem kurzen zusammenhängenden Bericht (Kap. 7), weitere Einzelheiten werden immer mal wieder ergänzt. Denn die Vorgeschichte ist gleichbedeutend mit der Jugendgeschichte der dominanten weiblichen Hauptperson Jenny, nunmehr Gattin eines Fabrikanten mit dem Titel Kommerzienrat, und der männlichen Hauptfigur Wilibald Schmidt, nunmehr Oberlehrer mit dem Titel Gymnasialprofessor. Die beiden hatten als Kinder und Jugendliche in derselben Straße gewohnt und sich inoffiziell verlobt. Jennys Vater war ein Kleinhändler, Wilibalds Vater ein mittlerer Beamter mit dem Titel Rechnungsrat; die Heirat hätte also für Jenny einen gewissen sozialen Aufstieg bedeuten können. Aber sie wollte mehr, sie wollte nach ganz oben kommen. Daher ließ sie den bildungsbeflissenen Studenten sofort sitzen, als der reiche Unternehmer ihr seinen Antrag machte. – Auch Jenny ist eine Egoistin, ihren Charakter prägt jedoch vor allem eine abgrundtiefe (uneingestandene) Heuchelei. Sie orientiert sich ausschließlich am materiellen Gewinn, führt aber ständig sentimentale Redensarten im Munde, beruft sich auf ‚das Höhere‘, auf ihren ‚Sinn für das Ideale‘, ihr ‚Herz für das Poetische‘. [97] Das war schon damals so und hat sich nicht geändert. Sie ist willensstark und umtriebig (wozu der angeheiratete Name Treibel gut passt). Der Leser bleibt in seiner Einschätzung Jennys überwiegend auf die Perspektive Wilibalds angewiesen, der sie zu durchschauen beansprucht, sie trotzdem erstaunlich nachsichtig beurteilt und den Ausgang der aktuellen Verwicklungen richtig voraussagt.

Innerhalb der Romanwelt mit ihren rein bürgerlichen Milieus lassen sich drei soziale Sphären deutlich unterscheiden: Kleinbürgertum, Bildungsbürgertum, Besitzbürgertum. Eine kleinbürgerliche Lebenswelt wird nur von ferne im Zusammenhang mit Jennys bescheidener Herkunft sichtbar: ihr Vater führte einen „Materialwaren- oder Kolonialwarenladen“; als Kind habe sie in einem „Apfelsinenladen“ gespielt oder Tüten geklebt, meint ihre hochnäsige Schwiegertochter. [98] Jennys Geburtsname Bürstenbinder evoziert ebenfalls (zumal bei Fontane mit seiner Vorliebe für sprechende Namen) so etwas wie sehr eingeschränkte Lebensumstände. Der alte Treibel, der manchmal (aber nur vorübergehend) seiner Frau widerspricht und ihren Standesdünkel so unsinnig wie empörend findet, benutzt die in solchen Familiennamen eingeschriebenen Berufsbezeichnungen, um sich über Jennys Anmaßung lustig zu machen: „der erste Bürstenbinder kann unmöglich höher gestanden haben als der erste Schmidt.“ [99] – Das Bildungsbürgertum dürfte, am Einkommen gemessen, im Durchschnitt nur wenig besser dagestanden haben als die kleinbürgerlichen Schichten (Handwerker, Krämer mit eigenem Betrieb). Hinzu kommt aber das hohe Sozialprestige, das im Deutschland des 19. Jahrhunderts und auch noch im Deutschen Reich von 1871 die Bildung und die Kultur mit einer Aura umgab. Dies war kein bloß immaterieller Wert, da das akademische Prüfungs- und Berechtigungswesen feste Berufskarrieren im Staatsdienst und anderen öffentlichen Körperschaften bot und dadurch soziale Integration versprach. [100] (Freilich herrschte damals gerade im höheren Lehramt eine schwere Überfüllungskrise.) Außerdem durften Akademiker Reserve-Offiziere werden und waren dem Adel gegenüber voll satisfaktionsfähig, worauf sie größten Wert legten. [101] Ein Kränzchen von Gymnasiallehrern, das seinem Spiritus rector Wilibald Schmidt den verfremdeten Namen „Die sieben Waisen Griechenlands“ verdankt, repräsentiert im Roman das bildungsbürgerliche Milieu. Obwohl die versammelte Lehrerschaft zum Fortgang der Handlung nichts beiträgt, werden ihre Debatten breit wiedergegeben und ihre individuellen Lebensumstände in komischer Beleuchtung geschildert.

Das Besitzbürgertum verkörpert Treibel mit seiner Familie. Als Eigentümer einer Fabrik für Chemikalien bzw. Farben (Blutlaugensalz, Eisenvitriol u.a.) gehört er unzweifelhaft zur Klasse der industriellen Kapitalisten. Im Unterschied zu seiner Frau ist Treibel kein Emporkömmling, vielmehr „das Produkt dreier im Fabrikbetrieb immer reicher gewordenen Generationen“. [102] Allerdings hatte ihn der Gründerzeitboom auch angesteckt und zum Bau einer neuen Villa veranlasst. Ehrentitel und Orden sind ihm wichtig: den „Kommerzienrat“ hofft er bald zum ‚Geheimen Kommerzienrat‘ aufwerten zu können oder mit einem

Konsul-Titel zu vervollständigen. [103] Nur seinem Sozialprestige zuliebe macht er den – vorzeitig abgebrochenen – Versuch einer Kandidatur für den Reichstag. Eigentlich politisch indifferent, will er sich ausgerechnet mit einem konservativen Etikett zur Wahl stellen. Und ausgerechnet eine der alten adligen Damen, die Treibel zum Diner geladen hat, um inexistente Beziehungen zu höfischen Kreisen vorzutäuschen, weist ihn in dieser Frage zurecht: „was wollen Sie mit Konservatismus? Sie sind ein Industrieller“. Verallgemeinert lautet ihre Lektion: „Jeder Lebensstellung entsprechen auch bestimmte politische Grundsätze. Rittergutsbesitzer sind agrarisch, Professoren sind nationale Mittelpartei, und Industrielle sind fortschrittlich. Seien Sie doch Fortschrittler.“ [104] Treibel will sich mit dem windigen Argument herausreden, als Hersteller der symbolträchtigen, königstreu-patriotischen Farbe Preußischblau könne er doch den Boden des Konservatismus nicht verlassen. Diese Episode zeigt anschaulich, wie sich im Bismarck-Reich selbst das moderne Bürgertum mental und ideologisch dem Adel unterordnete. Immerhin hegt Treibel keine Standesvorurteile in Heiratsdingen.

Die Gegenwartshandlung setzt also Kontakte und Kollisionen zwischen zwei Familien und ihren Milieus in Szene. Zur Kleinfamilie Wilibalds bzw. zum Kreis der Schulmänner gehören die Tochter Corinna Schmidt, die andere Protagonistin des Romans (weil sie neben Jenny als einzige die Initiative ergreift), und ihr Vetter Marcell Wedderkopp, zurzeit Lehrer, Aspirant einer Universitätskarriere in klassischer Archäologie, inoffiziell Corinnas Verlobter. Die intelligente, geistig selbständige junge Frau (die aber mit 25 Jahren unter die Haube kommen will, – womit sie übrigens genau dem damaligen durchschnittlichen Heiratsalter von Bürgertöchtern entspricht) findet die vertraute Lebenswelt der Bildungsbürger kleinkariert und stellt die herkömmliche soziale (in diesem Fall sogar biologische) Endogamie in Frage, da sie im Verhältnis zu ihrem Vetter keine prickelnden Gefühle verspürt. Corinna möchte ihrem Milieu entkommen, die unsichtbaren Standesschranken durchbrechen und in eine mit Glücksgütern gesegnete Sphäre der Gesellschaft aufsteigen. – Jenny und Treibel haben zwei Söhne. Otto, der Ältere, Inhaber einer Holzhandlung, ist mit Helene geb. Munk, Tochter von Hamburger Großkaufleuten mit Konsul-Titel, verheiratet und hat eine kleine Tochter. Leopold, der Jüngere, noch ledig, wohnt in der Villa seines Vaters und arbeitet im Betrieb seines Bruders. Beide Söhne gelten für temperamentlos (Jenny spricht von „Milchsuppenschaft“ [105]), doch vorzugsweise erscheint Leopold als ausgesprochener Schwächling, in körperlicher und charakterlicher Hinsicht gleichermaßen. Wer Leopolds künftige Ehefrau sein soll, ist der Einsatz, um den

sich das Intrigenspiel dreht. Helene möchte ihre Schwester Hildegard nach Berlin holen und eine Verlobung einfädeln. Jenny mag diesen Plan nicht unterstützen, da sie sich für ihren Sohn eine vitale Frau als Gegengewicht wünscht, nicht das „verwöhnte Püppchen“ [106] von der Alster. Und keinesfalls ist sie bereit, den ersten Schritt zu tun und sich in ihrem neureichen Standesdünkel von der Arroganz der Hamburger Bourgeoisie übertrumpfen zu lassen. Corinna will Leopold als Mittel zum Zweck heiraten, um ihren nicht verleugneten „Hang nach Wohlleben“ [107] zu befriedigen. (Gleichzeitig verfolgt sie die Nebenabsicht, Vetter Marcell eifersüchtig zu machen.)

Corinna ist eine selbstbewusste Person, die auf eigene Rechnung intrigiert. [108] Zu Beginn ist sogar der Überraschungseffekt auf ihrer Seite; Jenny sieht sich gezwungen zu reagieren. Doch dieser Vorsprung ist bald aufgezehrt. Dem ‚armen Jungen‘ durch wohltdosierte Koketterie den Kopf zu verdrehen und ihn zum heimlichen Verlöbniß anzuregen, macht Corinna natürlich keine Schwierigkeiten; aber ihm für längere Zeit ‚Mut und Festigkeit‘ seiner Mutter gegenüber einzuflößen, erweist sich als aussichtslos. Corinna verliert den Zweikampf, weil der Gegenstand ihrer Bemühungen keine eigene Konsistenz hat und gar nicht zu packen ist. Außerdem geht ihr nach und nach die innere Motivation verloren, da sie schon im ersten Rohrpostbrief Leopolds (dem es nicht in den Sinn kommt, ein Rendez-vous vorzuschlagen) ein verräterisches „Hasenohr“ entdeckt. [109] Jenny in ihrer familienpolitischen Selbstsucht gewinnt die Partie. Aber sie hat nicht auf der ganzen Linie gesiegt. Um die vermeintliche Mesalliance ihres Sohnes mit einer Schmidt zu verhindern, schickt sie, ihre bisherigen Einwände beiseite schiebend, sofort eine Einladung an Hildegard, die auch umgehend auf der Bildfläche erscheint. Also hat eigentlich Helene den größten Erfolg mit der geringsten Anstrengung errungen. Absichten und Resultate der Intrigen klaffen auseinander. Aber am Ende kommen, wie zu erwarten, die gesellschaftlich passenden Eheschließungen zustande. Die Hochzeitsfeier für Corinna und Marcell bildet das Komödien-Finale.

Kommen wir zur Analyse der Verhältnisse und Geschehnisse im Hinblick auf das komplexe Handlungsmuster. Alle drei Momente des Grundmusters sind stark ausgeprägt und deutlich sichtbar, zeigen aber auch gewisse Abwandlungen. Das Generationenschema strukturiert den Roman so nachhaltig, dass es sich eigentlich jedem Interpreten aufdrängen müsste. Wenn man das Motiv der „verhinderten Brautleute“ zum Ausgangspunkt nimmt, dann folgt daraus von selbst die Erkenntnis, dass „sich die Grundkonstellation in beiden

Generationen wiederholt.“ [110] Das unmittelbare Generationenverhältnis (Eltern/Kinder) bildet den Dreh- und Angelpunkt. Aber die vier Personen, die in diesem Rahmen interagieren – Jenny, Wilibald, Corinna, Leopold -, können nach unterschiedlichen Kriterien verschiedenartige Positionen einnehmen. Sie lassen sich in wechselnden Zweiergruppen einander gegenüberstellen. (1) Nach der Generationenzugehörigkeit: Jenny/Wilibald vs. Corinna/Leopold. (2) Nach der Familienzugehörigkeit: Treibels vs. Schmidts. (3) Nach dem Geschlecht: Jenny/Corinna vs. Wilibald/Leopold. Diese Zuordnungen sind den Individuen relational mitgegeben, ganz unabhängig von ihrem Wollen und ihrem Charakter. Zusätzlich könnte man ein Kriterium heranziehen, das nach Temperamenten und Verhaltensweisen zu unterscheiden erlaubt: aktives Handeln vs. passives Erleiden.

(1) Jenny ist eine Wiederholungstäterin, indem sie erst in ihrer Jugend für sich selbst, dann im fortgeschrittenen Alter für ihren Sprössling die Eheschließung mit einem/einer Angehörigen des Bildungsbürgertums verhindert, um die erwünschte Einheirat ins Besitzbürgertum zu ermöglichen. Das *Generationenschema* in seiner einfachsten Form ist erfüllt, insofern die Mutter eine Konvenienzehe für den Sohn arrangiert. Darüber hinaus ist es auch in seiner spezifischeren Form erfüllt, insofern Sachverhalte und Beziehungen, die für die ältere Generation bestimmend waren, sich in der jüngeren Generation auf analoge Weise reproduzieren. Weiterhin trifft es zu, dass die *Vorgeschichte* gleichbedeutend ist mit der Jugendgeschichte der Elterngeneration. Die unheilvolle Atmosphäre der zum Exempel aufgestellten Vorgeschichte ist in diesem Werk – entsprechend seinem Gattungscharakter als humoristisch-satirischer Roman oder als ‚erzählte Komödie‘ – allerdings stark zurückgenommen, trotzdem bleibt sie im Hintergrund, als unglückliche Stimmung der in ihren Erwartungen frustrierten Bräutigame noch zu verspüren. [111] Da die Vorgeschichte jeweils nur von der älteren Generation miterlebt und erlitten worden sein kann, verhält sich die jüngere Generation ihr gegenüber leichtsinnig, sie unterschätzt das Gewicht derselben, ihre belastende und determinierende Wirkung. – Das eingeschliffene Verhaltensmuster der Jenny Treibel kann wahlweise auf einen unbewussten *Wiederholungszwang* oder einen bewussten Wiederholungsdrang zurückgeführt werden. Wenn man die mit sentimentalem Flitter verbrämte Selbstsucht, die ihrem Charakter zugrunde liegt, als wichtigen Bestandteil einer Triebstruktur auffasst, dann kann man ihr Handeln als spontan, unreflektiert und insoweit zwanghaft deuten. Ihr Handeln kann aber auch überlegt und zweckrational erscheinen, wenn man unterstellt,

dass sie den Egoismus in seiner familienpolitischen Zielsetzung sich selbst gegenüber als ganz normale Interessenwahrnehmung rechtfertigt.

(2) Die Gruppierung nach der Familienzugehörigkeit macht sogleich ein *moralisches Gefälle* sichtbar: die beiden Schmidts sind den beiden Treibels an Format weit überlegen. (Das Ungleichgewicht wäre geringer, wenn man den alten Treibel in diese Rechnung mit einbeziehen würde.) Zwischen Wilibald und Leopold ist der Abstand so groß, dass eigentlich keine Vergleichsbasis existiert. Professor Schmidt ist humoristisch, ironisch und selbstironisch veranlagt; einige skurrile Züge stempeln ihn fast zum Sonderling. Vor allem ist er gutmütig und nicht nachtragend, - was manche Kritiker ihm (bzw. seinem Schöpfer) schon wieder zum Vorwurf machen. Von allen farblosen jungen Männern, die Fontane in seinem Erzählwerk geschaffen hat, weist der zweite Sohn Treibel wohl das bescheidenste Maß an Eigenpersönlichkeit auf. Er taugt nur zum Spielball der Heiratsintrigen. – Weit ergiebiger muss der Vergleich zwischen den beiden Protagonistinnen Jenny und Corinna ausfallen. Im Heiratsalter versuchen beide den sozialen Aufstieg zu bewerkstelligen, indem sie einen für diesen Zweck passenden Ehepartner einspannen. Warum aber wirkt Jenny so unsympathisch und Corinna so sympathisch? Gewiss, Jenny ist skrupelloser und eben dadurch erfolgreicher. Außerdem hat Corinna im Unterschied zu Jenny keinen Liebesverrat begangen, da in ihrem Verhältnis zum Vetter von Liebe keine Rede war und ist. Doch der Hauptunterschied lässt sich noch einfacher formulieren: Jenny ist eine eingefleischte Heuchlerin, Corinna dagegen bekennt sich zu ihrem Tun. In langen Gesprächen mit Marcell und mit der Haushälterin Frau Schmolke (Witwe eines Polizisten) spricht sie sich ganz ehrlich über ihre Motive und Absichten aus. Die abstrakt moralisierende Frau Schmolke (und in ihrem Kielwasser manch ein Kritiker) predigt jedoch Verzicht und verlangt Besserung. Ihre Reden laufen auf den üblichen vulgär-idealistischen Imperativ hinaus: die bestehenden unmoralischen Verhältnisse, darunter die Standesschranken, als unveränderlich hinzunehmen, sich in diesem Rahmen aber streng moralisch zu verhalten. [112] Wenn Corinna nach einiger Zeit in ihrer Motivation schwankend wird, die Entschlossenheit verliert, so ist das kaum mit sittlichen Bedenken zu erklären. Es wird ihr zunehmend bewusst, dass die Verbindung mit Leopold gewissermaßen eine umgekehrte Mesalliance darstellen würde: eine Frau von Format gefesselt an eine männliche Schrupfgestalt.

(3) Neue Facetten zeigen sich bei der Gruppierung nach dem Geschlecht. Die Opposition weiblich/männlich fällt hier zusammen mit dem schon erwähnten Unterscheidungsmerkmal *aktiv/passiv*. In diesem Roman liegt die Initiative bei den weiblichen Hauptfiguren, während den zugeordneten Männern nichts übrig

bleibt, als das geschäftige Treiben der Frauen über sich ergehen zu lassen und das jeweilige Endresultat ihres Intrigenspiels zu besichtigen. Wilibald ist in seiner Jugend (wie er dem Neffen Marcell berichtet) zum „Objekt und Opfer“ seiner gefährlichen Freundin Jenny geworden. [113] Leopold dient dem Handeln von nicht weniger als vier Frauen (Corinna; Jenny; Helene und Hildegard) als passives Objekt. Bei der Heiratspolitik behalten die Frauen das Heft in der Hand; auch der alte Treibel grummelt nur gelegentlich, greift aber nicht ein. Diese Frauen begünstigen keineswegs eine auf Zuneigung basierende individuelle Gattenwahl. Das Prinzip der Konvenienzehe siegt am Ende auf der ganzen Linie, und zwar in zweierlei Gestalt: als Versorgungsehe und als Geldheirat. Die eine ist für die Mittelschicht vorgesehen: Corinna soll versorgt werden; Marcell kann sie erst versorgen, nachdem er zum Oberlehrer befördert worden ist. [114] Die andere ist ein Privileg der Oberschicht; diese wacht darüber, dass nur zwei Vermögen von ungefähr gleicher Größenordnung sich vereinigen. Dementsprechend schätzt Wilibald die Erwartungen Jennys ein: „für viel weniger als eine halbe Million gibt sie den Leopold nicht fort“. [115]

#### 6) „Cécile“: eine Frau mit Vergangenheit

Dieser frühe Gesellschaftsroman Fontanes ist von der Forschung lange Zeit eher gering geschätzt worden. Manche Interpreten verfehlen schlichtweg das Thema, wie die folgende krasse Verständnislosigkeit zeigt: „Die Frau hat nichts als ihre müde Sinnlichkeit einzusetzen, nicht die geringste geistige Substanz. Da Gordon sie hat, bleibt seine Hinwendung zu Cécile rätselhaft.“ [116] Die Vorgeschichte dieser Frau, ihr Trauma, ihre Angst vor männlichen Zuschreibungen und den ihr ‚zudiktierten‘ Krankheiten, ihre Abwehrversuche gegen Vorurteile und Klischees – die ganze gehaltvolle Thematik des Romans verschwindet so hinter dem Motiv der Unbildung. Etwas mehr Berechtigung haben Klagen über allzu breit angelegte Debatten die preußische Geschichte betreffend. Allerdings sollte man nicht verkennen, dass die Charaktere und Schicksale der drei Hauptfiguren untergründig mit dem Preußentum zusammenhängen, als Träger (St. Arnaud) oder Opfer (Cécile) oder beides zugleich (Gordon) einer preußisch-junkerlich geprägten Mentalität. [117] In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich nun ein erheblich gesteigertes Interesse für die Machart dieses Romans gezeigt und zu einer entschiedenen Aufwertung desselben geführt. Entdeckt und herausgearbeitet wurde der erzähltechnische Perspektivismus, genauer: die

ungewöhnliche Verknüpfung einer vorwiegend personalen Erzählsituation mit einer interessegeleiteten detektivischen Funktion in der Gestalt Gordons. Der Zivilingenieur (vormals Offizier) Robert von Gordon-Leslie stellt Mutmaßungen, Nachforschungen und Ermittlungen an, wobei die Person Céciles bloß als leere Projektionsfläche für seine Wunschbilder und Männerphantasien dient. Der paradoxe Umstand, dass die Leser auf den Blickwinkel Gordons angewiesen sind, aber nach und nach an seiner moralischen Integrität zu zweifeln beginnen, nötigt dazu – wie Eda Sagarra (1999) stringent nachweist – „einen Standort *hinter* Gordon“ zu beziehen und ihn selbst „kritisch unter die Lupe zu nehmen“. [118] Bei aufmerksamer Lektüre könne man sich überzeugen von einer „allmählichen Dekonstruktion seines Charakters, die den Roman durchzieht“. [119] Auch für Sabina Becker (2000) erscheint „der zeitgenössische, von Männern geführte Diskurs über weibliche Hysterie und Nervosität“ an die besondere *Narrativik* dieses Romans geknüpft. [120] Bei Sascha Kiefer (2003) wird Gordon als der „determinierte Beobachter“ eingeführt, dem eine zentrale Funktion zukommt, die sein Autor aber als solche nicht reflektiert. [121] Fontane spricht in Briefen vom Stofflichen, auch vom Ideengehalt des Romans, niemals aber von seinem „erzähltechnischen Raffinement“. [122] Damit bestatigt sich, dass manche literarischen Werke Erkenntnisse in sich tragen, „die jenseits des theoretischen Reflexionsniveaus ihrer Zeit liegen.“ [123] Denn gerade in der Programmatik des bürgerlichen Realismus (wie auch des Naturalismus) gebe es eine empfindliche *Leerstelle*: „Die Frage nach dem erkennenden Subjekt“ und nach den „Grenzen individueller Wahrnehmung, Deutung und Wiedergabe“ wird einfach nicht gestellt. Es fehlt ein „tieferes Bewusstsein für solche grundsätzlichen epistemologischen Fragen“. Die Doktrin von der (partiellen oder totalen) Determination des Menschen wird von den Autoren jeweils auf die dargestellt Welt angewendet, erstreckt sich aber nicht „auf die Reflexion der eigenen Rolle als Beobachter und Schilderer“. [124] – Fontane stattet also seinen fiktionalen Mikrokosmos mit einer Beobachterfigur aus, die jedoch nicht als Stellvertreter des Autors fungiert und nicht vom Rande her zuschaut. Der Beobachter wird (als männliche Hauptperson dieses Romans) mitten in das Beobachtungsfeld hinein geführt. Fontane tut das im Vollzug des Erzählens, aber er weiß offenbar nicht, was er tut.

Die Romanfigur Gordon setzt sich also aus einem Beobachter und einem Mitspieler zusammen, die bald verschmelzen. Es führt auf einen Holzweg, diese beiden Rollen auf die beiden Handlungsblöcke (Thale / Berlin) oder auf „zwei unterschiedliche Handlungsstränge“ (Geschichte Céciles bzw. Gordons)

verteilen zu wollen, wie Magdalene Heuser (1973) es unternommen hat. [125] Gordon ist von Beginn an damit beschäftigt, Informationen über Céciles Vorgeschichte nachzujagen oder in Ermangelung derselben allerlei Mutmaßungen anzustellen. Er argwöhnt und hofft zugleich, Anrüchiges in ihrer Vergangenheit zu finden, und erfährt schließlich mit Genugtuung, dass sie in jüngeren Jahren eine Fürstenmätresse war. Es kann kaum zweifelhaft sein, dass Gordons Neugier von Anfang bis Ende erotisch motiviert ist. Seine Werbung verfolgt so oder so – erst respektvoll, dann unverschämt – den Zweck, die seit längerem verheiratete Frau zu verführen. Daher ist es m. E. ganz verfehlt, wenn Ingenieur Gordon, sei es auch nur zu Beginn, als „der kühl Beobachtende, nüchtern Registrierende, der Analytiker“, ausgestattet mit einem „psychologischen Interesse für Menschen“ hingestellt wird, der sich erst viel später zu einem „Interessiert-Beteiligten“ gewandelt habe. [126] Diese Interpretation reproduziert Gordons Selbsteinschätzung, die sich doch bald als Selbsttäuschung erweist, verkennt seine Befangenheit in Vorurteilen unterschiedlicher Art (obwohl er den Kosmopoliten hervorkehrt) und ist nicht in der Lage, den Prozess der „allmählichen Dekonstruktion seines Charakters“ [127] wahrzunehmen. Fontane selbst betont in seiner brieflich formulierten Kurzfassung des Romangeschehens zwar auch den Wendepunkt, suggeriert aber keineswegs, dass Gordon sich im Vorher wie ein ‚interesseloser‘ (uneigennütziger) Beobachter oder Ermittler verhalten habe. „Stoff: Ein forscher Kerl, 35, Mann von Welt, (...) liebt und uncourt eine schöne junge Frau, kränklich, pikant. Eines schönen Tages entpuppt sie sich als reponierte Fürstengeliebte. Sofort veränderter Ton, Zudringlichkeit mit den Allüren des guten Rechts. Konflikte; tragischer Ausgang.“ [128] Mortimers Zudringlichkeit Maria Stuart gegenüber (in Schillers Trauerspiel) präfiguriert die schnöden Verhaltensweisen Gordons gegenüber Cécile. [129] - Der zweideutige Perspektivismus und die Paradoxien der Beobachterrolle sollen uns hier nur insoweit beschäftigen, als sie die Enthüllung der Vorgeschichte ermöglichen

In keinem anderen Werk Fontanes ist die Vorgeschichte derart tief gestaffelt und von derart zentraler Bedeutung; in keinem wird das Gegenwartsgeschehen auf vergleichbare Weise von den drohenden Gespenstern der Vergangenheit überschattet. In keinem anderen Werk Fontanes hat der Wiederholungszwang eine derart konstitutive Funktion für den Gesamtaufbau; in keinem ist das Phänomen der Wiederholung bis hin zur partiellen Identität so ausgeprägt und der zwanghafte Charakter des Handlungsmusters so auf die Spitze getrieben.

Es soll zunächst um die erdrückende Macht der *Vorgeschichte* gehen. Die eigene Vergangenheit ist für eine ‚Frau mit Vergangenheit‘, die ihr Vorleben zu verheimlichen bestrebt sein muss, ein purer Alptraum. Dieser determinierenden Gewalt vergangener Geschehnisse ist sich Fontane voll bewusst. In seinen Kommentaren zu ‚Cécile‘ weist er selbst darauf hin. Solche brieflichen Äußerungen wurden bereits zitiert: „sitzt man erst mal drin, gleichviel ob durch eigne Schuld oder unglückliche Konstellation, so kommt man nicht wieder heraus. Es wird nichts vergessen.“ [130] Expliziter und eindrücklicher wirkt das folgende Resümee: „Der Grundgedanke des kleinen Romans ist der von der *unerbittlichen Macht zurückliegender Geschehnisse*, die durch reinen Wandel und aufrichtige Buße vor Gott zu sühnen, aber gesellschaftlich nicht zu tilgen sind.“ [131] Man könnte fast sagen: die Vorgeschichte ist das Schicksal. Dies wäre jedenfalls keine mystifizierende Begriffsverwendung.

„Wie in einem analytischen Drama das entscheidende Geschehen sich bereits vor dem Beginn des Dramas ereignet hat, so liegen auch in ‚Cécile‘ die eigentlichen Handlungselemente *vor* dem Beginn des Romans.“ Dieser Aussage von Magdalene Heuser kann man ohne weiteres zustimmen. Etwas fragwürdiger ist aber die Fortsetzung, dieser Roman umfasse *nur* „die letzten Auswirkungen eines in der Vergangenheit liegenden“ Geschehens. Ganz überspitzt ist dann der abschließende Satz: „Die Erzählgegenwart bietet nur noch Raum für den Vollzug der bereits vorher schon angebahnten Katastrophe.“ [132] Nur? Die Interpretin unterschätzt das Eigengewicht sowohl der Vorgeschichte als auch der Erzählgegenwart, indem sie die Doppelung der Duellsituation ignoriert. Das tödliche Duell der Vorgeschichte war schon ein vollendetes, nicht bloß angebahntes Unglück. Und die Katastrophe der Erzählgegenwart vollzieht nicht bloß ein Geschehen, das sich lange vorbereitet hatte, sondern überbietet noch das Paradigma: das erneute tödliche Duell verursacht den Suizid der Titelfigur. Der Schwerpunkt der Katastrophe liegt trotz allem in der Gegenwart, auch wenn ihre Wurzeln in die Vergangenheit zurückreichen. Zum Vergleich sollte hier nicht ‚König Ödipus‘, sondern ‚*Die Wildente*‘ herangezogen werden: Der ‚Idealist‘ Gregers Werle will die vertuschte Vorgeschichte zweier miteinander verquickter Familien aufdecken, um die ‚Lebenslüge‘ Hjalmar Ekdals zu zerstören. Ans Licht kommen etliche Verfehlungen, z. T. durchaus krimineller Art, die aber noch keine Menschenleben gekostet haben. Dabei wird auch Hjalmar's Vaterschaft stark in Zweifel gezogen, woraufhin seine 14 jährige Tochter sich erschießt. Schlussfolgerung: schlimmer als eine Lebenslüge ist (zumindest in diesem Fall) die Enthüllung der Lebenslüge; schlimmer als die Missetaten der Vergangenheit sind die Ausgrabungen des Wahrheitsfanatikers.

Mit ähnlichem Eifer, aber aus anderen Motiven ist Gordon bemüht, die anrühige Vergangenheit Céciles offen zu legen; dadurch setzt er eine unkontrollierte Kettenreaktion in Gang, die am Ende ihn selbst ereilt. Bis zum Zeitpunkt der Enthüllung sind bereits mehr als drei Viertel der Erzählzeit verfließen. Durch diese geschickte Verzögerung beschleunigt sich umgekehrt die Dramatik der Schlusskapitel. Gordon hatte schon vor längerer Zeit bei seiner Schwester Clothilde in Liegnitz angefragt, doch wegen ausgedehnter Sommerreisen konnte diese erst mit großer Verspätung antworten. Clothilde ergänzt ihren Brief durch ein Supplement, das sie ihrerseits bei einer Freundin angefordert hatte. Diese berichtet auf einem separaten „Zettel“ von ihren Kindheitserlebnissen mit der benachbarten Familie Céciles. Die fest eingestellte Perspektive bleibt gewahrt: mehr als Gordon erfährt auch der Leser nicht. Clothildes Mitteilungen an ihren Bruder nehmen zwar in quantitativer Hinsicht nur geringen Raum ein (etwa sechs Druckseiten), aber das moralisch-qualitative Gewicht derselben ist ungleich größer; die neuen Erkenntnisse werden das weitere Geschehen determinieren. – Vergleichen wir im Hinblick auf den Bericht einer Vorgeschichte „Cécile“ mit „Frau Jenny Treibel“. In beiden Romanen werden zunächst vage Andeutungen oder Vermutungen geboten, die den Leser schon ahnen lassen, dass bestimmte zurückliegende Ereignisse nach dem Willen mancher Figuren lieber verschleiert bleiben sollten. Doch die zum vollen Verständnis der gegenwärtigen Situation erforderliche Vorgeschichte wird dann als ein kompakter, scharf abgegrenzter Bericht nachgeliefert. In „Frau Jenny Treibel“ ist Wilibald der Berichterstatter, die männliche Hauptperson, die schon damals ins Geschehen involviert war – mehr als Opfer denn als Handelnder. Adressat ist Marcell als Vertreter der jüngeren Generation; ironischerweise kann er aus seiner so erworbenen Kenntnis der Machenschaften der Titelfigur neue Hoffnung schöpfen. In „Cécile“ dagegen ist die männliche Hauptperson der Adressat des Berichts. Nach Lektüre des fatalen Briefs macht Gordon sich ebenfalls neue Hoffnungen, bei der umworbenen Frau zu reüssieren, - eine tragische Illusion. Seine Schwester als Berichterstatterin ist eigentlich nur eine Stimme mit erzähltechnischer Funktion, - und außerdem symbolisiert sie als Clotho die Parzen, das Schicksal.

Die Vorgeschichte Céciles umfasst nicht nur *ein* dramatisches Ereignis oder *eine* gedrängte Ereignisfolge. In groben Zügen wird ihr ganzes bisheriges Leben von der Kindheit an skizziert. Der Bericht in Kapitel 21-22 ist tief gestaffelt; er verfährt regressiv, d. h. er geht etappenweise rückwärts und baut Spannung auf, indem er jeweils noch die Vorgeschichte der Vorgeschichte erwarten lässt. – Die erste Etappe könnte die Überschrift „Das Duell“ tragen. Vor vier Jahren wurde

dem Junker und Oberst von St. Arnaud das Kommando über das Regiment einer (nicht namentlich genannten) Garnisonsstadt in Oberschlesien übertragen. Er nahm Wohnung im Hause der Witwe Woronesch von Zacha und verlobte sich bald mit deren Tochter Cécile. In der Eigenschaft als ältester Stabsoffizier und im Auftrag des gesamten Offizierskorps verfasste der Oberstlieutenant von Dzialinski einen Brief, der dem neuen Kommandeur klar machen sollte, dass diese Verlobung „nicht wohl angänglich“ sei. „Daraus entstand eine Szene, die mit einem Duell endete.“ [133] Dzialinski fand den Tod, St Arnaud musste neun Monate Festungshaft absitzen und seine militärische Laufbahn aufgeben.

Als Überschrift zur zweiten Etappe bietet sich „Die Mätresse“ an. Der alte Fürst von Welfen-Echingen (ein imaginärer, aber assoziationsreicher Name) [134] wirft ein Auge auf die kaum siebzehnjährige Cécile und ernennt sie, nach „Verhandlungen“ (wohlgemerkt!) mit ihrer Mutter, zur „Vorleserin“ (ausgerechnet!) und Reisebegleiterin; sie wird das schöne „Tee-Fräulein“. [135] Nach dem Tod des Fürsten, der ihr ein Gut in Oberschlesien vermacht hat, äußert sein Neffe und Erbe den Wunsch, dass Cécile weiterhin auf dem Residenzschloss bleiben möge, und sie willigt ein. Doch der junge Fürst ist krank und stirbt ebenfalls recht bald. Nun erwartet man bei Hofe, dass Cécile den Ehebund mit Kammerherrn von Schluckmann eingehen werde. Im Gegensatz zu diesem Höfling mit dem sprechenden Namen (der offenbar alles zu schlucken bereit ist) hat Cécile inzwischen gelernt, auch einmal nein zu sagen. Sie kehrt zu ihrer Familie zurück, die sich dadurch eine standesgemäße Wohnung leisten kann. Aber sie ist nunmehr abgestempelt als eine Dame von zweifelhaftem Ruf. Zwei Jahre später trifft der ahnungslose St. Arnaud ein. [136] – Die beiden von Alter bzw. Krankheit gezeichneten Duodezfürsten scheinen symbolisch zu bezeugen, dass die mediatisierten Kleinstaaten im preußisch beherrschten Kaiserreich politisch, moralisch, kulturell keine Zukunft mehr haben und dass auch die Pikanterie des herkömmlichen Mätressenwesens nicht mehr in voller Blüte steht.

Die dritte Etappe entspricht dem von Clothildes Freundin Eva Lewinski, die „ihre Kinderjahre mit Cécile verlebt hat“, [137] auf einem gesonderten Briefbogen erstatteten Bericht. Wenn man die von Gordon gehegten antipolnischen Klischees [138] mit Clothildes Bemerkung, dass in dem Namen Woronesch von Zacha „eine ganze slawische Welt harmonisch zusammenklingt“, [139] und mit Evas Aussage „die Wirtschaft war zu toll“ [140] kombiniert, so ergibt sich als nahe liegende Überschrift „Polnische Wirtschaft“. Céciles Vater, Lebemann, Kavalier, Verschwender, war als Mittvierziger so überschuldet, dass er sich vorzeitig aus dem süßen Leben

davonstahl; sein mutmaßlicher Suizid wurde vertuscht. Die Witwe und die drei Töchter Cécile, Kathinka und Lysinka mussten unter Entbehrungen von einer kleinen Pension leben. Der anekdotische Bericht enthält pittoreske Schilderungen von der Sorglosigkeit der Mutter noch in höchster Not. Erziehung und Bildung ihrer Töchter hält sie prinzipiell für überflüssig, ja schädlich, da schöne junge Damen nur den Beruf haben zu gefallen. Mit Cécile hatte sie „wohl von Anfang an ihre Pläne“. [141]

Aus Clothildes Brief und Gordons Reflexionen bei der Lektüre lassen sich Fragmente eines Diskurses über Schuld und Schicksal herauslösen. Die Schwester möchte (unter Anspielung auf den Prolog zu Schillers „Wallenstein“) „die größere Schuldhälfte ‚den unglückseligen Gestirnen‘“ zuweisen. [142] Ganz am Anfang dürfte dem halbwüchsigen Mädchen nicht einmal ein sehr geringer Schuldanteil aufzubürden sein. Gordon muss sich selbst ermahnen, sachlich zu bleiben („soll ich den Entrüsteten spielen“?), stellt aber richtig fest, dass die knapp Siebzehnjährige keine Wahlfreiheit hatte: „Arme Cécile! Sie hat sich dies Leben nicht ausgesucht, sie wurde darin geboren, sie kann’t es nicht anders (...)“. [143] Im Hinblick auf alle späteren Geschehnisse sollte man den Ausgangspunkt nie aus dem Auge verlieren: die Tochter ist von der Mutter verschachert worden. Seitdem sitzt sie in der Falle und kann sich auch mit größter Anstrengung nicht befreien, weil die Vergangenheit nicht ungeschehen zu machen ist, weil dieser Bewusstseinsinhalt bei ihren Mitmenschen sich nicht auslöschen lässt. Hier gilt keine Verjährung und keine Sühne.

Die Rückwärtsbewegung im Bericht über die Vorgeschichte verstärkt den Eindruck, dass in der Ereigniskette ein jedes Geschehnis durch das jeweils Vorhergehende streng determiniert sei. Durch dieses erzähltechnische Verfahren wird (in der Fiktion) jedem Handlungsschritt seine Motivierung bzw. (als Mimesis) jeder Tatsache ihre Ursache nachträglich untergelegt. Die bloße Kausalkette hat schicksalhafte Qualität. – Das regressive Verfahren bei der Enthüllung der Vorgeschichte entspricht außerdem der rückwärtsgewandten Mentalität jener ‚guten Gesellschaft‘, die alle Individuen auf ihre Herkunft, ihre Ursprünge, ihr Vorleben festnagelt. Im Unterschied etwa zu einem schweren Unfall, dessen Folgen objektiv unumkehrbar sind, gibt es keine naturgesetzliche Notwendigkeit, derzufolge ein begrenzter Abschnitt in der Vita eines Menschen sein ganzes weiteres Leben und Schicksal bestimmen müsste. Die erschreckende, „unerbittliche Macht zurückliegender Geschehnisse“ (wie Fontane sagte) gründet ausschließlich im gesellschaftlich sanktionierten allgemeinen Vorurteil.

Auch der *Wiederholungszwang* tritt hier so massiv wie in keinem anderen Erzählwerk Fontanes auf: als Doppelung einer Duellsituation. Zunächst ist der Wiederholungseffekt aus dem zwanghaften Verhaltensmuster einer Romangestalt abzuleiten; darüber hinaus entfaltet er ein Handlungsmuster im narratologischen Sinne, das die Gesamtstruktur prägt.

Der Oberst a. D. von St. Arnaud verhält sich wie eine Marionette: sobald sein wunder Punkt berührt wird, reagiert er mit einer Duellforderung, also mit rituell verbrämter Gewalttätigkeit. Sein Verhalten ist vorhersagbar und undifferenziert. Der Oberst gibt vor die Ehre seiner Gattin zu verteidigen, doch in erster Linie geht es um seinen eigenen Ehrenpunkt als Ehemann, Junker und Militär. Die Stellung und Funktion seiner beiden Duellgegner und Opfer ist jedoch recht unterschiedlich: Dzialinski als Sprecher des Offizierskorps hatte keinerlei persönliche Beziehungen zu Cécile, während sich Gordon ihr aufgedrängt hat. Beiden gemeinsam ist nur, dass ihr Verhalten mit Cécile und deren Vorgeschichte zusammenhängt. Die Mitschuld am tödlichen Ausgang des Konflikts erscheint im Falle Gordons weitaus größer als bei der Präfiguration. Die beiden Duelle sind einander spiegelnde Parallelgeschehnisse mit teilidentischen Ursachen. Diese Doppelung bezweckt aber nicht nur eine erhöhte Dramatik des Romangeschehens, sondern resultiert aus der Verkettung der Ereignisse selbst. St. Arnaud ist nicht so versessen auf Duelle, dass er einen Zweikampf grundlos provozieren würde; vielmehr hat ihm Gordon mit seinem unverschämten Auftreten einen mehr als hinreichenden Vorwand geliefert. (Bloße Huldigungen für seine Ehehälfte, ein bloßes „Umcouren“ der schönen Frau hatte der Oberst ja wohlwollend geduldet.) Entscheidend ist, dass die Kernhandlung mit dem abschließenden Duell Nr. 2 sich gar nicht so hätte abspielen können, wenn die Vorgeschichte mit dem abschließenden Duell Nr. 1 verborgen geblieben wäre. Es sind nicht die vormaligen Verhaltensweisen Céciles sowie (in einer späteren Etappe) St. Arnauds, die zur Schlusskatastrophe führen, sondern die Nachforschungen Gordons. Nicht die Vergangenheit an sich hat solche Nachwirkungen bis in die Gegenwart, sondern die Aufdeckung der Lebensgeschichte fremder Personen durch einen Unbefugten mit unlauteren Absichten. Es macht einen Unterschied, ob die ans Licht tretende Wahrheit unheilvolle Geschehnisse aus der Vergangenheit beleuchtet, die dann abgeschwächte Fernwirkungen bis ins Heute zeitigen können, oder ob das enthüllte Unheil aus der Vorgeschichte weiteres, gesteigertes Unheil erzeugt. Der Wiederholungseffekt bestimmt auch die Tektonik der Gesamthandlung, wie sie vom Ende des Romans her erscheint, - wenn der Leser nicht mehr auf die Reihenfolge der Darbietung angewiesen ist, sondern über alle Komponenten und

Informationen simultan verfügt. Die beiden Duelle wirken wie zwei Säulen, die den großräumigen Handlungsbogen wie ein Gewölbe abstützen und tragen. Noch ein anderer bildlicher Vergleich sei erlaubt: Durch die Verdoppelung des Duellmotivs entsteht der Eindruck, als ob ein weithin identisches Schlusstableau erst in kleinerem Maßstab auf die Vorgeschichte und dann in vergrößertem Maßstab auf die Kernhandlung projiziert würde.

### 7) „Graf Petöfy“: ein Wiederholungseffekt

Der österreichisch-ungarische Magnat Adam Graf Petöfy, ein betagter, theaterbegeisterter Junggeselle, der sich ein Wiener Stadtpalais mit seiner verwitweten frommen Schwester Judith teilt, lernt die aus Norddeutschland stammende, auf großen Bühnen erfolgreiche Schauspielerin Franziska Franz kennen und möchte sie nach einiger Zeit heiraten. Gegen eine solche Verbindung spricht neben dem Standes- und Konfessionsunterschied vor allem ein enormer Altersunterschied. Vergeblich warnen nahestehende Personen auf beiden Seiten: Petöfys Schwester und Franziskas Gefährtin Hannah. [144] Der Graf motiviert seinen Antrag mit dem Wunsch, sein restliches Leben in Gesellschaft einer heiteren, geistreichen, redegewandten Frau zu verbringen; Franziska übersetzt spaßhaft: „Werbung um eine Plaudertasche.“ [145] Er imaginiert einen stillschweigenden „Ehepakt“, der „auf vollkommener Freiheit“ beruhen und in allem „Carte blanche“ geben soll. [146] Dass er seinerseits keine sexuellen Ansprüche stellen werde, kommt unmissverständlich zum Ausdruck. Aber wie soll es die Ehepartnerin damit halten? Petöfy sagt zu Franziska: „Sie sollen frei sein und die Grenzen Ihrer Freiheit selber ziehen.“ [147] Im Disput mit seiner Schwester hatte er sich aber ausbedungen: „Diskretion also, Decorum, Dehors.“ Und Judith hatte zu Recht eingewandt, dass dies „vage Begriffe“ seien und er selbst in seiner Anschauungsweise schwankend werden könne. [148] Es kommt dann genau so, wie es unter den gegebenen Voraussetzungen kommen musste und wie es die Leser vorausgesehen haben: Franziska, die sich zunächst als musterhafte Ehefrau profilieren wollte, verstrickt sich in eine kurze Liebesaffäre; und zwar mit Egon, einem Neffen Petöfys und Judiths. Dieser erschwerende Sachverhalt macht eine vorsichtige Entwirrung der Beziehungen beinahe unmöglich. Petöfy beschließt, den gordischen Knoten zu durchtrennen, d. h. sein Leben mit einer Kugel zu beenden. Aus diesem Anlass erinnert er sich, einige Monate zuvor die Selbsttötung eines Freundes, des Freiherrn von

Gablenz, (die Person und die Tat sind historisch verbürgt!) zur Reinwaschung seiner Ehre mit Nachdruck verteidigt zu haben. Im Rückblick erscheint ihm das als Bestätigung seines jetzigen Entschlusses. Diesen Wiederholungseffekt wollen wir etwas näher ins Auge fassen. [149]

Zunächst noch einige Bemerkungen zum Stichwort ‚Vorgeschichte‘. Vom bisherigen Leben Petöfys wird nur das Allernotwendigste mitgeteilt, nur was zu seiner Charakterisierung unerlässlich ist. Anders verhält es sich mit Franziska. Ihr Vorleben verbirgt zwar keine unheilvollen Schattenbezirke. Doch an die Schilderungen aus ihrer Kindheit (Kap. 9) knüpfen sich motivierende Funktionen ebenso wie symbolische Vorzeichen. Franziskas Erzählung vom Leben in der kleinen Hafenstadt an Ostsee und Oder (gemeint ist Swinemünde), von Winterstürmen und Überschwemmung macht tiefen Eindruck auf Petöfy (nicht weniger auf Judith) und erweckt in ihm den Wunsch, sie dauerhaft an sich zu binden. Hier springt ein Funke über und wird zum Handlungsmotiv. Die Furcht der Kinder vor dem Wassertod nimmt die Episode auf dem Arpasee vorweg, wo Franziska und Egon sich nur knapp vor dem Ertrinken retten; eine Episode, die zugleich den Beginn ihrer Liebschaft und damit die Peripetie hin zur Katastrophe markiert. Schließlich kommt die Sage vom Untergang Vinetas hinzu, die der Graf auf Franziskas Erlebnisbericht projiziert: „Ich denk’ es mir wie Vineta, poetisch, gruselig und ewig gefährdet.“ [150] Der Untergang des Magnaten, der hier so unbekümmert plaudert, kündigt sich an. – Am Ende des Romans wird die junge Frau auf einen wechselvollen, erstaunlichen Lebenslauf zurückblicken können: von der pommerschen Pastorentochter über die weltläufige Bühnendarstellerin zur alleinigen, ungarisch und katholisch gewordenen Herrin auf Schloss Arpa.

Ich werde den *Wiederholungseffekt* auf drei getrennten Ebenen analysieren: auf der kompositorischen, der mimetischen und der psychosozialhistorischen Ebene.

1) In kompositorischer Absicht fungieren die beiden einander spiegelnden Ereignisse als *Voraus- und Zurückdeutung* (in jener direkten Kommunikation zwischen Autor und Leser, die sich über die Köpfe der Romanfiguren hinweg vollzieht). Des Weiteren dienen sie der *Rahmenbildung* und somit der Abrundung des fiktionalen Weltausschnitts (Bericht vom Suizid des Freundes im 3. Kapitel; Petöfys eigener Entschluss zum Suizid im vorletzten Kapitel). Außerdem gibt es beide Male ein zeitliches Zusammentreffen und dadurch eine schneidende Dissonanz zwischen dem Trauerfall und Festvorbereitungen im Palais (sogar die Dekoration ist identisch). Die Koinzidenz und der Kontrast von Ballfestlichkeit und Todesnachricht ermöglicht eine starke *Symbolik*. Sie

erinnert – wenn auch in abgeschwächter und diskreter Form – an das barocke Motiv vom Einbruch des Todes in das Bankett des Lebens.

2) Die mimetische Ebene betrifft die handelnden Personen und die Motivierung ihres Handelns. Lässt sich die Tat Petöfys als Nachahmung der formell gleichen Tat des Freiherrn von Gablenz deuten? Sicherlich nicht. Die Lage, in der sich diese beiden befunden haben, und damit ihre denkbare Motivierung ist nicht zu vergleichen. Gablenz hatte sich aus finanziellen Gründen erschossen. Bei Petöfy kommen die Motive Eifersucht und gekränktes Selbstwertgefühl in Frage; auch der selbstlose Wunsch, dem jüngeren Paar nicht mehr im Wege zu stehen, könnte als subjektiv ehrlicher Antrieb erwogen werden. So oder so -, dem Leser wird keine klar umrissene Motivierung geboten; er muss selber eine Antwort suchen. Sehr wohl aber hat das Vorbild des Freundes dazu beigetragen, Petöfy in seinem Entschluss zu bestärken. Schon an jenem Abend hatte er den Suizid als ein durchaus vertretbares Mittel zur Wahrung der Ehre verteidigt und Gablenz als geradlinigen Charakter gelobt: er „hielt es mit dem Wort: ‚Ich marchandiere nicht.‘“ [151] Daran erinnert sich Petöfy wieder im Selbstgespräch an seinem Todestag: „War es eine Vorahnung? Jedenfalls ist es mir lieb, damals nicht anders gesprochen zu haben.“ [152] Dass er eine Vorahnung gehabt haben könnte, klingt recht plausibel. Allerdings sollte man auch bedenken, dass die *Vorahnung* einer Romanfigur meist nur die pragmatisch abgesicherte (weil ins Bewusstsein der Figur verschobene) Entsprechung einer vom Autor intendierten *Vorausdeutung* auf der Ebene der Komposition ist. Die ‚Motivierung von hinten‘ schimmert hindurch. [153]

3) In psychosozialhistorischer Hinsicht geht es nun um den verworrenen Komplex der *Ehre*. Die Apologie des Grafen für seinen Freund lautet in ihrem Kernsatz: „Hätt’ er mit dem Ehrenpunkte marchandieren können, er lebte noch.“ [154] Der Ehrenpunkt! Daran hängen Tod und Leben. Dennoch lässt sich nicht annähernd bestimmen, wo dieser ominöse Punkt zu lokalisieren ist. Über die eventuelle Verletzung und Wiederherstellung der Ehre kann sich der Leser im Falle des Freiherrn von Gablenz, obwohl dieser paradoxerweise eine reale Person war, überhaupt kein Bild machen, weil der Erzähler bzw. Autor ihn hier im Stich lässt. (Fontane durfte auch beim zeitgenössischen Leser keine Kenntnis der Einzelheiten voraussetzen, da jener nicht etwa eine prominente Persönlichkeit war.) Von den Kommentatoren erfahren wir, dass beim großen Krach von 1873 ein finanzielles Unternehmen, an dem er sich beteiligt hatte, in Konkurs ging. Und wer hatte den Schaden? Wenn der Freiherr selbst dadurch ruiniert worden sein sollte, wenn er die Folgen nicht hätte ertragen können, so wäre das vor allem eine Frage des Lebensstandards, aber kaum der Ehre

gewesen. Falls er durch ihn ruinierte Familienangehörige zurückgelassen hätte, wäre ein Suizid im Anschluss an den Bankrott doppelt fragwürdig gewesen. Wenn er aber ungewollt mitschuldig daran wäre, dass auch fremde Personen oder ganze Familien vom Ruin erfasst wurden, so wäre sein Verhalten vielleicht moralisch höherwertig, aber sein Tod wäre kaum ein Gewinn für die zurückbleibenden Opfer der Spekulation. (Den Verdacht der Unterschlagung kann man im gegebenen Kontext wohl ausschließen.) Wie man es auch dreht und wendet: es bleibt unabsehbar, wo die ‚Ehre‘ noch festen Halt finden soll, wenn die Adelskaste mit der Hochfinanz kollidiert. Die Apologie des Grafen für den Freiherrn ist durch und durch inkonsistent. Der nüchterne Leser wird vermuten dürfen, dass ein spontaner Handlungsimpuls, hervorgegangen aus akuter Verzweiflung, sich durchgesetzt hat und keinen Platz mehr für sinnvoll motivierte, also vernunftgeleitete Verhaltensweisen ließ.

Graf Petöfys Entschluss in den Tod zu gehen erscheint demgegenüber, nach seinen Monologen zu urteilen, eher luzide durchdacht und folgerichtig ausgeführt. „Mein Kalkül war falsch“, bekennt er, will aber den Rechenfehler nicht korrigieren, sondern seine „Kavalierslaune“ mit einer Kugel begleichen: „nur nicht Umkehr oder die Blame der Unkonsequenz“. [155] Konsequentes Handeln heißt also nach seinen Begriffen, sich nicht zu blamieren, sich dem Vorwurf der Feigheit nicht auszusetzen, Schande von sich fernzuhalten. Sogar im Selbstgespräch bleibt die motivierende, handlungsvorbereitende Reflexion noch außengeleitet. Ihm schwebt erneut der „Ehrenpunkt“ vor, aber er kann und will ihn nur rein formal bestimmen. Denn auf andere Weise ist der Diskurs der ‚Ehre‘ für seine besondere Situation ebenso unpassend wie zuvor für Gablenz. Der Graf ist ja trotz allem so etwas wie ein gehörnter Ehemann. Angesichts der Suspendierungsklauseln im stillschweigenden Ehevertrag kann er jedoch das einschlägige Kriterium der verletzten Ehre – die Untreue der Ehefrau – nicht einmal vor sich selbst geltend machen. Eben deshalb scheidet auch die Option des Duells aus. Vom Konzept der ‚Ehre‘ übrig geblieben ist nur ein Schema, das seines Inhalts entleert wurde und insofern unbeschadet zu einem bloßen ‚Punkt‘ schrumpfen mag. Dieser ‚Ehrenpunkt‘ wird tautologisch, wenn er sich nicht konkretisieren lässt. („Die Ehre ist - die Ehre“, sagt Minna von Barnhelm in provokativer Absicht; aber nicht weil ihr das Problem schlechthin gleichgültig wäre, sondern weil Tellheim lange Zeit nicht geneigt ist, ihr den Angriff auf seine Ehre sachlich und konkret zu erläutern.) – Da Graf Petöfys Dilemma in der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden ist, gibt es für die ‚gute Gesellschaft‘ eigentlich gar keine Verletzung seiner Ehre; im Grunde geht es bloß um gekränkte Eigenliebe. Im Vergleich dazu hatte Schach von Wuthenow ein viel

stärkeres Motiv sich zu erschießen, nachdem sein Dilemma zwischen Mutter und Tochter Carayon mit der anschließenden Zwangsheirat publik und lächerlich gemacht worden war.

Als drastische Maßnahmen zur Wiederherstellung der Ehre von Edelmännern stehen das Duell und die Selbsttötung mittels Pistole konkurrierend und komplementär zur Wahl. Lässt sich ein Beleidiger oder Rivale dingfest machen, dann erfolgt die Duellforderung; ist ein solcher nicht identifizierbar oder soll er aus bestimmten Gründen geschont werden, dann richtet sich das Ritual gegen das eigene Leben. Auf jeden Fall muss Blut fließen. Im Prinzip muss jemand totgeschossen werden, wenn die Ehre tangiert ist. Wie es Wüllersdorf später in „Effi Briest“ formulieren wird: „unser Ehrenkultus ist ein Götzendienst“. [156] Im Duell riskieren beide Kontrahenten, zu töten und/oder getötet zu werden; wer sich die Kugel gibt, vereinfacht die Sache und macht sie vorhersagbar.

Abgesehen von allen besonderen Modalitäten, bleibt es für eine rationale Betrachtung unerfindlich, kraft welcher magischen Eigenschaften der Waffengebrauch zur Lösung von Konflikten im privaten und zivilgesellschaftlichen Zusammenleben der Menschen beitragen soll. [157] Die Mythologeme der ‚Ehre‘ haben ein großes Beharrungsvermögen bewiesen. [158] Dieser mentalitätsgeschichtliche Tatbestand lässt sich thematisch auch an Fontanes Erzählwerk ablesen. Dass der Schauplatz Wien dafür ebenso geeignet ist wie Berlin, zeigt die obsessive Wiederkehr der Duell-Thematik in vielen Erzählungen Arthur Schnitzlers. [159]

In seiner Tektonik ist „Graf Petöfy“ mit „Cécile“ vergleichbar, insofern die Gesamthandlung auch hier auf den zwei Eckpfeilern einer bedeutsamen Wiederholung ruht. In „Cécile“ kommt ein Wiederholungszwang als Verdoppelung der Duellsituation massiv zur Geltung. Dabei fungiert auf der kompositorischen Ebene je ein Duell als Schlussstein eines Handlungsblocks: erst der Vorgeschichte, dann der Kernhandlung. In „Graf Petöfy“ wird nur ein schwacher Wiederholungseffekt auf diskrete Weise zur Rahmung eingesetzt. Die ostentative Selbsterschießung der Hauptperson lässt die versteckte Präfiguration dieses Ausgangs durch eine blasse Randfigur (die gar nicht selbst auftritt, da sie schon tot ist) leicht übersehen. Fontane wünscht sich aufmerksame Leser, die solche ‚Finessen‘ zu würdigen imstande sind. Vielleicht hat er für diesen Effekt mit Absicht eine reale Persönlichkeit gewählt, um anzudeuten, dass solche Darstellungsmittel nicht bloß internen ästhetischen Zwecken dienen, sondern auch einen Realismus-Effekt bewirken können, indem sie auf psychosozialhistorische Realitäten verweisen.

8) „Irrungen Wirrungen“: die Last des Herkommens

Viel häufiger als die Einschwärzung realer Personen in den fiktionalen Mikrokosmos ist bei Fontane das Reden über prominente Persönlichkeiten der Zeitgeschichte. An erster Stelle wäre hier Bismarck zu nennen. Solche bekannten Individuen können zum Exempel dienen, als vorbildliches oder abschreckendes Beispiel aufgestellt und besprochen werden, ohne in den erzählten Weltausschnitt involviert zu sein. Ihre biographischen Profile können aufgerufen werden, um bestimmte sozialhistorische Gegebenheiten und entsprechende psychosoziale Einstellungen zu bezeugen. So steht das Mahnmal des im Duell getöteten Berliner Polizeipräsidenten Hinckeldey auch für die unheimliche Macht der Tradition. Kapitel 14 in Fontanes Meisterwerk „Irrungen Wirrungen“ schildert, wie Botho von Rienäcker auf einem langen Ausritt monologisierend das für ihn Unvermeidliche rechtfertigt: seine Geliebte zu verlassen und sich dem standesgemäßen Konubium zu fügen. Dabei stößt er auf ein Steinkreuz mit der Inschrift: „Ludwig v. Hinckeldey, gest. 10. März 1856.“ Warum war dieser in den Tod gegangen? „Einer Adelsvorstellung, einer Standesmarotte zuliebe, die mächtiger war als alle Vernunft, auch mächtiger als das Gesetz, dessen Hüter und Schützer zu sein er recht eigentlich die Pflicht hatte.“ Diese Aussage ist formell der Erzählerstimme zugeordnet, die jedoch indirekt den Bewusstseinsinhalt der Figur referiert. Darauf folgt direkte Figurenrede: „Was predigt dies Denkmal *mir*? Jedenfalls das eine, dass das Herkommen unser Tun bestimmt.“ [160] Die Nutzenanwendung erscheint zunächst sehr befremdlich; eine bevorstehende Heirat lässt doch eher an neues Leben denken und sollte nichts mit einem Todesritual zu tun haben. Auf den zweiten Blick kann man auch ein rationelles Moment in dieser Assoziation entdecken, allerdings nur im psychologischen Sinne, als ‚Rationalisierung‘ eingeschliffener Verhaltensmuster. Der Junker will die Determinierung seines Verhaltens durch das Althergebrachte als unausweichlichen Determinismus dramatisieren, um sich vom Zwang zur selbständigen Entscheidung zu entlasten. Dem Druck seines gesellschaftlichen Milieus kann und will er als „Durchschnittsmensch“ [161] nicht widerstehen.

Der seitenlange Monolog Rienäckers umkreist eine existenzielle Entscheidungssituation und dient der vorbereitenden Selbstprüfung. In dieser Hinsicht lässt er sich mit den Selbstgesprächen vergleichen, die Innstetten führt, um seinen Entschluss zum Duell vor dem eigenen Gewissen zu begründen. In

beiden Fällen steht aber die Entscheidung bereits fest, bevor sie im Bewusstsein der Personen explizit beschlossen worden ist. Denn die mentale Instanz, die hier das erste und das letzte Wort hat, ist keine autonome Urteilskraft, sondern die in der Psyche schon immer eingerichtete Agentur der gesellschaftlichen Zwänge. [162] Beide Personen geben bereitwillig zu, dass die Konvention – hier speziell das Duellwesen – vernunftwidrig ist, leugnen aber die Möglichkeit einer alternativen Verhaltensweise. Der vorgeblich unüberwindbare Ist-Zustand wird dadurch unversehens mit dem Soll-Zustand gleichgesetzt. Bei Rienäcker folgt denn auch der bloßen Feststellung („dass das Herkommen unser Tun bestimmt“) die Apologie auf dem Fuße: „Wer ihm gehorcht, kann zugrunde gehn, aber er geht besser zugrunde als der, der ihm widerspricht.“ [163] Im weiteren Verlauf seines ziellosen Ritts trifft Botho auf ein lebendes Bild, das ihm ebenfalls etwas zu predigen scheint, ein emblematisches Tableau, an das die monologische Rede assoziativ anknüpft und das sich zur Verklärung eignet. Arbeiter eines Walzwerks nehmen im Freien ihr Mittagmahl ein und unterhalten sich mit den Frauen, die ihnen das Essen gebracht haben. Eine pure Idylle: Rienäcker „war entzückt von dem Bilde, das sich ihm bot, und mit einem Anfluge von Neid sah er auf die Gruppe glücklicher Menschen.“ [164] Es ist schon fast verkehrte Welt: ein Edelmann beneidet das Industrieproletariat; das ist überhaupt nur vorstellbar, solange er keinen Blick ins Innere der Fabrik werfen muss. Als Devise dieser märkischen Arbeiter hält Botho fest: „Arbeit und täglich Brot und Ordnung.“ Einen Gedankenschritt weiter, und er kann das allgemeine sittliche Prinzip aufstellen: „Ordnung ist Ehe.“ [165] Für die wohlbekannten konservativen Diskurse über Ehe und Familie als Grundeinheit der Gesellschaft, als stabile Basis aller gesellschaftlichen Schichtungen und Autoritäten bildet diese Aussage gerade wegen ihrer Abstraktheit ein gut passendes Versatzstück. (Der Kritiker Fontane partizipiert gelegentlich selber an solchen Diskursen.) Doch auf die konkrete Situation des Junkers bezogen, ist sein Spruch gegenstandslos. Es geht ja bloß vordergründig um die Alternative Konkubinat oder Ehe; sein eigentliches Dilemma lautet: Heirat mit der Frau, die er liebt, oder Heirat mit der Frau, die ihn und seine Angehörigen finanziell saniert. Die ‚Mesalliance‘ mit Lene, die er immerhin schon mal in Erwägung gezogen hat, ginge nicht weniger konform mit der Gesetzesordnung als das standesgemäße Konkubium. Ohne Beschönigung auf seine Lage hin konkretisiert, müsste der Spruch daher lauten: Ordnung ist Geldheirat, Ordnung ist ausreichende Mitgift.

Drei Jahre später hat Botho seine seelische Verletzung noch nicht überwunden. Kurz vor der Rückkehr seiner Frau von einem Kuraufenthalt besucht er das Grab

von Lenes Pflegemutter und will dann mit seinen Erinnerungen „aufräumen“, zumindest mit den „Trägern der Erinnerung“. [166] Er nimmt ein Briefbündel und einige Souvenirs aus dem Geheimfach seines Schreibtischs und überantwortet sie dem Feuer, nachdem er nur den letzten von Lenes Briefen wiedergelesen hat; auf die Lektüre der anderen verzichtet er, weil sie ihm zu schmerzlich ist. Kaum sind die Dokumente seiner Liebesbeziehung zu Asche zerfallen, wird ihm klar, dass er trotzdem an diese Vergangenheit gebunden bleibt; denn das verlorene Liebesglück ist seinem Gedächtnis unmittelbar eingebrannt. [167]

Am Tag darauf trifft der Protagonist bei seinem üblichen Ausritt auf einen Offizierskameraden, der ihn in einer persönlichen Angelegenheit um Rat bittet. [168] Diese Randfigur, etwas jünger und rangniedriger als Botho (der inzwischen Rittmeister ist) steht der Hauptperson durchaus fern und ist vorher in diesem Roman (der sich mit Kapitel 23 dem Ende zuneigt) noch nicht aufgetreten. Allerdings gibt sein Name so etwas wie eine hermetische Wahlverwandtschaft zu erkennen: Bogislaw / Bozel von Regin hat die Initialen B. v. R. mit Botho von Rienäcker gemeinsam. Es entspinnt sich nun eine Unterredung, in deren Verlauf die groben Umrisse einer *Parallelepisode* sichtbar werden. Thematisch geht es auch bei Regin um ein „Verhältnis“ und die Frage, wie er damit umgehen soll: freie Liebesbeziehung oder Mesalliance oder Standesheirat. Nachdem das im Titel angekündigte Thema der Irrungen und Wirrungen von Liebe und Ehe am Schicksal der Hauptperson durchgespielt worden ist, wird die Nebenfigur zum Träger einer stark verkürzten, aber nur wenig abgewandelten Variation. In narratologischer Hinsicht bedingt das schon bekannte, aber geraffte Handlungsmuster einen Wiederholungs- und Verdoppelungs- und *Spiegelungseffekt*.

Zum Problem wird für Regin nicht das voreheliche Verhältnis als solches, - das ja bekanntlich von der herrschenden Doppelmoral mit großer Nachsicht toleriert wurde-, sondern der Umstand, dass sich die Liebe ungebeten eingeschlichen hat und auf eine dauerhafte Beziehung pocht, wie es der naive Ausruf bezeugt: „ich liebe die schwarze Jette.“ [169] Regin beteuert: „ich kann ohne sie nicht leben, sie hat es mir angetan und ihre Natürlichkeit, Schlichtheit und wirkliche Liebe wiegen mir zehn Komtessen auf.“ [170] Genau die gleichen Qualitäten hatte schon Rienäcker an seiner Lene gerühmt: „Einfachheit, Wahrheit, Natürlichkeit.“ [171] Beide Junker wissen ihre bescheidenen Talente illusionslos einzuschätzen: wenn sie die Privilegien ihrer Kaste aufgeben würden und von redlicher Arbeit leben müssten, so könnten sie, ihren selbstironischen Äußerungen nach, höchstens als Kellner reüssieren. [172] Obwohl die beiden

Berufs- und Standesgenossen bisher offenbar keine persönlichen Beziehungen gepflogen haben, will Rexin sich in seiner delikaten Herzensangelegenheit Rienäcker anvertrauen, weil er dessen Vorgeschichte kennt und von daher Verständnis erwartet. Diese Hoffnung zeugt nicht von großer Lebenserfahrung: da Rienäcker *sein* Dilemma nun seit längerem, zumindest äußerlich, überwunden und Fakten geschaffen hat, darf man vielmehr erwarten, dass er wenig geneigt ist, sich per Einfühlung in einen Zustand der Wirrnisse zurückzusetzen. Die unterlegene Sache findet in der Psyche keine Duldung mehr: sobald eine schwere und schmerzliche Entscheidung einmal getroffen ist, werden die alternativen Szenarien möglichst verdrängt und gelöscht. Mehr noch: je knapper die Entscheidung in Wirklichkeit ausgefallen ist, desto heftiger wird im Rückblick jede Möglichkeit einer anderen Verhaltensweise geleugnet. Der Protagonist reagiert zunächst recht abweisend auf das Anliegen seines Kameraden. Zwar lässt er sich dann allmählich auf eine Diskussion ein, doch empfiehlt er in dogmatischem Tonfall bloß den unbedingten Respekt vor der Konvention, die Unterwerfung unter die Macht der Verhältnisse. Das Resultat, zu dem Rienäcker damals (Kap. 14) im Selbstgespräch gelangt war, wird jetzt (Kap. 23) im Zwiegespräch lediglich bekräftigt.

Rexin scheut sich nicht, seine Gemütsverfassung offenzulegen: „Ich sehne mich nach einfachen Formen, nach einer stillen, natürlichen Lebensweise, wo Herz zum Herzen spricht“. [173] Im Grunde sei er ein „Philister“ und zur „Monogamie“ bestimmt. Wenn er in Amerika lebte, würde er seine Henriette „freiweg heiraten“. Doch hierzulande wolle er mit Rücksicht auf seine Eltern kompromissbereit sein und einen „Mittelkurs“ steuern. Auf Nachfrage definiert er diesen Ausdruck als „Einigung ohne Sanktion“. Botho kommentiert: „Also Ehe ohne Ehe.“ [174] (Hier bietet sich ein rechtsphilosophischer Terminus an, der wohl im 19. Jahrhundert noch geläufig war: ‚Gewissensehe‘.) Jedenfalls ist klar, dass Junker Rexin sich seiner Kaste entfremdet und der bürgerlichen Liebesauffassung angeschlossen hat. Er sucht aber nur ein Glück im Winkel und will keineswegs die herrschenden Vorurteile herausfordern. Genau so hatte sich schon Rienäcker vor drei Jahren positioniert: „Alles was ich wollte, war ein verschwiegenes Glück, ein Glück, für das ich früher oder später, um des ihr ersparten Affronts willen, die stille Guttheißung der Gesellschaft erwartete.“ [175] Die Übereinstimmungen sind also sehr weitreichend. Im Falle Rexins erfährt man allerdings nichts von Problemen oder Zwängen finanzieller Art. Um die Dämonen der eigenen Vergangenheit zu bannen, will Rienäcker die Ähnlichkeit seiner damaligen Lage und Stimmung mit der jetzigen Lage und Stimmung Rexins nicht wahrhaben. Stattdessen fährt er in einer langen Tirade

schweres Geschütz auf: „brechen Sie von Grund aus mit Stand und Herkommen und Sitte, so werden Sie, wenn Sie nicht versumpfen, über kurz oder lang sich selbst ein Greuel und ein Last sein“. Er glaubt aber nicht, dass Rexin das durchhalten und an einer ehelichen Verbindung ohne Kirche und Standesamt festhalten könnte. Wenn das langjährige Verhältnis dann doch zu Ende ginge, wäre der Schaden noch größer: „schließen Sie, wie’s die Regel ist, nach Jahr und Tag Ihren Frieden mit Gesellschaft und Familie, dann ist der Jammer da“; denn „ein Bild, das uns in die Seele gegraben wurde, verblasst nie ganz wieder“. Das Finale steigert sich zu einer pathetischen Ermahnung: „zurück von Ihrem Vorhaben, oder Ihr Leben empfängt eine Trübung und Sie ringen sich nie mehr zu Klarheit und Helle durch.“ [176] – Wir erfahren nicht, was Rexin daraufhin sagt oder tut oder beabsichtigt. Das ist auch richtig so, denn die Leser sollen nicht über den künftigen Weg dieser Randfigur spekulieren, sondern sich mit den angesprochenen Möglichkeiten auseinandersetzen. Die im Zwiegespräch skizzierte Parallelepisode hat anschaulich gezeigt, dass alternative Verhaltensweisen denkbar sind und letzten Endes auch im Leben ankommen werden.

Botho von Rienäcker gleicht einem zeitweiligen Ketzer, der in den Schoß der Orthodoxie zurückgekehrt ist und nun umso eifriger die tradierten Lehrsätze predigt. Der geborgte Diskurs soll das Schicksal eines Menschen überhöhen, der eigentlich aus seinem Gehäuse ausbrechen möchte, aber nicht die Kraft dazu aufbringt. Die Satzungen seiner Vorfahren, die Vorurteile seines Geburts- und Berufs-Standes, sein eigenes Vorleben mit dem gewohnheitsmäßigen Aufwand – alles drängt ihn zurück in die alten Gleise. Seine ganze individuelle Vorgeschichte überantwortet ihn den Mächten der Vergangenheit. Das Vergangene überschattet die lebendige Gegenwart und lässt sie verkümmern.

## ANMERKUNGEN

Fontane wird zitiert nach der Werkausgabe des Hanser Verlags München ---

**HFA**

Theodor Fontane: Werke, Schriften und Briefe (in 4 Abteilungen). Hg. Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. – Abt. 1 [Romane etc.] nach der 2., revidierten Auflage in 7 Bänden, 1970 ff.

- 1) Hubert Ohl: Melusine als Mythos bei Theodor Fontane. In: Mythos und Mythologie in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Hg. Helmut Koopmann. Frankfurt a. M. 1979, S.289-305; hier S. 291
- 2) Mehrere Romane Wilhelm Raabes (frühe und späte) beziehen ihr Handlungsmuster aus der Grundkonstellation eines ungleichen Freundespaars. Schon als Jugendfreunde zeigen sie gegensätzliche Charaktere; ihr weiterer Lebensweg verläuft zunehmend divergent. Insbesondere wird ein bodenständiger einem weltläufigen Typ – „Der Hungerpastor“, „Die Akten des Vogelsangs“ – oder noch zugespitzter ein Nesthocker einem Emigranten – „Zum Wilden Mann“, „Stopfkuchen“ – gegenübergestellt.
- 3) Vgl. den Artikel ‚Motiv‘ von Rudolf Drux im Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft.
- 4) Die Doppelung der Duellsituation in „Cécile“ ist ein frappierendes Beispiel für das Handlungsmuster ‚Wiederholungszwang‘, das im vorliegenden Beitrag untersucht werden soll.
- 5) Brief an den Sohn Theo vom 8. Sept. 1887; HFA, IV, 3, S.559
- 6) HFA, I, 2, S.362
- 7) Nicht zu vergessen die kritischen Rückblicke auf diese geselligen Runden durch eine kleine Gruppe von heimkehrenden Gästen. Beispiele: Nach einem Diner beim Bankier van der Straaten („L’Adultera“; Kap. 6: „Auf dem Heimwege“) diskutieren Polizeirat Reiff und Legationsrat Duquede über ihren Gastgeber. Nach einem „Mittagessen“ bei Oberst von St. Arnaud („Cécile“, Kap. 21) gibt Rosa Hexel dem Begleiter Gordon ihre Einschätzung der Persönlichkeit und der Ehe des Gastgebers.
- 8) Ausflüge zur Klosterkirche (Ruine) von Lehnin („Vor dem Sturm“; III, 15) – nach Tempelhof („Schach von Wuthenow; IV) – nach „Hankels Ablage“ („Irrungen Wirungen“; 11-13) – nach Halensee („Frau Jenny Treibel; 10) – „Nach dem ‚Eierhäuschen‘“ („Der Stechlin“; Überschrift des 3. Teils; Kap. 14-15).
- 9) Die ganze erste Hälfte des Romans „Cécile“ spielt sich im Harz als Sommerfrische ab: Hotel in Thale, Ausflüge nach Quedlinburg, Altenbrak u. a.
- 10) Heinz Schlaffer: Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewusstseins und der philologischen Erkenntnis. Frankfurt a. M. 1990, S.110 f.

- 11) Vgl. Clemens Lugowski: Die Form der Individualität im Roman. Berlin 1932. Reprint Hildesheim 1970, S.73-75. – Das Buch ist auch als Neudruck mit einer Einleitung von Heinz Schlaffer (Frankfurt a. M. 1976) erschienen.
- 12) Vom „heiteren Darüberstehen“ sprechen Romanfiguren zur Charakterisierung des französischen Königs Henri IV („Vor dem Sturm“; HFA, I, 3, S.178). Dieser Ausdruck wird seit langem auf den ‚Causeur‘ Fontane bezogen, er ist das Markenzeichen einer verharmlosenden Rezeption.
- 13) In der Rubrik „Prosafragmente und –entwürfe“ der Hanser-Werkausgabe (HFA, I, 7) sind die Texte zu „Melusine“ (S.253 f.) und ganz besonders zu dem Projekt „Oceane von Parceval“ (S.427-441) aufschlussreich. – Vgl. Renate Schäfer [später Renate Böschenstein]: Fontanes Melusine-Motiv. In: Euphorion, 56, 1962, S.69-104; und den Aufsatz von Ohl (wie Anm. 1). Ferner Edda Ziegler / Gotthard Erler: Theodor Fontane. Lebensraum und Phantasiewelt. Eine Biographie. Berlin 1996, S.208-241. Mir scheint allerdings, dass die Forschung einige Jahrzehnte lang etwas zu sehr „*im Banne der Melusine*“ gestanden hat (so der Titel einer Monographie über Fontane und sein Werk von Wolfgang Paulsen, Bern 1988). Der Dichter braucht wohl seine obsessiven Phantasiegebilde als schöpferische Anregung und Ausgangspunkt für die Figurengestaltung. Aber im Schaffensprozess kommt nach der „Psychographie“ die „Kritik“ (vgl. das in Anm. 15 nachgewiesene Zitat). Die Keimzelle einer Romanfigur muss dabei nicht unbedingt als ihr Wesenskern bewahrt bleiben. Im Laufe seiner Entwicklung hin zum Gesellschaftsroman hat Fontane dieses romantische Erbe zurück gedrängt. Die meisten seiner ‚Elementarwesen‘ verwandeln sich im Zuge der Ausarbeitung in junge Frauen, die allen Kriterien einer realistischen Menschendarstellung genügen. Charakteristische weibliche Hauptfiguren und Sympathieträgerinnen wie Lene Nimptsch („Irrungen Wirrungen“) und Corinna Schmidt („Frau Jenny Treibel“) weisen keine Affinität zu den Wasser- und Luft-Gestalten mehr auf.
- 14) Vgl. Sabina Becker / Sascha Kiefer (Hg.): ‚Weiber weiblich, Männer männlich‘? Zum Geschlechterdiskurs in Theodor Fontanes Romanen. Tübingen 2005 – Vgl. auch den oft zitierten Brief an Colmar Grünhagen vom 10. Okt. 1895, wo Fontane seinen Frauengestalten das „Natürliche“ vindiziert. (HFA, IV, 4, S.487 f.)
- 15) HFA, IV, 3, S.319 – Auch später noch operiert Fontane mit diesem Begriffspaar und dieser Stufenfolge. Im Brief an Paul Schlenther vom 13. Juni 1888 gibt er die Auskunft: „Ich schreibe alles wie mit einem Psychographen (die grenzenlose Dülfelei kommt erst nachher) und folge, nachdem Plan und Ziel mir feststehen, dem bekannten ‚dunklen Drange‘. Es klingt ein bisschen arrogant,

aber ich darf ehrlich und aufrichtig sagen: es ist ein natürliches, unbewusstes Wachsen.“ (HFA, IV, 3, S.611) - Im Brief an Hans Hertz vom 2. März 1895 heißt es über die Entstehung von „Effi Briest“: „Vielleicht ist es mir so gelungen, weil ich das Ganze träumerisch und fast wie mit einem Psychographen geschrieben habe. (...) Es ist so wie von selbst gekommen, ohne rechte Überlegung und ohne alle Kritik.“ (HFA, IV, 4, S.430)

16) Brief an Clara Kühnast vom 27. Okt. 1895 (HFA, IV, 4, S.493)

17) Bachtin schreibt in seinen späten „Schlussbemerkungen“ (1973): „Wenn die dargestellte und die darstellende Welt auch niemals miteinander verschmelzen können und wenn die prinzipielle Grenze zwischen ihnen auch niemals aufgehoben werden kann, so sind doch beide unlöslich miteinander verbunden und stehen in ständiger Wechselwirkung. Zwischen ihnen findet ein ununterbrochener Austausch statt, ähnlich dem ununterbrochenen Stoffwechsel, der sich zwischen einem lebendigen Organismus und seiner Umwelt abspielt: Solange der Organismus lebt, verschmilzt er nicht mit dieser Umwelt, reißt man ihn jedoch von ihr los, so stirbt er.“ Michail. M. Bachtin: Chronotopos. Formen der Zeit und des Chronotopos im Roman. Frankfurt a. M. 2008, S.192 - Den Begriff der Umwelt (aber von der Natur in die Gesellschaft verschoben) verwendet in poetologischer Absicht gleichfalls Karl Eibl zusammen mit dem modernen Systembegriff: „Gewiss entstehen durch Ausdifferenzierung Grenzen; aber sie isolieren nicht, sondern sie selektieren und reflektieren. Gerade die Grenzen sind die Voraussetzung dafür, (...) dass das Gesellschaftssystem zur Umwelt von Poesie wird, auf die diese nach Maßgabe ihrer eigenen Selektions-, Kohärenz- und Erhaltungsbedingungen reagiert.“ Karl Eibl: Die Entstehung der Poesie. Frankfurt a. M. 1995, S.136

17 a) Eibl, ebd., S.138

18) HFA, III, 2, S.144-145

19) Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. 5. revidierte Auflage, Hg. Johannes Winckelmann, 1. Halbband, Tübingen 1976, S.347

20) Zur Prädestinationslehre Calvins bzw. des späteren Calvinismus vgl. Christoph Strohm: Johannes Calvin: Leben und Werk des Reformators. München 2009, S.79-80, 105, 112 f.

21) Max Weber (wie Anm. 19), S.346

22) Friedrich Engels deutet Calvin so: „Sein Dogma war den kühnsten der damaligen Bürger angepasst. Seine Gnadenwahl war der religiöse Ausdruck der Tatsache, dass in der Handelswelt der Konkurrenz Erfolg oder Bankrott nicht abhängt von der Tätigkeit oder dem Geschick des einzelnen, sondern von

Umständen, die von ihm unabhängig sind.“ Marx Engels Werke, Bd. 22 (Berlin 1963), S.300

23) HFA, I, 3, S.273

24) HFA, I, 2, S.13, 16, 15

25) Vgl. Norbert Mecklenburg: Theodor Fontane. Romankunst der Vielstimmigkeit. Frankfurt a. M. 1998, Kap. VI

26) Im ersten Teil des Romans hatte Lehnert Menz den Förster Opitz durch eine Gewehrkugel tödlich verletzt. Den zugrunde liegenden Stoff mit vielen Einzelheiten lieferte ein recht aktueller Kriminalfall (1877), von dem Fontane an seinem Urlaubsort im Riesengebirge Kenntnis erlangte. Die Konfrontation eines Wilderers mit dem Förster war nicht nur ein beliebtes literarisches Motiv, sondern auch realiter auf dem Lande noch weit verbreitet. Zur moralischen (und strafrechtlichen) Beurteilung solcher Zweikämpfe schrieb Fontane in einem Brief an Tochter Martha (17. Juni 1885): „Förster und Wilddieb leben in einem Kampf und stehen sich bewaffnet, Mann gegen Mann, gegenüber; der ganze Unterschied ist, dass der eine auf dem Boden des Gesetzes steht, der andre nicht, aber dafür wird der eine bestraft, der andre belohnt, von ‚Mord‘ kann in einem ebenbürtigen Kampf keine Rede sein.“ (HFA, IV, 3, S.399) Ein solcher irregulärer *Zweikampf*, archaisch anmutend und standesmäßig nicht eingegrenzt, den eine dauernde antifeudal-anarchisierende Herausforderung begleitet, ist jedenfalls deutlich vom ritualisierten *Duell* zu unterscheiden.

27) HFA, I, 1, S.429f.

28) In einer Besprechung zu Henrik Ibsens Tragikomödie „Die Wildente“ riskiert Fontane die folgende Parenthese: - „des erschütternden Waltensehens unerforschlicher Schicksalsmächte ganz zu geschweigen“ -. (HFA, III, 2, S.776)

29) An Mathilde von Rohr, 19. 4. 1887 (HFA, IV, 3, S.535). – Ganz ähnlich heißt es im Brief an Paul Schlenther vom 2. 6. 1887: Die Geschichte soll „den Satz illustrieren: ‚Wer mal drin sitzt, gleichviel mit oder ohne Schuld, kommt nicht wieder heraus.‘ Also etwas wie Tendenz.“ (HFA, IV, 3, S.539)

30) HFA, I, 2, S.521 – Die Schreibweise der Vorlage mit der inkonsequenten Wiedergabe einer plebejischen Sprechweise habe ich unverändert übernommen.

31) HFA, I, 2, S.448

32) Dietrich Sommer: Prädestination und soziale Determination in Fontanes Romanen. In: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. [Hg. Fontane-Archiv] Potsdam 1966, S.37-52

33) Ebd., S.38

34) Ebd., S.46

35) Ebd., S.39

- 36) Goethe: „Urworte. Orphisch“ (Schlussvers der 1. Stanze). – Vermutlich ist eine beiläufige Äußerung der Frau von Carayon (aus „Schach von Wuthenow“) im gleichen Sinne zu verstehen: „es liegt alles vorgezeichnet in uns.“ (HFA, I, 1, S.577)
- 37) Dietrich Weber: ‚Effi Briest‘ – „auch wie ein Schicksal“. Über den Andeutungsstil bei Fontane. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts, 1966, S.457-474
- 38) Ebd., S.457 f.
- 39) Ebd., S.458
- 40) Ebd., S.467
- 41) Ebd., S.468
- 42) Ein Beispiel: Der Leser gewinnt den Eindruck, dass Effi ein sehr geringes Interesse für ihre Tochter Annie entwickelt. (Darin stimmt sie übrigens mit der Haltung Madame Bovarys überein.) Dies ließe sich möglicherweise aus der angenommenen mythologischen Natur Effis herleiten. Als elementargeisterhafte Melusine (bzw. Elfe) wäre sie im Grunde liebesunfähig. Dem scheint aber ihr späteres Verhalten im Zusammenhang mit Annies erzwungenem Besuch bei der Mutter (Kap. 33) zu widersprechen. Effis Erbitterung über die papageienartige Dressur des Kindes ist auf der Ebene eines realistisch dargestellten, psychosozial motivierten Handlungsgeflechts leicht nachvollziehbar. Der plötzliche Wiedersehenswunsch bleibt aber überraschend und passt nicht recht zu der Kühle und Distanz, die jene „Tochter der Luft“ vorher wie nachher allen emotionalen Bindungen gegenüber manifestiert. Der Hiatus zwischen den beiden Motivierungen lässt sich nur schwer überbrücken.
- 43) Ebd., S.473 f.
- 44) Peter Paul Schwarz: „Tragische Analysis“ und Schicksalsvorausdeutungen in Fontanes Roman ‚Effi Briest‘. In: Sprachkunst, 7, 1976, S.247-260
- 45) Ebd., S.257
- 46) Ebd., S.253 – Vgl. Eberhard Lämmert: Bauformen des Erzählens. Stuttgart (2)1967, S.182
- 47) Vgl. Lugowski (wie Anm. 11), S.11-12
- 48) Fontane war als Berichterstatter über den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 unterwegs. Sein Ausflug nach Domremy, dem Geburtsort der Jungfrau von Orleans, war aber nur seiner privaten Neugier, seinem touristischen Interesse als Bildungsbürger geschuldet. Dabei wurde er als mutmaßlicher preußischer Offizier und Spion verhaftet. In dem Erlebnisbericht „Kriegsgefangen“ bemerkt er dazu: „War es denkbar, unter glücklicherer

Vorbedeutung in das Dorf der Jeanne d'Arc einzuziehen? Und doch täuschten alle diese Zeichen.“ (HFA, III, 4, S.546)

49) Schwarz (wie Anm. 44), S.249

50) J. W. Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Bd. 8.1: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Text. München 1990, S.430

51) Bernhard Asmuth: Einführung in die Dramenanalyse. Stuttgart (4)1994, S.132

52) Schwarz (wie Anm. 44), S.249 f.

53) Vgl. ebd., S.251

54) Heinz Schlaffer: Das Schicksalsmodell in Fontanes Romanwerk. Konstanz und Auflösung. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift, NF 16, 1966, S.392-409

55) Zu dieser Kategorie zählt Schlaffer die folgenden vier Werke: Grete Minde, Ellernklipp, Unterm Birnbaum, Quitt.

56) Angesichts der scharfen begrifflichen, eigentlich normativen Unterscheidung, die Fontane zwischen der modernen Schuldtragödie und der antiken Schicksalstragödie vorgenommen hat, kann man sich fragen, ob das von Schlaffer umrissene Schicksalsmodell nicht besser Schuld-und-Sühne-Modell heißen sollte.

57) Schlaffer (wie Anm. 54), S.397

58) Ebd., S.399

59) Ebd., S.398

60) Ebd., S.399

61) Lene sagt Botho auf den Kopf zu, dass er schwach sei, und fragt sich, wer oder was stärker ist: „Nun, entweder ist's deine Mutter, oder das Gerede der Menschen, oder die Verhältnisse.“ (Kap. 5) Einer der Offizierskameraden bemerkt über Bothos Lage: „Die Verhältnisse werden ihn zwingen (...)“ (Kap. 8); HFA, I, 2, S.345 bzw. S.362 - Ein anderer Interpret, den auch Schlaffer zitiert, schlussfolgert daraus: „Das Leben als die Summe der sozialen, historischen und auch psychologischen Konditionen hat die Rolle des Verhängnisses übernommen (...)“ Walther Killy: Abschied vom Jahrhundert. Fontane: ‚Irrungen, Wirrungen‘. In: W. K.: Wirklichkeit und Kunstcharakter. Neun Romane des 19. Jahrhunderts. München 1963, S.193-211; hier S.207. (Wieder abgedruckt in: Wolfgang Preisendanz (Hg.): Theodor Fontane. [Wege der Forschung] Darmstadt 1973.) Die Verabschiedung des Schicksals erfordert aber keinen Verzicht auf Symbolik. Wie Killy schreibt: „die als realistisch gern gerühmten Realien entfalten dabei ihre ganze poetische Verweisungskraft“ (ebd., S.201).

62) HFA, I, 4, S.236

63) Vgl. Der Stechlin, Kap. 37; HFA, I, 5, S.322

64) Die materiellen und mentalen Voraussetzungen für das Fortleben solcher traditionsgebundenen Verhaltensweisen im Bismarck-Reich liegen in der (politisch stabilisierten) Fortdauer von Überresten feudaler Strukturen. Karl Marx bemerkt über die Epoche des Feudalismus, dass hier „die Tradition eine übermächtige Rolle spielen muss.“ Die feudale Produktionsweise verstetigt sich „bei stagnanten Zuständen sowohl des Produktionsprozesses wie der ihm entsprechenden gesellschaftlichen Verhältnisse durch die bloße wiederholte Reproduktion ihrer selbst. Hat diese eine Zeitlang gedauert, so befestigt sie sich als Brauch und Tradition und wird endlich geheiligt als ausdrückliches Gesetz.“ Karl Marx: Das Kapital, Bd. III (Marx Engels Werke, Bd. 25), S.801 f. Der Zusammenhang von gleichförmiger Reproduktion und starrer Tradition lässt sich verallgemeinern.

65) Nur Graf Waldemar (aus „Stine“), kränklich, an einer schweren Kriegsverletzung laborierend, aber charakterstark, beharrt auf seiner individuellen Wahl der Partnerin und bleibt konsequent bis hin zum Suizid. Sein Gegenteil verkörpert Leopold Treibel, physisch und moralisch gleich schwach, dessen einmaliger Versuch, sich aufzulehnen gegen die Mutter, kläglich zusammensackt.

66) HFA, I, 2, S.357 – Vgl. auch den Brief der Mutter an Botho in Kapitel 14 (bes. S.402).

67) Bei Ibsen („Gespenster“) wird die Syphilis mit Gehirnerweichung vom inzwischen verstorbenen Vater auf den Sohn vererbt. Erbliche Geisteskrankheiten sind ebenfalls beliebt. Vor allem wird die Trunksucht immer wieder als Erbübel in einem genetischen Sinne hingestellt. Bei Emile Zola hinterlässt der Alkoholiker Auguste Lantier (aus „L’Assommoir“) seinem Sohn Etienne Lantier (aus „Germinal“) ein permanentes hohes Risiko, dem Suff zu verfallen. Ähnlich verhält es sich bei Gerhart Hauptmann („Vor Sonnenaufgang“): Bauer Krause, ein schwerer Alkoholiker, hat seine ältere Tochter und deren Nachwuchs bereits unheilbar geschädigt. Die fromme jüngere Tochter wird von ihrem potentiellen Bewerber als gefährdet eingestuft und deshalb verlassen. – Es scheint, als würde die christliche Erbsünde von den Naturalisten zur biologischen Vererbungs-Sünde uminterpretiert. Fontane hat diese Doktrin in einer Besprechung Ibsens ausdrücklich zurückgewiesen: „Es ist die Lehre von der Heimsuchung oder <der Väter Sünde der Kinder Fluch>.“ (HFA, III, 2, S.775)

68) In Adalbert Stifters Erzählungen sind die Beziehungen zwischen den Generationen von eminenter Bedeutung. Besonders „*Der Hagestolz*“ weist eine charakteristische Konstellation auf. Die Vorgeschichte enthüllt sich allmählich als die konfliktreiche Jugendgeschichte der Elterngeneration. Einerseits gab es ein Zerwürfnis zwischen zwei Brüdern, die um dasselbe Mädchen warben; der erfolglose Bewerber ist bis ins Alter Junggeselle geblieben (die Titelfigur). Andererseits versäumte der erfolgreiche Liebhaber die Heirat mit der Geliebten. Aus verschiedenen Gründen sahen sich beide Partner jeweils zu einer Vernunftehe genötigt. Ihre daraus hervorgegangenen Kinder (*sein* Sohn und *ihre* Tochter) sind zusammen aufgewachsen und geben sich zum Abschluss der Erzählgegenwart das Jawort. Die Nachkommen bewirken also eine Versöhnung der Konflikte ihrer Eltern, sie leisten gewissermaßen eine rückwirkende Kompensation für die Wirrnisse und Fehler der Vergangenheit: „Nicht sehr lange Zeit nach seiner Zurückkunft stand Victor mit Hanna zur ewigen Verbindung an dem Altare – zwei Wesen, deren Antlitze die Abbilder von zwei anderen waren, die einmal auch gerne vor demselben Altare gestanden wären, aber durch Unglück und Verschuldung auseinander gerissen worden waren, und dann lebenslänglich bereuten.“ (Adalbert Stifter: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Bd. 1, 6. Stuttgart 1982, S.141) Die erwünschte Liebesheirat kommt also erst im zweiten Anlauf zustande.

Eine ganz ähnliche Konstellation lässt sich in Gottfried Kellers Novellenzyklus „*Das Sinngedicht*“ (1881) beobachten. Das junge Paar findet in der Rahmenhandlung, die sich allmählich zu einem kleinen Liebesroman ausweitet, trotz vieler Spannungen zueinander, während die verborgene Vorgeschichte, d. h. die Jugendgeschichte der Elterngeneration, zur Novelle verfremdet unter dem Titel „Die Geisterseher“ erzählt und schließlich mit der Gegenwart verknüpft wird. Der Erzähler ist hier der Oheim der weiblichen Hauptfigur (wohingegen alle anderen Novellen als Exempel und wie Argumente von dem jungen Mann oder der jungen Dame vorgetragen werden). Kurzfassung dieser Geschichte: Zwei enge Freunde sind zugleich Nebenbuhler um die Gunst desselben Mädchens. Da die beiden keine Entscheidung herbeiführen können, will *sie* die Wahl treffen, und zwar durch ein angeblich unparteiisches Verfahren, einen inszenierten Spuk als Mutprobe oder besser Vernunftprobe. Der eine, mit Neigung zum Aberglauben, versagt; der andere, mit rationalistischer Einstellung, hat Erfolg. Der unterlegene Rivale bleibt Junggeselle (wie der „Hagestolz“ bei Stifter), wird aber als Oheim der jungen Lucie deren Pflegevater. Der glückliche Rivale und das findige Mädchen heiraten und werden die Eltern des jungen Reinhart. Die Vorgeschichte endete mit einer

unauflösbaren Dissonanz; die Erzählgegenwart ermöglicht nun eine nachträgliche Beilegung des Konflikts mittels Vermählung zwischen dem Sohn und der Pflögetochter. Der Oheim sagt nach Abschluss seiner Erzählung: „Ich fühle mich ganz versöhnlich und verzuckert im Gemüt.“ (Gottfried Keller: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. 7, Basel / Zürich 1998, S.208) Sein Wunsch nach Versöhnung wird später auch durch eine Wiederbegegnung mit der Jugendfreundin und dem Jugendfreund erfüllt werden.

Eine solche generationenübergreifende Art der Versöhnung gibt es bei Fontane nicht, - schon deshalb, weil in seinem Generationenschema das Prinzip der Liebesheirat nicht vorgesehen ist. Einzig in der von Luise von Briest arrangierten Eheschließung zwischen ihrer Tochter und ihrem vormaligen Verehrer darf man den unterschwelligsten Wunsch nach Wiedergutmachung für die damals beschädigten Gefühle voraussetzen; allerdings mit krassem Misserfolg (vgl. III, 4.2).

69) Sigmund Freud: Gesammelte Werke, Bd. 12 (Frankfurt a. M. (3)1966), S. 251

70) Ebd., Bd. 13 (Frankfurt a. M. (6)1969), S.22

71) Sir Willoughby Patterne, die Titelgestalt des Romans, ist mit allen erdenklichen irdischen Glücksgütern überreichlich gesegnet und wird dennoch nacheinander von zwei Verlobten sitzen gelassen. Formell betrachtet wird er das passive Opfer eines *Wiederholungszwanges*, und doch hat er sich dieses Schicksal (mit Freuds Worten) selbst bereitet, hat es letztlich selbst verschuldet, da sein unerträglicher Egoismus alle Menschen in seiner Umgebung beherrschen und kontrollieren will. Insbesondere die Frauen sollen wie Wachs in seinen Händen sein. Wichtig ist der Umstand, dass die Geschehnisse nicht chronologisch abrollen, sondern auf eine Kernhandlung und eine *Vorgeschichte* verteilt sind. Die weibliche Hauptfigur Clara Middleton beginnt bald zu zweifeln, wird zunehmend desillusioniert und fängt im gleichen Maße an, sich für das Verhalten und die Motive ihrer Vorgängerin zu interessieren. So kommt eine Vorgeschichte ins Spiel, die sich stückweise enthüllt und schließlich als Vorbild für konsequentes Handeln fungiert. – In Freuds Werk „Zur Psychopathologie des Alltagslebens“ findet Meredith mit seinem Roman zwar Erwähnung, aber nur insoweit, als Passagen aus einem Aufsatz von Ernest Jones zitiert werden. Dieser Mitstreiter behandelt einige ‚Versprecher‘ Claras, die höchst entlarvend für ihren Seelenzustand sind. Jones macht plausibel, dass Meredith selber sich der symptomatischen Ausdruckskraft solcher ‚Versprecher‘ voll bewusst war. (Vgl. Freud, Bd. 4, S.109-111)

- 72) Reinhart Koselleck: Zeitschichten. Studien zur Historik. Frankfurt a. M. 2003, S.12 (Hervorhebung von J. S.)
- 73) Ebd., S.13
- 74) Ebd., S.12 f. (Hervorhebung von J. S.); vgl. auch S.21-24.
- 75) Vgl. Peter Rühmkorf: agar agar – zauraurim. Zur Naturgeschichte des Reims und der menschlichen Anklangsnerven. Reinbek 1981 – Für unsere Zwecke gut anwendbar ist der folgende Eingangssatz einer Vorlesung: „Dass die Wiederholung zum Wiederholungszwang werden kann und die Lust an selbsterzeugten Wiederhallen zur Echolalie gilt unter Psychopathen für ausgemacht, und wir professionellen Laut-Äquilibristen können uns da wohl kaum ausnehmen.“ (S.71)
- 76) HFA, I, 4, S.675
- 77) HFA, I, 2, S.800
- 78) Die „*Wiederbringung* aller Dinge“ ist der Kernsatz einer heterodoxen theologischen Lehrmeinung. In C. F. Meyers Novelle „Das Amulett“ (Kap. 2) berichtet die Hauptperson als Ich-Erzähler: „Die zwei Pfleger meiner Jugend stimmten in manchen Punkten nicht zusammen. Während der Theologe mit seinem Meister Calvin die Ewigkeit der Höllenstrafen als das unentbehrliche Fundament der Gottesfurcht ansah, getröstete sich der Laie der einstigen Versöhnung und fröhlichen Wiederbringung aller Dinge.“ (Conrad Ferdinand Meyer: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. 11, Bern 1959, S.10) Auch Fontane muss von dieser Lehre (wenigstens eine ungefähre) Kenntnis gehabt haben, denn in seinem Romanerstling „Vor dem Sturm“ (II, 16) macht eine der Hauptfiguren, Renate von Vitzewitz, gesprächsweise folgende Äußerung: „Ich fand einmal ein Buch, in dem las ich, dass nichts unterginge und dass an einem bestimmten Tage *alles* wiederkäme, die große und die kleine Welt, Mensch und Tier, auch die sogenannten leblosen Dinge. (...) Und diese durch ein Reinigungsfeuer gegangene Welt, diese verklärte Spiegelung von allem, was je dagewesen ist, würde die Seligkeit sein.“ (HFA, I, 3, S.253) Solche Anschauung geht auf den frühen Kirchenvater Origenes zurück. Er entwirft einen „kosmischen Zyklus von Abfall, Inkarnation und Befreiung der Seelen“, der sich unbegrenzt wiederholen kann, aber schließlich doch in die Aufhebung des Kreislaufs einmündet: „völlige Wiederherstellung allen Seins – apokatastasis panton.“ (Philosophen-Lexikon, Hg. Bernd Lutz, Metzler Verlag, Stuttgart Weimar (2)1995, S.639)
- 79) Vgl. oben Anm. 26
- 80) In einer Rezension von „Quitt“ gab man zu bedenken: „Dio non paga il sabato, Gott zahlt nicht am Sonnabend aus, lautet ein drastisches italienisches

Spruchwort, das mit Recht betont, dass die Sühne eines Verbrechens ebenso wenig wie die Belohnung einer Guttat mit schablonenhafter Regelmäßigkeit erfolgt.“ Fontane antwortete darauf: „Dio non paga il sabato – wunderbar, erst als Satz überhaupt und dann in der Anwendung auf meinen Roman (...). Das Aufgehen der (...) Geschichte wie ein Rechenexempel, ganz ohne Bruch, ist gewiss ein Fehler.“ (Beide Zitate nach dem Anhang der durch Christina Brieger 1999 besorgten Edition von „Quitt“ im Rahmen der Großen Brandenburger Ausgabe, S.340.)

81) Diese Heirat ist natürlich eine krasse Mesalliance, die der alte Landjunker im Zuge seiner antinapoleonischen Volkserhebungsaktivitäten aber duldet und die von dem skurrilen Generalmajor von Bamme als Sieg über den verjäherten Adelsdünkel, über das „Zweimenschensystem“ (HFA, I, 3, S.122; vgl. S.706) gefeiert wird.

82) HFA, I, 3, S.329

83) Ebd., S.330

84) Ebd., S.477

85) Ebd., S.694

86) J. W. Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens, Bd. 14, S.568

87) Sigmund Freud: Gesammelte Werke, Bd. 15 [(5)1969], S.114  
(Hervorhebungen von J. S.)

88) Ebd., Bd. 13 [(6)1969], S.20 u.21

89) Eine solche Unvereinbarkeit liegt auch beim Ehepaar Holk aus „Unwiederbringlich“ vor, aber seitenverkehrt. Hier ist Graf Holk der Hedonist, während seine Gattin Christine eine strenge und fromme Lebensauffassung vertritt. Die Redewendung ‚il/elle a les défauts de ses vertus‘ (vgl. HFA, I, 2, S.595), bezogen auf Christine, würde auch für Ladalinski zutreffen. In beiden Fällen führt eine rigide Tugendhaftigkeit zur Entfremdung und provoziert schließlich die Partner zum Ehebruch.

90) HFA, I, 3, S.324

91) HFA, I, 4, S.19

92) Renate Böschenstein: Caecilia Hexel und Adam Krippenstapel. Beobachtungen zu Fontanes Namengebung. In: Fontane Blätter, Heft 62, 1996, S.31-57. - Über Innstetten: „Sein Karrierismus, seine Pedanterie sind nicht in ihm angelegt, sondern Folge der tödlichen Verletzung, als Effis Mutter anstatt seiner den schon etablierten Briest wählte Die für das Scheitern von Effis Ehe

zentrale Beziehung zwischen ihrer Mutter und ihrem Gatten wird auf zwei Ebenen in den Text integriert. Es wird in aller Offenheit über jene vergangene Neigung diskutiert und reflektiert – und dies täuscht über die Fortdauer der Bindung hinweg. Innstetten ist ein Revenant, ein lebendig Toter, wie der Chinese, dem gleichfalls seine Geliebte durch eine Konventionsheirat geraubt wurde. Das Geheimnis seines Namens ist der Anklang an eine englische Präposition, nicht überraschend in einem Roman, der mit „In Front“ beginnt. „Anstatt“ – unter diesem Zeichen steht sein erstorbenes Leben: Effi statt ihrer Mutter, Karriere statt innerlich erfüllender Tätigkeit. Hier erfasst der Name eine Person, deren Wesentliches in ihrer Virtualität besteht, die anstelle dessen steht, was sie sein könnte.“ (S.47 f.)

93) HFA, I, 4, S.37

94) Ebd., S.39

95) Die Planungen für den Polterabend sehen vor, dass Niemeyers Tochter „Hulda das Käthchen von Heilbronn in der Holunderbaumszene darstellen“ soll, wobei der Pastor sich auch noch bemüht fühlt, „die verschämte Nutzenanwendung auf Innstetten und Effi hinzuzudichten.“ (Ebd., S.26)

96) Walter Müller-Seidel: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. Stuttgart (2)1980, S.316. - Wilibald Schmidt fasst die Verwicklungen als „Tragikomödie“ auf (HFA, I, 4, S.464)

85) Das ‚Poetische‘ im verschleiernenden Sinne ist geronnen zu ‚Jennys Lied‘, dem epigonalen lyrischen Text, den seinerzeit der junge Wilibald verfasst haben soll, und der im Laufe der Kernhandlung zweimal als Gesang vorgetragen und auch zweimal in extenso zitiert wird (HFA, I, 4, S.338 und 477). Der Schlussvers ‚Wo sich Herz zum Herzen find’t‘ dient zugleich als Untertitel des Romans. Offensichtlich ist jener von einem Verspaar aus Schillers ‚Lied von der Glocke‘ inspiriert worden: ‚Drum prüfe, wer sich ewig bindet, / Ob sich das Herz zum Herzen findet!‘ (Vers 91 f.) Nun gibt es eine Pennäler-Parodie, welche gerade diesen Passus entweicht; sie dürfte auch zu Fontanes Zeiten schon im Umlauf gewesen sein: ‚Drum prüfe, wer sich ewig bindet, / Ob sich nicht noch was Bessres findet.‘ (vgl. Peter Rühmkorf: Über das Volksvermögen. Reinbek 1969, S.113) Jenny ließe sich kurz und treffend dadurch charakterisieren, dass sie unverdrossen das ‚Ideale‘ besingt, aber nach der profanierten Fassung handelt. Sie hat dann tatsächlich eine ‚bessere Partie‘ gefunden. Der alte Wilibald berichtet über ihr damaliges Verhalten nach der stillschweigenden Verlobung: ‚während sie nach wie vor das Lied sang, *mein* Lied, liebäugelte sie mit jedem, der ins Haus kam, bis endlich Treibel erschien

(...).“ (HFA, I, 4, S.369) - Eine andere Kontrafaktur der Schiller-Verse mit materialistischer Tendenz bringt die Haltung schwäbischer Bauern zum Ausdruck: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, wie sich die Wies zum Acker findet.“ (zitiert nach Heidi Rosenbaum: Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1982, S.73)

98) HFA, I, 4, S.380

99) Ebd., S.438

100) Vgl. Georg Bollenbeck: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters. Frankfurt a. M. 1996, Kap. III, 2; Rudolf Vierhaus: Umriss einer Sozialgeschichte der Gebildeten in Deutschland. In: R. V.: Deutschland im 18. Jahrhundert. Politische Verfassung, soziales Gefüge, geistige Bewegungen. Ausgewählte Aufsätze. Göttingen 1987, S.167-182

101) Bei Heidi Rosenbaum: Formen der Familie (wie Anm. 97) wird in einem Exkurs „Aristokratisierung des Bürgertums“ (S.320-325) die strategische Bedeutung unterstrichen, die dem „Institut des Reserveoffiziers“ zukam: „Da die Offizierslaufbahn eine traditionell adelige Karriere war, vermochte der Inhaber des Reserveoffizierstitels sich in der Nähe des Adels zu sehen. Fast ausnahmslos strebten die Angehörigen des Bürgertums nach diesem begehrten Titel und vollbrachten dafür enorme Anpassungsleistungen.“ Und weiter: „Adeliger Ehrbegriff und soldatischer Geist drangen in das Bürgertum ein, denn Reserveoffizier zu sein bedeutete Anpassung an die Normen und den Lebensstil der professionellen Militärs.“ (S.322) Hinzu kommt die Prägung durch die studentischen Korps mit ihrem gleichgerichteten Ehrenkodex und ihrer durch das Couleurband demonstrierten Satisfaktionsfähigkeit. – Vetter bzw. Neffe Marcell macht keine Ausnahme von der Regel. Auf den Karten, mit denen Wilibald die Verlobung seiner Tochter anzeigt, wird der Bräutigam vorgestellt als „Dr. Marcell Wedderkopp, Oberlehrer und Leutnant der Reserve im brandenburgischen Füsilier-Regiment Nr. 35“ (HFA, I, 4, S.472). Vgl. auch die Wiedergabe der Visitenkarte eines Kammergerichtsassessors in dem Roman „Quitt“, Kapitel 16. - Auf den damaligen Visitenkarten wurde oft sogar der militärische Rang vor dem Zivilberuf genannt.

102) HFA, I, 4, S.439

103) Treibel teilt also die „Sucht nach Titeln, Orden und Auszeichnungen“, die „sich im Bürgertum des Kaiserreichs geradezu epidemisch ausbreitete“ und eine Überprüfung der politischen Gesinnung der Aspiranten ermöglichte. (Rosenbaum [wie Anm. 97], S.323)

104) HFA, I, 4, S.321

105) Ebd., S.375

106) Ebd., S.373

107) Ebd., S.344 - Zum Zwecke des sozialen Aufstiegs die Ehe mit einem völlig unpassenden Mann einzugehen, ist vor Corinna Schmidt schon Franziska Franz (in „Graf Petöfy“) bereit. Sie bekennt ihrer Freundin gegenüber: „die Weltlust reißt uns hin und nicht zum wenigsten der Ehrgeiz.“ (HFA, I, 1, S.761)

108) In dieser Hinsicht hat sie Ähnlichkeiten mit Minna von Barnhelm. Lessings Komödie hatte eine wichtige Tradition der *commedia dell'arte* umgestülpt: dass die gewitzte Dienerin im Namen oder anstelle ihrer ängstlichen und hilflosen jungen Herrin die Intrige vorantreibt und die gewünschte Gattenwahl durchsetzt. Minna wird zwar ebenfalls von einer Zofe begleitet, doch ihre Rollen haben sich quasi vertauscht: während Minna furchtlos allerlei Intrigen in Gang setzt, bringt Franziska Bedenken vor und versucht zu bremsen. (Vgl. Simonetta Sanna: Streitkultur in Lessings ‚Minna von Barnhelm‘. In: Streitkultur. Strategien des Überzeugens im Werk Lessings. Hg. Wolfram Mauser u. Günter Sae. Tübingen 1993, S.444-456. Die Verfasserin formuliert ihre These gleich im Untertitel: Minnas Fähigkeit vs. Franziskas Unfähigkeit zum Streiten als Movers von Handlungsentwicklung und Konfliktlösung.) Corinna hat keine Zofe (könnte sich keine leisten), dafür übernimmt die Haushälterin Frau Schmolke, teilweise noch eine Mutterrolle ausfüllend, den Part der Bremserin und Ermahnerin. Obwohl Corinna „kein emanzipiertes Frauenzimmer“ (HFA, I, 4, S.343) sein will, nimmt sie für sich in Anspruch, einen Plan und ein Ziel verfolgen zu dürfen. Doch bleibt die Selbstbestimmung von Anfang an eingeschränkt, da die Versorgungsehe als Prinzip niemals in Frage gestellt wird.

109) HFA, I, 4, S.444

110) Peter Wruck: Frau Jenny Treibel. In: Fontanes Novellen und Romane. Hg. Christian Grawe, Stuttgart 1991, S.185-216, hier S.191 - Dieser ausgezeichnete Aufsatz bietet eine facettenreiche Gesamtinterpretation, wie sie im vorliegenden Kapitel nicht angestrebt sein kann.

111) Wilibald, der „kein Übelnehmer und Spielverderber“ sein will, behauptet: „Ich persönlich bin drüber weg“ – aber wie lange hat er dazu gebraucht? (HFA, I, 4, S.369) Aus Leopolds Werther-Lektüre (vgl. ebd., S.450) darf man zwar nicht schließen, dass er suizidgefährdet wäre. Aber die Parallele zu dem unglücklichen, kranken und dennoch charakterstarken Waldemar, dessen Werbung um Stine im gleichnamigen Roman am Standesgegensatz scheitert, der sich am Ende vergiftet, sollte zu denken geben.

112) Solchen Moralaposteln hält der Spätaufklärer Heinse im Jahr 1800 entgegen: „Ich kann den Menschen und die Gesellschaft nicht jedes besonders nehmen, dem Menschen alles aufbürden, und der Gesellschaft nichts.“ Der abschließende Satz dieses Aphorismus klingt wie zugeschnitten auf Corinnas Handlungsweise: „Der Mensch, welcher Verstand hat, ist überall ein kluges Tier; er richtet sich nach den Umständen“ (Wilhelm Heinse: Die Aufzeichnungen. Frankfurter Nachlass, Bd. II. Hg. Markus Bernauer u. a., München 2003, S.1091, 1092) – Freilich wird Corinna am Ende von ihrem Schöpfer desavouiert, indem sie eine problematische ‚Besserungsgeschichte‘ durchmachen muss. „Fontane statuiert an ihr ein Exempel zugunsten der sanktionierten Normalform der patriarchalischen bürgerlichen Ehe.“ (Wruck [wie Anm. 110], S.209 f.)

113) HFA, I, 4, S.368

114) Dies entspricht genau dem sozialgeschichtlich verbürgten Verhaltensmuster: „Da die Frauen nicht durch eigene Berufstätigkeit zum Lebensunterhalt beitragen konnten und sollten, musste, wenn kein größeres Vermögen vorhanden war, mit der Eheschließung gewartet werden, bis die Ausbildung der Männer abgeschlossen war und sie eine Planstelle erhalten oder sich selbständig etabliert hatten.“ (Rosenbaum [wie Anm. 97], S.331) – Für angehende evangelische Seelsorger bringt es das Sprichwort auf den Punkt: „Erst die Pfarre, dann die Quarre.“

115) HFA, I, 4, S.370

116) Werner Kohlschmidt: Geschichte der deutschen Literatur vom Jungen Deutschland bis zum Naturalismus. Stuttgart 1975, S.528

117) Selbstkritisch äußert sich Fontane gegenüber seinem Sohn Theo (Brief vom 8. Sept. 1887): „Die langen Auseinandersetzungen über die Askanier werden nicht viel Freunde gefunden haben, und hinsichtlich meiner künstlerischen Absicht, den <Privatgelehrten> als eine langweilige Figur zu zeichnen, wird man mir mutmaßlich sagen, <meinem Ziele näher gekommen zu sein als nötig>.“ (HFA, IV, 3, S.559) – Zum Thema Preußentum vgl. bes. Eda Sagarra: Vorurteil im Fontaneschen Erzählwerk. Zur Frage der falschen Optik in ‚Cécile‘. In: Theodorus victor. Theodor Fontane, der Schriftsteller des 19. am Ende des 20. Jahrhunderts. Hg. Roland Berbig. Frankfurt a. M. 1999, S.121-136

118) Ebd., S.133

119) Ebd., S.129

- 120) Sabina Becker: „Wer ist Cécile?“ In: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft, 2002, S.130-154; hier S.132; vgl. a. S.141 (Die Verfasserin ignoriert den Beitrag von Eda Sagarra.)
- 121) Sascha Kiefer: Der determinierte Beobachter. Fontanes ‚Cécile‘ und eine Leerstelle realistischer Programmatik. In: Literatur für Leser, 26, 2003, S.164-181
- 122) Ebd., S.171
- 123) Ebd.
- 124) Ebd., S.170
- 125) Magdalene Heuser: Fontanes ‚Cécile‘. Zum Problem des ausgesparten Anfangs. In: Zeitschrift für deutsche Philologie, 92, 1973, Sonderheft Fontane, S.36-58; hier S.37
- 126) Ebd., S.38, 39, 45
- 127) Wie Anm. 119
- 128) Brief an Adolf Glaser, 25. April 1885; HFA, I, 2, S.871
- 129) Vgl. Helmuth Nürnberger: <Du hast den Sänger Rizzio beglückt...>. Mortimer und Maria Stuart, Robert von Gordon-Leslie und Cécile von St. Arnaud. In: Fontane Blätter, Heft 63, 1997, S.91-101
- 130) Wie Anm. 29
- 131) Brief an Jesco von Puttkammer, 20. Jan. 1886; HFA, IV, 3, S.451 (Hervorhebung von J. S.)
- 132) Wie Anm. 125, S.42
- 133) HFA, I, 2, S.279
- 134) In diesem Namen wird auf paradoxe Weise die Dynastie der Welfen (Herzöge von Braunschweig) mit einer Nebenlinie des preußischen Königshauses (Fürsten von Hohenzollern-Hechingen) verknüpft.
- 135) HFA, I, 2, S.280
- 136) Wenn man die Zeitangaben in diesem Bericht zusammenzählt, ergibt sich für Cécile in der narrativen Gegenwart ein Lebensalter von ungefähr 26 Jahren. – Da St. Arnaud „ein starker Fünfziger“ ist (wie gleich im ersten Satz des Romans mitgeteilt wird), muss der Altersunterschied in diesem Paar bis zu 30 Jahre betragen.
- 137) HFA, I, 2, S.281
- 138) Vgl. Sagarra (wie Anm. 117), S.129. – Die Verfasserin weist darauf hin, dass die von Bismarck gepflegten Feindbilder – die Katholiken, die Polen, die Welfen (abgesehen von den Sozialdemokraten, die in diesem Roman noch nicht zur Debatte stehen) – durch Gordon mit abwertenden Klischees nachvollzogen werden.

139) HFA, I, 2, S.279

140) Ebd., S.283

141) Ebd.

142) Ebd., S.281

143) Ebd., S.284

144) Die Jugendfreundin und Gesellschafterin Hannah ist für Franziska eine Art Zofe; trotz ihrer lebenslangen Freundschaft existiert also eine Abstufung in der sozialen Position. Die gleiche Abstufung war schon bei den Vätern gegeben: Franziskas Vater war Pfarrer, Hannahs Vater war sein Küster. (Die Vorgeschichte wirkt nach; allerdings hier ganz undramatisch.) Ironischerweise hat Franziska auf dem Theater das verkörpert, was Hannah in ihrem Leben wirklich ist (den fiktionalen Charakter beider Figuren vorausgesetzt): das Rollenfach einer Soubrette. In dieser Rolle mag sie an die namensgleiche Soubrette aus Lessings Komödie erinnern. (Vgl. oben Anm. 108)

145) HFA, I, 1, S.755

146) Ebd., S.751

147) Ebd., S.756

148) Ebd., S.752

149) Vgl. Anhang und Nachwort von Petra Kabus in ihrer Edition dieses Romans (1999) im Rahmen der Großen Brandenburger Ausgabe, bes. S.233-245.

150) HFA, I, 1, S.743

151) Ebd., S.692 - Ein Gleiches wird schon der verstorbenen Tante Amelie („Vor dem Sturm“) zugute gehalten: „’Ich marchandiere nicht’, pflegte sie zu sagen.“ (HFA, I, 3, S.528) Beiden Figuren bescheinigen also ihre Angehörigen bzw. Freunde konsequentes Verhalten, Amelie hinsichtlich ihrer Freigeisterei, Gablenz mit Bezug auf seinen Ehrenkodex.

152) HFA, I, 1, S.861

153) Auf vergleichbare Weise hat Tolstoi das tragische Schicksal seiner Titelfigur Anna Karenina in einen Rahmen zwischen Vorahnung und Rückwendung gespannt und deren Zusammenspiel sogar explizit als Motivation verwendet. Anna lernt Wronski auf dem Bahnhof im selben Moment kennen, da ein Bahnwärter von einem rangierenden Zug überfahren wird (Teil 1, Kap. 18). Ihr Kommentar: „Ein böses Vorzeichen“. Ebenfalls auf einem Bahnhof setzt die Verzweifelte ihrem Leben ein Ende (Teil 7, Kap. 31). Ein sich nähernder Güterzug bewirkt den spontanen Entschluss zum Suizid: „Da fiel ihr plötzlich der überfahrene Mann vom Tag ihrer ersten Begegnung mit Wronski ein, und

sie wusste, was sie zu tun hatte.“ (Lew Tolstoi: Anna Karenina. Roman in acht Teilen. Übersetzt und kommentiert von Rosemarie Tietze. München 2009, S.104 bzw. S.1152) – Den Hinweis auf diese Parallele verdanke ich einem Freund, der sehr belesen ist, obwohl er nicht zur ‚Zunft‘ gehört.

154) HFA, I, 1, S.692

155) Ebd., S.858, 859

156) HFA, I, 4, S.237

157) Anders wäre die Lage für jemanden, der des Hoch- und Landesverrats beschuldigt wird und eine Pistole überreicht bekommt. Der verlangte Suizid wäre hier nur die empfohlene Alternative zur standrechtlichen Erschießung oder strafrechtlichen Hinrichtung.

158) Vgl. Harald Weinrich: Mythologie der Ehre. In: Merkur, 23, 1969, S.224-239; Achatz von Müller: Schauspiele der Gewalt. Vom Zweikampf zum Duell. In: Das Duell. Der tödliche Kampf um die Ehre. Hg. Uwe Schultz, Frankfurt a. M. 1996, S.12-33

159) Das abschließende Duell in Schnitzlers Tragikomödie „Das weite Land“ (1911) wäre im Hinblick auf die unklare, schwer nachvollziehbare Motivierung durchaus mit dem unklar motivierten Suizid Graf Petöfys zu vergleichen.

160) HFA, I, 2, S.405 - Vgl. Ralf Borchers: „Die standesgemäße Erledigung des Konflikts“. Der Tod des preußischen Polizeichefs Friedrich [recte: Ludwig] von Hinckeldey. In: Das Duell (wie Anm.158), S.251-266

161) HFA, I, 2, S.403

162) Das „uns tyrannisierende Gesellschafts-Etwas“ (HFA, I, 4, S.236), das Innstetten zugleich beklagt und anerkennt, könnte nach der Freudschen Topologie im ‚Über-Ich‘ verortet werden. Bei Innstetten ist die Selbstprüfung komplexer: Der mit dem Auffinden der Briefe einsetzende Monolog und das anschließende Gespräch mit Wüllersdorf werden ergänzt durch den noch wichtigeren Monolog nach dem stattgehabten Duell, auf der Rückfahrt im Zug. Hier wird die Funktionsweise der Psyche sehr subtil vorgeführt. Die einleitende Bemerkung des Erzählers enthält eigentlich schon alles: „es waren dieselben Gedanken wie zwei Tage zuvor, nur dass sie jetzt den umgekehrten Gang gingen und mit der Überzeugtheit von seinem Recht und seiner Pflicht anfangen, um mit Zweifeln daran aufzuhören.“ (HFA, I, 4, S.242) Zum Verständnis dieser Umkehrung muss man sich klar machen, dass die Reihenfolge der beiden kontradiktorischen Gedankengänge gerade nicht umkehrbar ist. Im einen (vom Zweifel zur Gewissheit) handelte es sich darum, den von jener ‚Agentur der gesellschaftlichen Zwänge‘ sofort gefassten Entschluss zum Duell nachträglich

argumentativ zu untermauern. Der paradoxe Begriff der ‚Rationalisierung‘ ist hier am Platze: ein unvernünftiges Verhaltensmuster wird mit scheinrationalen Rechtfertigungen ausstaffiert. Im anderen Gedankengang, nach vollbrachter Tat, darf dann zwanglos räsoniert werden, denn der Zweck ist ja erreicht; der Zweifel drängt sich wieder vor und macht die Geschehnisse in ihrer ganzen Absurdität sichtbar. – Vgl. auch Kurt Wölfel: „Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch“. Zum Figurenentwurf in Fontanes Gesellschaftsromanen. In: Zeitschrift für deutsche Philologie, 82, 1963, S.152-171

163) HFA, I, 2, S.405

164) Ebd.

165) Ebd., S.405-406

166) Ebd., S.455

167) Das Motiv der Liebesbriefe zeitigt in „Irrungen Wirrungen“, anders als in „Effi Briest“, keine schwerwiegenden Konsequenzen, lohnt aber doch einen Vergleich. Botho hat von seiner Ehefrau Käthe mit ihrer etwas oberflächlichen Frohnatur weder besondere Neugier noch retrospektive Eifersucht zu befürchten; sie setzt voreheliche Liebschaften ihres Gatten als Normalfall voraus, ahnt aber nicht seine gefühlsmäßige Verstrickung. Sowohl die jahrelange Aufbewahrung der Liebesbriefe im Geheimfach als auch ihre abschließende Verbrennung betreffen lediglich Bothos Gefühlshaushalt. Die Absicht sein Geheimnis zu verstecken dürfte kaum eine Rolle gespielt haben. Paradoxerweise erfährt Käthe erst durch die nicht beseitigten Spuren des Autodafés, ein Aschehäufchen im Kamin, dass es solche nostalgischen Überbleibsel gegeben hat. Botho aber muss erkennen, dass weder ein Sichklammern an Souvenirs noch ihre Vernichtung durch einen Willensakt das schmerzliche Erinnerungsbild selbst tangieren. Im Falle Effis dagegen ist die versäumte Entsorgung der Zettel und Briefe – Zeugen ihres Ehebruchs vor einem prinzipienstrengen Gatten – nichts als sträflicher Leichtsin. Wie die Geheimrätin Zwicker schreibt: „Wozu gibt es Öfen und Kamine? Solange wenigstens, wie dieser Duellunsinn noch existiert, darf dergleichen nicht vorkommen.“ (HFA, I, 4, S.258) Während die arglose Ehefrau Käthe das Thema mit der Bemerkung abtut: „Liebesbriefe, zu komisch.“ (HFA, I, 2, S.472), muss dem argwöhnischen Ehemann Innstetten sofort klar sein, dass seine Entdeckung tragische Folgen haben wird.

168) Dass Botho bereits am nächsten Tag wieder mit der hartnäckigen Vergangenheit und mit dem Thema Liebe vs. Ehe konfrontiert wird, ist einer jener Scheinzufälle, die nur in fiktionalen Kleinwelten ihr Spiel treiben. Die thematische Engführung wird durch die temporale Nähe verstärkt. Zusätzlich

entsteht ein Brückenschlag zwischen analogen Situationen, der sich im Gedächtnis des Protagonisten zu ereignen scheint (wie wir es schon bei Graf Petöfy angetroffen haben): „Dabei kam ihm der Tag wieder in Erinnerung, an dem er hier auch herumgeritten war, um sich Mut für den Abschied von Lene zu gewinnen“.(HFA, I, 2, S.458) Der souveräne Autor verhält sich so ähnlich, wie es absolutistische Könige beanspruchten: ‚car tel est notre plaisir’.

169) HFA, I, 2, S.460

170) Ebd., S.461

171) Ebd., S.404

172) Vgl. HFA, I, 2, S.403 bzw. S.461

173) Ebd., S.461 f.

174) Ebd., S.461

175) Ebd., S.404

176) Ebd., S.462, 463